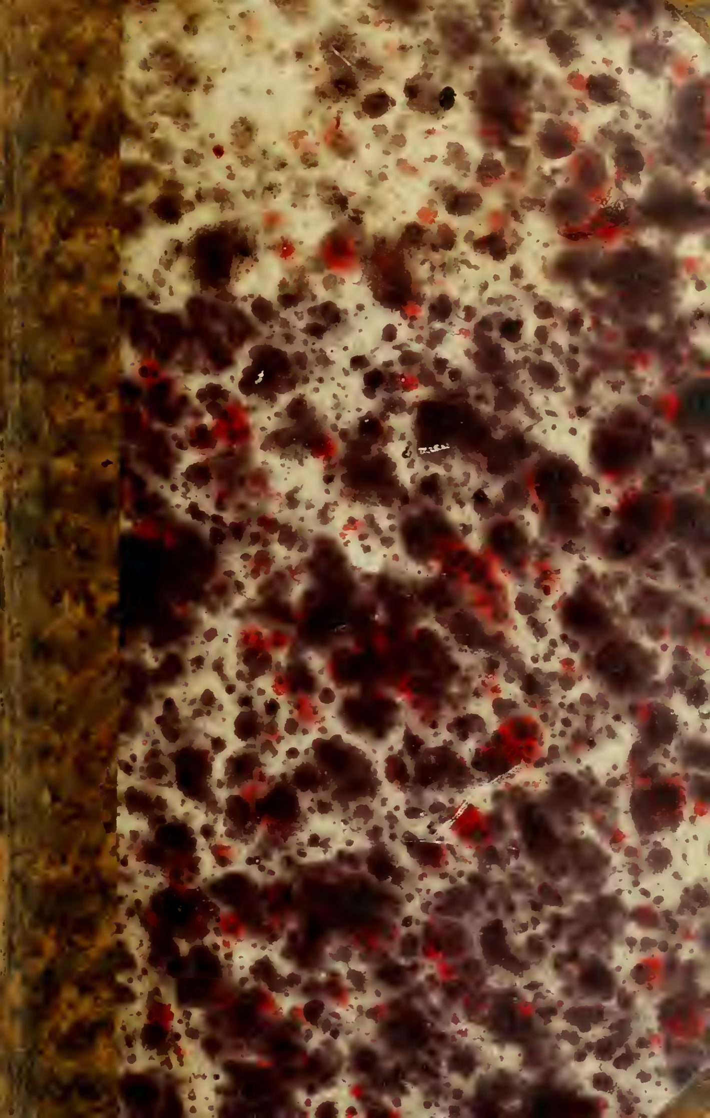




Das himmlische Reich.

Oder

China's

Leben, Denken, Dichten und Geschichte.

In vier Bänden.

Erster Band:

Die Chinesen wie sie sind.

Crefeld, 1844.

Verlag der J. H. Funcke'schen Buchhandlung.

Die

Chinesen wie sie sind.

Neue Uebersetzung und Bearbeitung

des Werkes von C. Lay:

The Chinese as they are.

Nebst einer Skizze der geographischen Verhältnisse China's und der Geschichte des englisch-chinesischen Krieges

von

J. Wilfert.

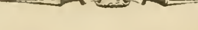
Mit vielen Bildern.

Herausgegeben

von

Johann Cramer.





Crefeld, 1844.

Verlag der J. H. Funcke'schen Buchhandlung.



Druck von J. W. Dietz in Köln.

Dem

Herrn Commerzienrathe

F. W. Grube,

Königlich-Preußischem Konsul für China,

in tiefster Verehrung gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorbericht des Herausgebers.

Nachdem der Unterzeichnete sich mit den nothwendigen literarischen Kräften in Verbindung gesetzt und die so bedeutenden Vorbereitungen zu diesem Unternehmen beseitigt hatte, glaubte er im Herbste des vorigen Jahres das deutsche Lesepublikum bereits vorläufig darauf aufmerksam machen zu dürfen. Er äußerte sich damals in folgender Weise: „Das ungeheure Weltreich im Osten, China, ist durch die „letzten Kriegsereignisse in jenen Gegenden unseres „Planeten, die nach der Wiege der Menschheit hinweisen, uns um Vieles näher gerückt, und das „abenteuerliche, fabelhafte Land wird mit der Zaubergewalt der allgemeinen Zeitbewegung in den „sich immer mehr erweiternden Kreis des unaufhaltsamen Fortschrittes aufgenommen; wir glauben „daher, dem deutschen Volke mit obigen drei Büchern „ein willkommenes Anerbieten zu machen, und nicht „nöthig zu haben, durch viele Worte das Zeitgemäße „unseres Vorhabens hervorzuheben."

Und wirklich bedurfte es auch nur dieser wenigen Worte, um die Theilnahme für ein solches Unternehmen auf die erfreulichste Weise bethätigt zu sehen.

Es gingen unterdessen von allen Seiten sehr zahlreiche Nachfragen nach den damals angekündigten drei Bänden, woraus das Werk vorläufig bestehen sollte (zu welchen nun noch ein vierter Band, die „kurze Geschichte China's" enthaltend, hinzukommen wird), bei der Verlagshandlung ein.

Es ist dies eine Genugthuung für das Vertrauen, das der Unterzeichnete in das deutsche Lesepublikum setzte, daß dasselbe die früheren Bestrebungen: durch seine Vermittelung den Koran, die franz. Gesetzbücher, das Concil von Trient rc. in treuer deutscher Uebertragung zu erhalten, nicht ohne eine aufmunternde Anerkennung beachten werde. Er kann dieser Genugthuung und Anerkennung, wie sie sich seit Ankündigung der durch ihn herauszugebenden Schriften über China kund that, nur mit Dankbarkeit eingedenk sein, und findet darin einen lebhaften Sporn, auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten, und durch andere ähnliche Unternehmungen, wozu bereits die regsamsten Einleitungen getroffen sind, sich dem intellectuellen Bestreben der Gegenwart nicht unwürdig anzureihen.

Johann Cramer.

Inhalt.



Erstes Kapitel.

China in geographischer Hinsicht.

China, in Bezug auf seine Ausdehnung die dritte Macht von Asien, wird von den Chinesen das himmlische Reich oder Tat-sching-kun genannt, bei den Arabern wird es mit dem Namen Sina und das ganze Mittelalter hindurch mit dem Namen Kathai bezeichnet. Schließen wir die Insel Hainan aus, so erstreckt sich China vom 20sten bis zum 41sten Grad nördl. Breite, hat also in der Richtung von Süden nach Norden durchschnittlich 1200 geographische Meilen an Ausdehnung und in jener von Westen nach Osten durchschnittlich 20 Breitegrade. Seine Ostküste, die mit dem Busen von Leao-tung beginnt, wo das Land an die Mandschurei gränzt, wird anfangs von dem Hoang-hai oder gelben Meer bespült, wendet sich erst südwestl. nach dem Busen von Petscheli oder Peking, zieht sich dann am Cap Macartney vorbei wieder landeinwärts, bis zu den Mündungen des Yang-tse-kiang; hier beginnt das Gebiet des Tong-hai oder Ostmeeres, welches von den Lieukieu- und den südlichen japanischen Inseln eingeschlossen ist. Gegen Süden stößt es an das Reich Anam, wovon es durch eine, nach Birman zu sich mehr erweiternde Gebirgskette getrennt ist; doch sind wir noch nicht im Stande, diese Gränze ganz zu verfolgen. Westlich gegen Tibet schließt der Strom Kin-scha-kiang, gegen das Ordosland der Oberlauf des gelben Flusses und im Norden die große Mauer gegen die Mongolei das Reich ab.

Die Oberfläche von China ist von sehr verschiedener Höhe. Das Land hebt sich gewöhnlich von der Küste in der Richtung nach Westen terrassenförmig empor. Von Gebirgsketten verdienen nur vier besonders hervorgehoben zu werden, nämlich die südlichste, das Küstengebirge Jü-Ling im Süden des Stromes von Canton, der Nan-Ling oder die Südkette, der Ta-pa-Ling, auch Mittelkette und endlich der Pe-Ling oder die Nordkette, deren höchste Gipfel beständiger

Schnee bedeckt, und deren westliche und nördliche Verzweigungen der Lung-schan und die Schansi-kette sind.

Die beiden Hauptströme des Landes sind der Hoang-ho und der Yang-tse-kiang, beide zu den bedeutendsten der Erde gehörend, weil sie nur dem Amazonenstrome und dem Missisippi an Größe nachstehen. Der Stromlauf des Hoang-ho oder gelben Stromes beträgt in directem Abstand von der Quelle zur Mündung 280 geogr. Meilen, dagegen, alle seine Krümmungen eingerechnet, fast das Doppelte. Er kommt aus der Nähe des Khuku-Noor oder blauen Sees von den Abhängen des Siue-Schan und des Bayan-Khara,*) durchbricht ersteren in einer von steilen Felswänden eingeengten Schlucht, fließt anfangs nördlich, wird dann durch das Vortreten des In-schan genöthigt sich westlich zu wenden, und fließt dann südwärts bis sich der Wei-ho in ihn ergießt. Nun biegt er sich plötzlich ostwärts und verfolgt diese Richtung, bis er, nachdem er vorher den ziemlich wasserreichen Huai-ho aufgenommen hat, sich in das Hoang-hai oder gelbe Meer ergießt. Wegen der Niederung des Landes an dieser Mündung ist das Land beständigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und die Erhaltung der Dämme kostet der Schatzkammer jährlich 6 bis 7 Millionen Thaler. Obgleich dieser Strom, wie der nördlicher liegende Amur, zu den Riesenströmen der Welt gehört, indem er einen Raum der Erde bewässert, der in Europa ganz Spanien, Frankreich und Deutschland mit Holland und der Schweiz gleichkommt, ist er bei den Chinesen nur ein Strom zweiten Ranges, weßhalb er nicht Kiang, wie sein südlicher Nachbar, sondern Ho genannt wird.

Der Yang-tse-kiang (auch kurz Kiang) ist mit seiner Quelle von seiner Mündung in directem Abstande um 390 geogr. Meilen entfernt, während sein Stromlauf 630, also fast 100 geogr. Meilen mehr, als der des Hoang-ho beträgt. Seine Länge würde man erst erreichen, wenn man den Stromlauf der Wolga, des Rheines und der Weser zu

*) Nach dem Buche Yu soll er am Kuen-lun, einem Gebirge von 2500 Li oder einigen hundert Meilen Höhe, da entspringen, wo Sonne und Mond auseinander weichen, und sich verbergen, um wieder glänzender hervorzutreten, wo eine Quelle von süßem Wein und ein See voll kostbarer Edelsteine ist.

einem vereinte. Er entspringt unter dem 34° nördlicher Breite und führt in seinem Oberlaufe die verschiedenen Namen Muru-ussu (in dem tatarischen Steppenlande), Bu-rei-tsiu (bei den Tibetern), Kincha-Kiang (Fluß mit dem Goldsande) und nach seinem Eintritt in Yün-nan Strom der neuen Gränze, zum Unterschied von dem ihm von der linken Seite zufließenden Yalung-Kiang oder Fluß der alten Gränze. Nachdem er sich mit diesem vereinigt hat, verläßt er die südliche Richtung und fließt östlich, empfängt dann wieder auf der linken Seite einen Nebenfluß, von dem der Strom den Namen Ta-kiang, auch Min-kiang annimmt. Auf seinem mittlern Laufe hat er bereits eine Breite von mehr als einer halben Stunde; er muß sich, unter vielen Krümmungen oft mit großer Gewalt einen Weg durch enge Felsen bahnen, und manche Abhänge hinunterstürzen, an denen sich die Chinesen dennoch mit ihren Fahrzeugen hinabwagen. Bei King-tscheu-fu fließt er sanfter. Der Strom ist beständig mit einer Menge ungeheurer Flöße bedeckt, weil viele chinesische Kaufleute einen sehr einträglichen Handel mit Holz treiben, das auf der westlichen Grenze des Reiches gehauen und verflößt wird. Die Flöße sind etwa zehn Fuß breit, oft eine halbe Stunde lang und werden immer verlängert, so oft man Holz antrifft, welches hinten angehängt wird. Das ganze Floß ist durch die Zusammensetzung gelenkig, wie die Glieder einer Kette, kann daher die Strömung ohne besondere Gefahr bestehen. Seine Ufer haben die reichste üppigste Vegetation von Kastanien- und Rohrwäldern, Pomeranzen-, Citronen- und Limonen-Pflanzungen, Reis, Baumwolle, Seide, Theestauden und Ueberfluß an Thieren aller Art. Noch reicher ist der Unterlauf und besonders wird Hu-kuang die Kornkammer von China genannt. Erst an seiner Ausmündung in's Meer empfängt er bei den Chinesen den Namen Yang-tse-kiang.

Für den innern Handel des Reiches ist den Chinesen in ihrem Kaiserkanal, einem Unternehmen, das an Größe und Ausdehnung, ebenso wie die große Mauer, von keinem Werke in der Welt übertroffen wird, ein herrliches Communikationsmittel geboten. Wegen der großen Seltenheit der Landstraßen dienen die vielen Kunstkanäle zum Waarentransport und sind daher beständig mit einer Menge von beladenen Junken, Waarenschiffen und Flößen gefüllt, die einem nicht geringen

Theile der Einwohnerzahl zur Erwerbsquelle dienen. Der größte dieses sich über das ganze chinesische Reich verzweigenden Kanalsystems, der Kaiserkanal, verbindet die im hohen Norden gelegene Residenz Peking mit den meisten Provinzen des mittlern und südlichen China. Ein solches riesiges Werk konnte bei dem gänzlichen Mangel aller zur Ersparung von Kraft und Zeit dienenden Maschinen nur in einem Lande gebaut werden, wo, wie in China, auf einen Wink des Herrschers Tausende herbeieilten und alle ihre Kräfte aufboten, dem Frohndienste nachzukommen. Die südliche Hälfte des Kanals, nämlich jene im Süden des Hoangho bis zum Takiang, wurde zuerst gebaut. Schon im 7. Jahrh. begann der Kaiser Yangti die Anlage neuer und die Erweiterung bestehender Kanäle, um aus dem Hoangho in den Takiang und die kleineren schiffbaren Flüsse des Südens gelangen zu können. Um das Jahr 1180 n. Chr. ließ Hiao-tsung, ein Kaiser aus der Sung-Dynastie, die Südhälfte ausbessern, reinigen und durch drei Schleusen mit dem See Tsinghu verbinden. Wir übergehen die zahlreichen Benennungen, welche die verschiedenen Seitenlinien und Verzweigungen des Kanals tragen, und begnügen uns anzuführen, daß er an der Stadt Hangtscheu-Fu oder Quinsay (nach Marco Polo) in einem großen Bassin endet; ein Kanal, der sich in viele andere verzweigt, umströmt die ganze Stadt, die dadurch zu einem Hauptstapelplatz des Reiches geworden. Sie ist fast ebenso volkreich, wie Peking, zählt eine Million Einwohner und hat eine Menge von Läden, Magazinen &c., die nach der eigenen Aussage der Engländer jenen von London an Glanz und Fülle nicht nachstehen. Ja nach der Aussage der Jesuiten, die sehr viel zur Kenntniß China's beigetragen haben, sollen die Straßen der Stadt ebenso belebt sein, wie jene von Paris, nur daß man keine Weiber auf denselben erblickt.

Auf der Strecke vom Yang-tse-kiang nach dem Hoangho, die voller Seen und Märsche ist, hat man den hier etwa 20 Fuß breiten Kanal über einen von Mauerwerk eingefaßten Erddamm geleitet. Auf dem linken Ufer des Hoangho schließt sich die nördliche Hälfte des Kanals an, durchströmt mehre Seen, Teiche, Moräste, alte Flußbette, wird durch das Wasser mehrer Ströme, wie des Wenho und des Weiho, bedeutend vermehrt und fließt nach der Vereinigung mit letzterem

unter dem Namen Hiaho oder Untere Fluß in den von Peking herauskommenden Peho.

Ein nicht minder großartiges Werk ist die chinesische Mauer, die von dem ersten Herrscher, der 200 J. v. Chr., oder etwa 2000 Jahre vor unserer Zeit ganz China unter seiner Gewalt vereinigte, erbaut wurde. Sie begränzt den ganzen Norden von China, indem sie sich längs den drei Nordprovinzen vom Golf von Petscheli bis nach Syning, auf dem 15. Grade westlich von Peking, erstreckt, und hat eine Ausdehnung von 325 geogr. Meilen. Die Kaiser der Ming-Dynastie bauten noch westlich in der Nähe von Peking einen Wall hinzu, der sich auf den Karten verzeichnet findet. Wenn man, so berichtet der Capitain Parish, der im Gefolge der im Jahre 1793 unternommenen Gesandtschaft des Lord Macartney, die Tatarei besuchte, sich der Mauer aus der Ferne nähert, so glaubt man eine fortlaufende Hügelreihe aus einer Bergkette von Gneiß oder Granit vorspringen zu sehen, bis man sich endlich überzeugt, daß es eine mit Schießscharten versehene Mauer war, die über den Rücken der höchsten Berge, in die tiefsten Thäler, ja vermittels Bogen selbst über breite Ströme hinweg geleitet, an gefährlichen Stellen sogar doppelt geführt war, und die man alle hundert Yards mit riesigen Thürmen und Bastionen gesichert hatte. Eine der höchsten Bergketten, über welche die Mauer sich zog, war 5000 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben; kurz dieses Werk übertrifft an Größe und Ausdehnung alle übrigen und hat mit Erfolg allen Anfällen getrotzt, bis endlich die Uebergewalt von Zenghis-Khan das chinesische Reich über den Haufen warf. Die Mauer besteht aus einem hohen Erdaufwurf, der von beiden Seiten mit starker Ummauerung bekleidet und oben mit tafelförmigen Steinen bedeckt ist. Die ganze Höhe, mit Einschluß einer Schutzwehr von 5 Fuß, ist zwanzig Fuß auf einer, zwei Fuß unter dem Mauerwerk vorspringenden Basis, die wieder je nach der Höhe des Bodens höher oder niedriger ist. Die Dicke der Mauer am Fuße beträgt fünf und zwanzig Fuß und verschmälert sich bis oben auf fünfzehn. Die Thürme haben am Boden vierzig Quadratfuß, oben aber nur etwa dreißig und sind sieben und dreißig Fuß hoch. An besondern Stellen haben hingegen die Thürme zwei Stockwerke und eine Höhe von acht und vierzig Fuß. Die Ziegelsteine, deren nach einer an-

gestellten Berechnung mehr dazu verwendet worden sind, als zu dem Bau sämmtlicher Wohnhäuser von England und Schottland (man schätzt ihre Zahl auf 1,800,000), haben, wie die meisten in China, eine bläuliche Farbe, da ihre Ziegelerde beim Brennen diese Farbe annimmt, sind fünfzehn Zoll lang, etwa halb so breit und vier Zoll dick.

China, das früher fünfzehn Provinzen hatte, zählt deren jetzt achtzehn, indem drei der größten in zwei getheilt wurden; diese Provinzen (Fu) zerfallen in 242 Tscheu oder Unterprovinzen. Da eine ausführliche Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Provinzen nicht in der Absicht der gegenwärtigen Skizze liegen kann, begnügen wir uns mit der Hervorhebung jener Provinzen und Städte, die am meisten unsere Aufmerksamkeit verdienen. Gehen wir vom Norden aus, so finden wir in der Umgegend von Peking nichts besonders Merkwürdiges. Rings um die Hauptstadt liegt flaches, sandiges, unfruchtbares, schlechtbebautes Land; die Häuser sind höchst ärmlich und bis vor die Thore von Peking nur erbärmliche Lehmhütten. Die Stadt ist von einer 25—30 Fuß hohen Mauer umgeben, die in regelmäßigen Zwischenräumen mit Thürmen, auf deren Spitze sich kleine Wachtthürmchen befinden, versehen ist, und durchaus nicht geeignet, große Erwartungen in uns hervorzurufen. Wegen der gleichen Höhe der Dächer der schnurgerade gezogenen Häuser, die meist nur ein Stockwerk, oben eine Terrasse, und einen mit Blumentöpfen und Gewächsen gezierten Balcon haben, ist man versucht, sie für ein ungeheures Waarenlager zu halten. Sie bildet ein längliches Viereck, hat auf der Südseite drei, auf den andern drei Seiten aber zwei Thore und hat daher auch den Namen „die Stadt mit neun Thoren"; doch ist ihre gewöhnliche Bezeichnung Peking oder der nördliche Hof. Das mittlere Thor der Südseite führt zu der kaiserlichen Stadt, einem großen, durch eine Mauer von rothpolirten Ziegelsteinen und mit gelb angestrichenen und überfirnißten Schindeldächern umschlossenen Raum in der Form eines Rechtecks, in dessen Innern sich nicht allein der kaiserliche Pallast und dessen Gärten, sondern auch die Regierungsgebäude, die Wohnungen der Minister, Künstler, der Verschnittenen, der Krämer u. s. w. befinden. Ein kleiner hierdurch fließender Strom versorgt sie mit Wasser und ist außerdem zu geschickten Anlagen benutzt worden. Tritt man

durch das Thor der Stadt, so wird man überrascht von der Menge der Läden, vor denen an großen hölzernen, mit bunten Flaggen und Bändern geschmückten Stangen, höher noch wie die Häuser selbst, Inschriften mit goldenen Buchstaben hangen, welche die Vorzüglichkeit der Waaren anpreisen; ebenso sind die Häuser meist himmelblau oder grün mit Gold bemalt. —

Ungeachtet der breiten Straße, welche ein Thor mit dem gegenüberstehenden verbindet, hat man nicht geringe Mühe sich hindurch zu winden, indem die beweglichen Werkstätten der Kessel- und Schuhflicker, Barbiere, Grobschmiede u. s. w., die Buden für Thee, Obst und allerlei Eßwaaren die Straße oft ganz versperren. Zu diesem Leben und Treiben zähle man noch den Zug von Soldaten und Offizieren zu Pferde, der Staatsbeamten mit ihren bunten Sonnenschirmen und prächtigem Gefolge, die schmetternde Musik, die Schaaren von Dromedaren, welche mit Kohlen beladen aus der Tatarei kommen, die mit Gemüse rc. beladenen Schubkarren und Handwagen, das Geschrei der ihre Waaren feilbietenden und anpreisenden Verkäufer und die geräuschvolle Menge, so hat man ein ziemlich getreues Bild der bevölkertsten Straßen Pekings. Dazwischen treiben sich Gaukler, Taschenspieler, Wahrsager, Quacksalber und Comödianten umher, welche das Gedränge so sehr vermehren, daß einer hohen Person, wenn sie hindurch will, erst einige Tataren voraufgeschickt werden, die mit Peitschen die Menge auseinander treiben. — Die Frauen, die man in Peking auf den Straßen sieht, sind meist Tatarinnen; sie setzen sich kreuzweis wie die Männer auf's Pferd, färben ihr Gesicht mit Bleiweiß und Schminke und haben, wodurch sie gleich von den chinesischen Frauen zu unterscheiden sind, ungeheuer große Füße. Dagegen sind die chinesischen Frauenzimmer viel zurückhaltender, und sieht man auch bisweilen ein chinesisches Mädchen an der Hausthüre ein Pfeifchen rauchen, so zieht es sich doch bei der Annäherung von Mannspersonen sogleich zurück.

Die bedeutendste Stadt von Petscheli ist nächst Peking die sehr lebendige Küstenstadt Tientsin, welche das Salzdepot für die Residenz ist, weßhalb ungeheure Massen von Salz, die längs dem sumpfigen Gestade des Meeres erzeugt werden, hier aufgeschichtet sind. Der Norden von Petscheli ist so flach und tiefliegend, daß die Fluth, die in

dem Golf nur etwa um neun Fuß sich erhebt, mehr als 100 (engl.) Meilen in den Peiho hinaufströmt. Beim Eintritt in die angränzende Provinz Schantung von der Südseite zieht der hier beginnende Kaiserkanal die Aufmerksamkeit auf sich und auf den Landseen und Teichen bemerkt man viele Kähne mit dem zum Fischen abgerichteten Fischreiher, einem braunen Vogel mit weißem Halse, weißlichem Unterleib mit braunen Flecken und gelbem Schnabel. Beim Fischen verhindert man diese Vögel, die gefangenen Fische zu verschlucken, indem man über den schmalern Theil des Halses einen Ring schiebt, der, nachdem der Auswurf nur zurückgeblieben ist, zurückgeschoben wird. — In Kiangnan, das in die beiden Provinzen Kiang su und Ganhoey zerfällt, verbessert sich das Land, denn es ist unstreitig die reichste Provinz von China und berühmt wegen ihrer zu Sutschow verfertigten Seide und lackirten Waaren. Nanking, die ehemalige Residenz, die von der herrschenden Tatarendynastie mit Peking vertauscht wurde, weil dies ihrer Heimat näher liegt, hat siebenzehn (engl.) Meilen im Umfang, ist kreisförmig gebaut und hat ein herrliches Klima. Vorzüglich merkwürdig ist der dortige Porzellanthurm, ein elegantes und sonderbares Gebäude, sowohl wegen der Regelmäßigkeit seiner Bauart, wie wegen des dabei verwandten Materials sehenswerth. Es ist achteckig und von gemeinem Ziegelsteine gebaut, der aber mit weißem polirten Porzellan überkleidet ist. Um jedes Stockwerk läuft eine leichte Balustrade von grünem Porzellan mit vier bunten und phantastisch ausgeschmückten Thoren, die nach den vier Weltgegenden hinausgehen. Bei dem Gebäude sind eigene Priester und Bonzen angestellt, die neben ihrer gewöhnlichen Beschäftigung noch bei festlichen Gelegenheiten für die Beleuchtung des Thurmes Sorge tragen müssen. — Nanking hat sehr starke Mauern, die an manchen Stellen sich bis auf 70 Fuß erheben. — Der wichtigste Handelsplatz ist der an der Mündung des Kiang liegende Seehafen Schanghai. Nicht weit davon liegt „die goldene Insel", berühmt wegen ihrer schönen Lage und ihres herrlichen Klima's; sie hat zahlreiche Tempel, die dem Buddha- oder Fo-Dienste gewidmet sind, und wird schon von Marco Polo sehr genau beschrieben. Gegenwärtig werden die Berge dieser Insel durchwühlt, um den Engländern die durch den Friedensschluß von Nanking

verschuldeten Kriegskosten zahlen zu können. Der südlichste Theil der Provinz, um die Stadt Hoey-tschow-fu bringt den besten grünen Thee hervor, der in einem auch zur Porzellanerzeugung verwandten Boden von zersetztem Granit, mit reichlicher Beimischung von Feldspath trefflich gedeiht. — Daran stößt die Provinz Kiang-sy, der Naturschönheiten und des lieblichen Klimas wegen wohl die reizendste aller Provinzen. Um aus ihr zu der angränzenden Provinz Cuantung (Kanton) zu gelangen, muß man einen durch ein steiles Gebirge gebrochenen Paß, den Meiling-Paß genannt, überschreiten. Von der Höhe dieses Passes bietet sich Kanton in seiner ganzen Ausdehnung dar. Die Bedeutung Kanton's als des Vermittelungspunktes im Handel von China mit Europa, ist zu wichtig, als daß wir uns einer kurzen Beschreibung dieser Stadt enthalten könnten.

Das Gedränge von Booten aller Größen, Gestalten und Farben, die sich auf dem Cantonflusse bewegen, verbunden mit dem Getöse und Lärm der verschiedensten Töne, die man nach allen Seiten vernimmt, machen auf das dessen ungewohnte Ohr einen fast betäubenden Eindruck. Vor dem Eingangsthore zu dem Garten der Compagniefaktorei liegen mehre Mandarinen- und Hupo-Boote, welche das Gepäck der Fremden zu untersuchen angewiesen sind. Die lebendige Bewegung im Innern der Stadt und auf dem Flusse ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die chinesische Regierung Canton als den einzigen Ort zum Außenhandel bestimmt hat, sei es nun, weil wegen der Entfernung der Hauptstadt Kaiser und Hof möglichst wenig mit den Europäern in Berührung kommen; sei es nun, weil durch den Transport der Waaren von hier aus nach den verschiedenen entlegenen Theilen des Reiches die Einkünfte des Staates sich bedeutend mehren und zudem verrätherische Verbindungen zwischen Eingeborenen und Europäern leichter überwacht und verhindert werden können. Ist daher den Engländern der Handel auch gestattet, so ist es ihnen doch jetzt noch auf's Strengste untersagt, ihre Frauen und Kinder mit sich zu führen, wie oft sie auch beim Kaiser darum eingekommen sind. Ein höherer englischer Beamte ließ im J. 1830 seine Gattin, von gutbewaffneten Schiffsbooten geschützt und vertheidigt, den Fluß hinauffahren und in seine Wohnung bringen. Zwar verhielten sich die Chinesen ruhig, aber mit einem Male wurde der Handel abgebrochen und die

Lebensmittel gänzlich abgeschnitten, welche Maßregel es nöthig machte, daß sich die Dame wieder nach Macao zurückzog.

Die Ausfuhr durch europäische Handelsschiffe besteht hauptsächlich in Thee und Seide. Man unterscheidet grünen und schwarzen Thee; von ersterem nennen wir den Kaiser- oder Blumen-, den Perlthee u. s. w., von diesem den Souchong-, Campoi-, Peko- und Bohethee, meist in der Provinz Fukien wachsend, während der grüne Thee mehr in Kiangnan und Tschikiang angebaut wird. Der Absatz nach England ist sehr bedeutend; in den letzten drei oder vier Jahren vor Ablauf ihres Freibriefes führte die ostindische Compagnie jährlich 31½ Millionen Pfund ein. Dieser Verbrauch hat sich mit Eröffnung des Freihandels noch bedeutend gesteigert; so betrug die Ausfuhr im Jahre 1834 (auf 150 britischen Schiffen) mehr als 43½ Millionen Pfund, und vom 1. Okt. 1836 bis 10. April (also in etwa einem halben Jahre) 1837 nicht weniger als 33 Millionen Pfund. Der Handel in Seide umfaßt sowohl die rohe wie die verarbeitete. Der Seidenbau, der unter dem besondern Schutze der Kaiserin steht, wird in manchen Provinzen sehr lebhaft betrieben. Die Einfuhr der Engländer nach China besteht besonders in Baumwolle, worin der Bedarf ziemlich bedeutend ist, in englischen Manufakten, die jedoch wegen der Beschränkungen, denen sie unterliegen, nicht so großen Absatz finden und in Opium, das, wenngleich verboten, den Haupteinfuhrartikel bildet (nach Lord Palmerston's Angabe im Parlamente ⅗ des ganzen Einfuhrwerthes). (Vgl. Kap. 2.)

Der ausländische Handel Canton's befindet sich in den Händen von eigens durch die Regierung angestellten Kaufleuten, den Hongs, mit welchem Namen auch die prachtvollen Gebäude der Engländer bezeichnet werden. Kein europäisches Schiff darf den Strom hinauffahren, wenn nicht ein Hong Bürgschaft für dasselbe leistet, dem auch jeder von dem Europäer begangene Verstoß aufgebürdet wird. Der Stadt gegenüber liegt Macao, bis 1842 die einzige europäische Colonie, welche mit einigem Erfolge an der Küste von China gestiftet wurde. Sie gehört den Portugiesen, welche anfangs hier nur ihre Waaren unter Schutz gebracht zu haben scheinen und noch gegenwärtig dem Kaiser eine hohe Grundrente zahlen müssen. Die Portugiesen besitzen hier nur wenige Schiffe, mit denen sie Handel treiben. Man zählt

mit Einschluß der Sklaven 5000 Portugiesen, dagegen 30,000 chinesische Bewohner.

Noch müssen wir hier der beiden gleichfalls an das Meer stoßenden Provinzen Tschekiang und Fukien gedenken, von denen erstere in Bezug auf Seidenmanufaktur mit Kiangnan wetteifert und deßhalb ausgedehnte Maulbeerzucht betreibt. Die bedeutendste Stadt derselben ist Hong-Tschow, in der Spitze eines nach ihr benannten Meerbusens; nicht weit davon liegt auch der reizende See Syhu, der etwa sechs Meilen im Umfang hat und mit Barken bedeckt ist, die ganz dem Vergnügen und der Ausschweifung gewidmet sind. Etwas südlicher, unter dem 30sten Breitegrade, liegt der bekannte Hafen von Ningpo, früher der Stapelplatz des europäischen Handels. Ihr gegenüber liegt die Insel Tschusan mit der Hauptstadt Tinghai. — Die Einwohner der Provinz Fukien, die am längsten der Gewalt der Mandschutataren Widerstand leisteten, haben eine besondere Vorliebe für die See und sind deßhalb auch Matrosen oder Befehlshaber auf allen Schiffen des Kaisers. Fukien ist die eigentliche Heimath des schwarzen Thees und Bohe nur eine verdorbene Aussprache von Boe-Schan, der Hügelkette, auf welcher der Anbau desselben besonders lebhaft betrieben wird.

Wir haben nun einen flüchtigen Umriß der schönsten und volkreichsten Provinzen China's gegeben. Die übrigen sind tiefer im Innern gelegen und haben für den Europäer, da sie mit dem Handel gar nicht in Berührung kommen, kein Interesse. Eine der größten ist Hukuang, das durch den Tongting See in zwei kleinere Provinzen, Hupe und Hun-Nan (nicht zu verwechseln mit der im Norden gelegenen Provinz Ho-Nan), d. i., nördlich und südlich vom See getheilt. Daran stößt im Nordwesten die Provinz Kuangsy, die mit Canton unter demselben Vicekönig steht. Nördlich von Kuangsy liegt Kueitschow, eine kleine gebirgige Landschaft, deren Südthal von dem Stamme der Meaou-tsze bewohnt ist, der sich immer unabhängig zu halten gewußt hat.*) — Der westlichste Theil des Reiches ist die Provinz Yün-nan, welche an das Birmanenreich gränzt und nicht weit von dessen Hauptstadt Amerapura entfernt ist. Diese Provinz ist sehr gebirgig und hat Ueberfluß an Metallen

*) Man vergl. das betreffende Kapitel.

und andern schätzbaren Mineralien. Ihre Flüsse führen Gold, besonders der **Kiang**, welcher einen Theil derselben durchströmt. — Nordöstlich von Yün-nan betritt man die Provinz **Szetschuen**, gleichfalls vom Kiang durchströmt und von den Schneebergen durchzogen, welche die Gränze gegen Tibet bilden und wohl die höchsten von ganz China sein mögen. Nördlicher noch liegen die Provinzen **Schensy**, deren westlicher Theil auch den Namen **Kansy** führt, und **Schansy**, beide die Spuren von vulkanischer Thätigkeit tragend, indem Salzquellen, Höhlen mit entzündlichem Gase und heiße Sprudel häufig vorkommen. Dieser vulkanische Strich läßt sich von hier durch Szetschuen und Yünnan bis Birma und auf die malayische Halbinsel verfolgen, wo er sich noch fortzusetzen scheint, um auf den Inseln Sumatra und Java nochmals aufzutreten.

Zweites Kapitel.

Opium-Handel. Opium-Manie und ihre Gegenmittel.

Die Verbote gegen das Opium *) haben den Verbrauch desselben bedeutend gesteigert, denn ein verbotener Genuß reizt doppelt und die Verkäufer wie die Zollbeamten haben dabei

*) Das Opium beschränkt sich, seiner Erzeugung nach, auf die Provinzen Benares und Behar und ist Monopol der ostindischen Compagnie. Der muthmaßliche Ertrag eines jeden Feldes wird vor der Ernte dem **Ryot** (Anbauer) abgeschätzt. Der Anbau erfordert viel Arbeit, indem das Feld, um es jeder Zeit stark bewässern zu können, von zahlreichen Gräben durchschritten werden muß. Wenn der Mohn gereift ist, macht man mit einer Muschel kleine Einschnitte in die Köpfe, sammelt den Saft in kleinen Gefäßen und widerholt dies etwa sechs Wochen, täglich, bis die grüne Farbe des Mohn sich in Weiß verwandelt hat. Nun läßt man den Saft sich verdicken, formt ihn in Küchelchen von 1 Zoll Dicke und 3—4 Durchmesser und setzt diese, um sie ganz austrocknen zu lassen, der Luft aus. Den Ryots ist es auf das Strengste verboten, etwas zu verheimlichen oder selbst zu verkaufen. — Im Handel erleidet das Opium noch eine Veränderung; indem man es in heißem

einen dreimal größeren Vortheil. Man widerrufe das Verbot und der Reiz zu verkaufen und zu rauchen wird nicht halb so groß sein, und der Fluch, unter dem das Land schmachtet, in demselben Maße abnehmen. Es ist des Gesetzgebers Aufgabe, Sorge zu tragen, daß jedem Unterthan das Seinige wird; wenn er aber Sittengesetze aufstellt, so tastet er die Rechte der Beherrschten an und statt, seiner Bestimmung gemäß, zum Heile der Gesellschaft zu wirken, wird er eine Pest für sie. Die tatarischen Behörden haben eine Maßregel ergriffen, die im Prinzip wie in der Ausführung gleich verkehrt ist, und die eben das, was sie unterdrücken wollte, beförderte. Nicht genug, daß man für jede Kiste Opium dem Zollamte und dem Kreuzer, welcher die Gewerbsteuer erhebt, eine festgesetzte Summe zahlen mußte, wurden die Schmuggelboote zerstört und die ganze Einfuhr durch die Regierung selbst übernommen. Ich erinnere mich, daß ich mich eines Tages an Bord des Lintin, eines einem amerikanischen Hause gehörigen Opiumschiffes befand, als ein mit fünf und siebenzig Mann besetztes und wohlbewaffnetes Boot für 50,000 Dollars Werth an Opium hinwegnahm und zwar unter dem Schutze der Regierungsflagge. Zu jener Zeit war der Hafen von Hongkong mit Booten angefüllt, welche die Fahne des Zollamtes trugen und welche hier Opium und andere contrabande Gegenstände einluden. Die Opium-Schooner lagen gewöhnlich so nahe bei Canton, wie die ganze Breite des Flusses betrug und löschten dort bei hellem Tage ihre Ladungen. Sie hatten die Kreuzer der Regierung, welche vor dem Eingange des Bogue liegen, so wie die Forts ungehindert passirt. Unter den Tausenden, welche, weil sie entweder wirklich sich mit dem Verkauf oder Genuß des Opiums abgegeben hatten, oder weil ihnen dies bloß angedichtet worden, körperliche wie Vermögensstrafen erleiden mußten, sollen nur drei oder vier Beamte der Regierung zur Rechenschaft gezogen worden sein; obgleich ihre Art zu verfahren aus folgendem Beispiel deutlich ersichtlich ist, das mir von einem Manne erzählt wurde, welcher mehr als vierzig Jahre in China wohnte. Eines

Wasser auflöst, um es von Gummi und widrig riechenden Pflanzenstoffen zu befreien und es dann zu Küchelchen von der Größe einer Erbse formt, welche in ein hölzernes Pfeifenrohr gelegt und angezündet werden. W.

Morgens, ließ die Behörde einer Küstenstadt dreizehn Opiumschmuggler hinrichten und vor drei Uhr desselben Tages sandte sie zu den Fremden und ließ ihnen sagen: Wir sind bereit, das Opium wieder unter den früher übereingekommenen Bedingungen einzulassen. — Sie hatten ihre Hände mit Blut befleckt und schickten sich jetzt an, wieder eine neue Schuld auf sich zu laden, um auch diese seiner Zeit wieder auf dieselbe Weise von sich abzuwälzen.

In China werden der Verschwender, der Mensch von liederlicher Lebensart, der Trunkenbold und eine Menge anderer schlechter Charaktere zu Opiumschmauchern, weßhalb man alle Natianalgebrechen dem Opium zur Last legt. Zweifelsohne reißt das Opium Personen hin, die, hätten sie seinen verführerischen Reiz nicht kennen gelernt, dem Verderben entgangen wären; allein in den meisten Fällen fügt diese Leidenschaft nur noch einen Fleck mehr zu einem bereits verderbten Charakter. Nachforschungen und statistische Angaben mögen Licht über den Gegenstand werfen und nachweisen, in wie vielen Fällen das Opium Haupt-, und in wie vielen Nebenursache der Verderbniß der Individuen gewesen. Manche genießen dasselbe „mäßig" und sind Herren genug über sich, sich des häufigen Genusses zu enthalten. Allein es ist ein feiner und lockender Verführer und Niemand, der seinen sinnekitzelnden Einfluß gefühlt hat, kann dafür bürgen, daß er nicht eine Beute dieser Täuschungen werde. Unsere große Metropole (London) bietet manchen betrübenden und entwürdigten Anblick, aber keiner ist mir so furchtbar wie der eines Opiumschmauchers. Seine schlaffen, verschrumpften Gliedmassen, sein schlotternder, ungewisser Gang, das fahle Gesicht, die schwache Stimme und der todverkündende Glanz des Auges treten so grell hervor und machen iu ihrer Gesammtwirkung einen solchen Eindruck, daß man beim ersten Anblick ihn für das unglücklichste Geschöpf auf dem ganzen Erdboden erkennt.*)

*) Nach dem Chinese Repertory, April 1837, hat ein chinesischer Maler Sangua eine, an Hogarth's treffliche Darstellung des Lebens des Wollüstlings erinnernde Reihenfolge von sechs Bildern gezeichnet, welche die verderblichen Folgen dieses verbotenen Genusses schildern. Auf dem ersten Blatte sieht man einen durch des Vaters Tod reich gewordenen jungen Mann im höchsten Ueberflusse, mit den reichsten Kleidern ge-

Doch gehört ein solcher Anblick zu den Seltenheiten, weil die Unglücklichen sich meist vor den Augen der Welt verbergen, so daß man unter vielen Tausenden gesunder und munterer Züge nur hie und da eines dieser gräßlichen Opfer der Leidenschaft gewahrt. Ein müßiges Leben, mehr Geld als zu den Bedürfnissen des Menschen erforderlich, ein schuldbedrücktes Gewissen, ein unruhiger Geist und schlechte Gesellschaft sind die Beförderer, wenn nicht die eigentlichen Ursachen des Opiumschmauchens. Glücklich der Mensch, dem, wenn er seinen körperlichen Bedürfnisstn genügt hat, nichts mehr übrig bleibt, um seinen Lastern zu fröhnen! Manche kamen zu unsern Krankenhäusern, um Genesung zu finden, und sagten, es habe sie ein Freund beredet, Opium zu nehmen, um eine Krankheit, an der sie litten, zu vertreiben. Manche Quacksalber preisen ihre Geschicklichkeit an, die unersättliche Gier nach Opium zu beschwichtigen, doch möchte ich wohl ihre Verdienste in dieser Beziehung in Zweifel ziehen.

Als Gegenmittel dieses Uebel könnte ich angeben: den Sturz der tatarischen Herrschaft, die den Hauptanstoß zu diesem scheußlichen Handel gegeben hat und die Einsetzung einer Regierung, welche der Nation die ihrem Standpunkt entsprechende Freiheit gewährte; die Aufhebung aller Verbote

---

schmückt und Opium rauchend. Vor ihm steht eine gold- und silbergefüllte Kasse. Auf dem zweiten hat er sich mit allen Sinnenreizen umgeben; während er raucht vernimmt er die Musik und ergötzt sich mit seinen Buhlerinnen. Das dritte zeigt ihn mit hagern, bleichen Zügen, vorstehenden Schultern, schwärzlicher Gesichtsfarbe, und im Ruhesessel, die Pfeife im Munde, dahinbrütend. Neben ihm sitzt seine Frau und zürnt, weil die Kasse geleert ist. Auf dem vierten Blatt sind alle seine Güter verkauft, eine zerlumpte Matte und einige Bretter sein Sitz, seine Frau und sein Kind darben; jene schleudert im Mißmuthe seine Pfeifen zu Boden, worüber dieses lacht. Auf dem fünften Blatte hat seine Noth den höchsten Gipfel erreicht, dennoch scharrt er seine letzten Pfennige zusammen, um sich von dem Auswurf der Pfeifen Anderer einen vorübergehenden Genuß zu gewähren. Auf dem sechsten endlich ist er der Ausdruck der völligen unthätigen Verworfenheit, während seine Frau und sein Sohn Seide wickeln, um nur ihr elendes Leben zu fristen. W.

gegen die Einfuhr und die Aufschließung des Landes vor der wohlthätigen Einwirkung des fremden Handels; die Stiftung von Mäßigkeits- und philantropischen Vereinen und endlich das Evangelium, das durch seinen Begründer darauf berechnet ist, alle Mängel, zu denen die menschliche Natur hinneigt, aufzuheben. Man gebe diesen Mitteln in China freien Spielraum und in fünf und zwanzig Jahren ist das ganze Land mit Gottes Hülfe in allen seinen moralischen Beziehungen umgewandelt. Die Dazwischenkunft des Herrschers kann den Mißstand nur schlimmer machen, indem er das Streben zu verkaufen und zu schmuggeln tausendmal heftiger anspornt, als wenn man es ganz sich selbst überlassen wollte. Zudem ist eine solche Einmischung ein offener Eingriff in die natürlichen Menschenrechte und ist daher mit allen jenen Mißlichkeiten verbunden, welche aus einer falschen Staatsmaxime entspringen. In gegenwärtiger Zeit haben gewisse Herrscher in Siam und in verschiedenen Theilen des indianischen Inselmeeres strenge Vorkehrungen gegen Jene, welche Opium verkaufen und genießen, getroffen und Manche werden sie deßhalb als Wohlthäter der Menschheit ansehen; aber sie sind nur ein Verband von schlechten Personen, die den ganzen Handel in zulässigen Artikeln an sich gerissen haben und ihren Unterthanen außer dem Opium keinen Handelsgegenstand übrig gelassen haben. Solche Hülfe bedürfen wir nicht; wir streben nur danach, das Herz zu veredeln und den Verstand auszubilden, so lange sie gestatten, daß der angeborene Trieb zur Freiheit sich zu einer vernünftigen und wackern Unabhängigkeit ausbilde. „Nicht gezwungen, sondern freiwillig", das ist der Wahlspruch des gesegneten Buches, dessen Verbreitung unter den Heiden wir uns zur Ehre rechnen, ist der Grundsatz jener Religion, die hienieden den Menschen zufrieden und jenseits glücklich macht.

Drittes Kapitel.

Physischer und moralischer Charakter der Chinesen.

Nach meiner Ansicht sind der physische und der intellectulle Charakter eines Menschen aufs Engste mit einander verbunden, und Körper und Geist scheinen mir die entsprechender

Hälften einer Einheit zu sein, die gegenseitig einander einwirken und einander bestimmen. Die Schöpfung ist eine Zusammenstellung von Einrichtungen, zu denen die einzelnen Verschiedenheiten der menschlichen Natur interessante Belege liefern. Der Geist eines Europäers ist auch dem Körper eines Europäers angepaßt und der Geist eines Chinesen dem Körper eines Chinesen. Man nehme den blühendsten aller, der caucasischen Race angehörenden Europäer und stelle ihn neben den Ausgesuchtesten der Söhne China's, die mongolischer Abkunft sind; vergleiche alsdann die entscheidendsten Proben ihrer intellectuellen Productionskraft, so wird sich folgende Analogie herausstellen: Wie der Mensch nach seiner körperlichen Beschaffenheit und Schönheit ist, so sind auch seine Werke, oder die Zeichen seines geistigen Vermögens. Ich werde daher einige wenige dieser äußern Züge und Verhältnisse, welche die Natur, in strengem Einklang mit seinen eigenthümlichen Gewohnheiten und natürlichen Anlagen dem Chinesen verliehen hat, aufzuzählen.

Der Kopf eines Chinesen ist, mit der gewöhnlichen Form des Kopfes der Europäer verglichen, hinten breit und in der Stirne schmal. Wenn nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Meinung der Vordertheil des Kopfes der Sitz der geistigen Kraft ist, so fällt der Vergleich zu unseren Gunsten aus, ein Ergebniß, daß durch jede neue Untersuchung bestätigt wird. Man hat bisweilen bemerkt, daß die Chinesen sich nicht mit den übrigen Bewohnern der Erde vermischt und daher nicht den polirenden Einfluß haben, den ein Volk auf das andere ausübt. Aber das chinesische Reich ist eine Zusammensetzung verschiedener Nationen, die vor der christlichen Zeitrechnung in manchfaltige Fehden mit einander verwickelt waren; wenn daher Reibungen und Zwiste geeignet sind, die Geisteskraft zu schärfen, so hat es dieser Nation gar nicht an der dem Zweck entsprechenden Anregung gefehlt. Das Christenthum allein wird sie in geistiger Beziehung nicht mit uns auf gleiche Höhe erheben; denn Griechenland hatte in Skulptur, Malerei, Architectur, Medizin, in den höheren und feineren Theilen der Geometrie Vollendetes geleistet, lange ehe das Licht des Evangeliums sich über das Land ergoß. Ich glaube vorher sagen zu dürfen, daß, wenn die religiöse Veredlung und das belebende Gefühl der Freiheit ihre Aufgabe gelöſ't haben, keine von allen Varietäten Grund haben

wird, sich zu beklagen; was sie in dieser Hinsicht verlieren, gewinnen sie in jener, und es wird sich deutlich herausstellen, wie ein herrliches System der Ausgleichung sich durch das Ganze hindurchzieht. Wir sind nicht die Eigenthümer unserer Ueberlegenheit vor dem Chinesen, dem Aethiopen oder dem Indianer; nein, wir sind nur die Verwalter davon, müssen sie also zum Vortheil jener Völker in Anwendung bringen.

Wir finden an dem Kopfe des Chinesen noch eine andere Eigenthümlichkeit, die, wenn auch nicht so allgemein wie jene, unserer Aufmerksamkeit werth ist — und dies ist eine deutliche Linie, die von der Scheitel bis zur Stirne läuft, und oft sich so stark über den Schädel erhebt, daß sie wie ein Kamm oder Federbusch aussieht. In vielen Zeichnungen sieht man dieselbe in der größten Entwickelung, indem die Maler eine Vorliebe haben, ihren Greisen diesen vermeintlichen Schmuck zu geben. Wenn wir nun einer neueren Wissenschaft Glauben beimessen und zugeben, daß diese merkwürdige Erhöhung mit den angeborenen Eigenschaften der Ausdauer, der Gutmüthigkeit und der Ehrerbietung zusammenhängt, so werden wir für unsern Schluß genug unterstützende, wenn nicht entscheidende Beweisgründe finden.

Erstens: In Bezug auf den Instinkt oder die Neigung zur Ausdauer, die den Menschen kräftigt, an einmal aufgefaßten Meinungen, Gewohnheiten und Unternehmungen festzuhalten, hat man dies immer als eine bezeichnende Eigenschaft der Chinesen erkannt, die nicht leicht die eingeschlagene Bahn verlassen. In ihren Handlungen, Gebräuchen und Vergnügungen beweisen sie eine feste Anhänglichkeit an das Alte, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß diese Neigung durch die alles besiegende Liebe zum Gelde nicht wenig vermindert und modifizirt worden ist. Man sieht sie daher jetzt auf die Fremden warten und manchen Seitenweg von der gewohnten Straße betreten, um, jenem mächtigen Element zu Liebe, fremde Künste und Verbesserungen nachzuahmen. Außerdem findet man, daß ihr eigener guter Geschmack und ihr richtiges Gefühl sie bewogen hat, Manches, der größeren Schönheit oder Bequemlichkeit wegen, zu ändern. Sie wenden hierin das Neue an und begnügen sich, das Alte zu bewundern.

Nirgend findet man solche Beispiele eines mit Erfolg begleiteten, rastlosen, ausdauernden Strebens, wie in China.

Wer sich blos einen guten Styl aneignen will, muß sich viele mühsame Jahre dem Studium und der Selbstverläugnung unterwerfen. Ein Fremder sucht den Gegenstand mit einem Male zu erfassen und ist unzufrieden, wenn er das Ende nicht sehen kann, noch ehe er den Anfang genau kennt ein Eingeborener begnügt sich, Korn für Korn aufzuraffen, wie langsam auch der Haufen sich mehre, während die Tage, Monate und Jahre in schnellem Laufe schwinden. Die Schönheit ihrer Schriftzüge, die vollendete Anmuth ihrer Schreibart, ihre vorzüglichen Seidenfabrikate, Stickereien u. s. w., ihr Porzellan und alle ihre Leistungen, sei es auf dem Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft, sind die wahren Ergebnisse geduldigen, ausdauernden Fleißes. Ein Chinese bedient sich keiner abkürzenden Methode, und wenn er auch nie etwas Begonnenes unausgeführt läßt, so weis er doch nicht, Zeit zu ersparen. Die Elfenbeinspielsachen, die wir so sehr bewundern, sind mit einer Emsigkeit gearbeitet, die, wenn wir die geringe Bezahlung erwägen, wirklich erstaunlich ist. Der Schöpfer hat dem Chinesen einen guten Vorrath Geduld und Ausdauer gegeben, um damit eine, im Vergleich mit uns sich ergebende, geringere geistige Fähigkeit zu ersetzen.

Zweitens. Geselligkeit, Gutmüthigkeit, freundliche Stimmung und Bereitwilligkeit, die Munterkeit und den Frohsinn Anderer zu theilen, treten uns überall, wenn wir mit einer Gesellschaft Chinesen zusammenkommen, entgegen. Wir sehen im Vorbeigehen in Läden, die ganz mit Leuten angefüllt sind, diese, obgleich sie noch so verschieden beschäftigt sind, in vollkommener Harmonie mit einander umgehen. Wir lassen uns auf einer ihrer Junken*) übersetzen und sehen, daß sie, mögen sie nun arbeiten oder spielen, ihre Nahrung bereiten oder bei Tische sitzen, ein gutes Einverständniß bei ihnen herrscht. Wenn eine Besprechung oder widerstreitende Meinungsäußerungen bisweilen einen ungewöhnlichen Stimmenlärm erzeugen, so ist dieser doch bald vorüber und der Friede schnell hergestellt. Der gesellschaftliche Umgang ist dem Chinesen etwas Unentbehrliches; im Umgang mit seinen Freunden ist er Etwas, für sich allein aber Nichts.

Drittens. Ehrerbietung. Wir wissen, daß allenthalben neben dem Despotismus sich stets eine niedrige Unterwürfigkeit gegen die Großen der Erde zeigt, und wenn sich

*) Ein in China allein gebräuchliches Fahrzeug. Vgl. Kapit. XV

daher ein Chinese hundert Mal zu Boden wirft, so kann uns das nicht in Erstaunen setzen. Doch gehen wir ein wenig über die engeren Gränzen der Untersuchung hinaus und betrachten wir den Charakter der Chinesen genauer, so finden wir, daß sie diese Ehrerbietung Personen erweisen, vor denen sie keinen Grund haben, sich zu fürchten. Sie beugen ihre Häupter zu Boden, zu den Schatten ihrer Vorfahren und der Weisen, welche im Alterthum durch ihre Herzensgüte und ihr wohlthätiges Leben sich auszeichneten. Die Stammwurzel ihres ethischen Systems oder die Quelle, aus der sie alle moralischen Pflichten ableiten, ist die Achtung und Ehrfurcht, welche die Jugend dem Alter schuldet. Außer dem geschäftlichen Verkehr besteht der Umgang der Eingeborenen nur aus gegenseitigen Höflichkeitsformeln. Nach ihren Ansichten wird der Nachbar als ein älterer Bruder angesehen, der deßhalb die dem höheren Alter zukommende Achtung in Anspruch nehmen kann. Diese Beweise der Unterwürfigkeit gehen also nicht aus Hoffnung oder Gewinnsucht hervor, sondern sind die freiwilligen Früchte einer Eigenthümlichkeit, die mit dem Gesammtcharakter der Nation aufs Innigste verschmolzen ist. Diese Thatsachen sind für uns von praktischer Wichtigkeit, indem sie den Beweis liefern, daß die Chinesen unsere Ueberlegenheit gewiß anerkennen werden, sobald sie von Beweisen unserer Gutherzigkeit begleitet sein wird. Stehen sie uns in geistiger Begabtheit nach, so sollten wir darnach streben, sie dies durch unser Benehmen in einer Art einsehen zu lassen, welche uns die zuvorkommenden und achtungsvollen Gefühle, mit denen der Himmel sie begabt hat, sichert. Religiöses Formwesen und Gebräuche setzen einen Chinesen in Entzücken; gut, so gebe man ihm das Evangelium, das ihm eine vernunftgemäße und zugleich angenehme Pflicht auferlegt. Alles, was vorzüglich ist, betrachtet er mit Ehrfurcht; laßt uns einen Theil derselben erwerben, indem wir die beste Seite unseres Charakters vor seinen Blicken offen legen. Wenn Furcht und Selbstgefälligkeit sich zu entschieden bei ihm geltend machen, so laßt uns ihm vergeben und uns bemühen, jene seiner Eigenschaften, die, wenn auf die rechte Bahn gelenkt, wirklich vortrefflich sind, weiter auszubilden. —

Das Haar des Chinesen ist bemerkenswerth wegen seines rauhen und ungleichen Gewebes und es fällt oft schwer, einen Fremden, der ein solches Haarbüschel sieht, zu über=

zeugen, daß es wirklich von einem Menschen herrühre. Dieser Umstand ist vielleicht die Veranlassung geworden, den ganzen Kopf zum größten Theil zu scheeren und den Rest zu einem eleganten Zopf zu drehen. Dieser Gebrauch wurde den Chinesen vor etwa zweihundert Jahren durch die tatarischen oder mandschuanischen Eroberer aufgedrungen. Vor jener Zeit flochtn sie das Haar zu einem Knoten zusammen, wie es noch heutigen Tages bei dem Liutschiu-Volke Gebrauch ist. Die Japaner scheeren das Vordertheil des Hauptes der Schönheit und Bequemlichkeit willen, weil ihr Haar sehr steif und fast undurchdringlich ist. Die mit uns lebenden Japaner legten diesen Gebrauch, als sie europäische Tracht annahmen, ab; wir ersuchten sie aber, ihn wieder anzunehmen, weil sie sich sonst gar nicht gut anziehen konnten. In keinem Punkte macht sich der Unterschied zwischen der caucasischen (unserer) und der mongolischen Race (den Chinesen, den Japanern) u. s. w. bemerklicher, wie in diesem. Ich ging eines Abends durch den Bazar von Macao, als das auffallende Aeußere eines Kindes meine Aufmerksamkeit weckte, und ich blieb stehen, um es näher zu betrachten. Was am Auffallendsten erschien, war das seine Ohren und seine Stirn umflatternde kastanienbraune Haar; seine Züge, sein Wesen, ja selbst die Art, wie es den von seiner Amme ihm dargereichten Apfel hielt, hatten etwas Anziehendes. „Lieber Knabe", sprach ich, indem ich meine Hand auf seinen Kopf legte und eine lebhafte Erinnerung an meinen Sohn in mir aufstieg. Die Mutter dieses Kindes war eine Eingeborene, sein Vater aber ein Engländer, und von ihm ererbte das kleine Geschöpf dieses Haar, das zu dem groben Haarwuchs der anderen Kinder einen erfreulichen Contrast bildete. Bei einem unserer Spaziergänge in den Straßen von Canton sahen wir einen etwa achtjährigen Knaben, dessen Kopf umhüllt war, und mehr munter als klug, riefen wir ihm zu: Fan Kuei, als wenn er ein Fremder und wir Chinesen wären, worauf ein Mann, wahrscheinlich sein Vater, so hastig er konnte mit dem Knaben davon eilte; wahrscheinlich mochte das Compliment ihm sehr übel angebracht vorkommen. Bei einer andern Gelegenheit trafen wir einen Chinesen, der rothes oder sandgelbes Haar, sehr lichte Augenbrauen und Wimpern hatte. Da seine Augen sehr empfindlich gegen die Einwirkung des Lichtes waren, so konnte man

ihn für eine Art Albinos ansehen, obgleich wir ihn scherzweise fragten, wie er, als ein Fan-kuei, darauf gekommen sei, die Tracht und Sitten eines Chinesen anzunehmen. In seiner übrigen Beschaffenheit stimmte sein Haar mit dem seiner Landsleute überein.

Das Gesicht eines Chinesen ist breit, Augen, Mund und Nase aber klein; es hat daher einen großen Raum, in welchem, mit Ausnahme der hohen und hervorstehenden Backenknochen, keine Züge zu sehen sind, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß in China, während ein Bildhauer zur Vollendung einer Büste bloß in einem Falle hundert Meißelschläge zu thun hat, bei allen andern Gesichtern ein einziger Meißelschlag schon ausreicht. Die Zahl der Linien, die Verschiedenheit der Vertiefungen und Erhebungen, die harmonische Uebereinstimmung der einzelnen Züge und die zarte Vollendung im Gesichte eines Europäers treten uns nie so lebendig entgegen, als wenn wir anfangen, die Lineamente der Chinesen zu studiren. Dann sehen wir es ein, daß der Schöpfer ein aus verschiedenen Zügen und herrlichen Verhältnissen bestehendes Antlitz zum äußeren Siegel und Stempel geistiger Ueberlegenheit gemacht hat. Ob das Gesicht hübsch und der Kopf wohlproportionnirt, ist keine Sache der Privatmeinung; sondern die Mathematik ist im Stande, ein Urtheil darüber zu fällen und durch eine einfache und ziemlich zuverlässige Analyse können wir eine Geometrie der Schönheit mit ihren Axiomen und Lehrsätzen als einen angemessenen Anhang zur Perspectivwissenschaft entwerfen. Die Lehre einer gewissen Vertheilung von Gewähren und Versagen scheint, wie bereits oben bemerkt wurde, sich wie ein Faden durch die ganze Schöpfung hinzuziehen; und wenn das Gesicht eines Chinesen durch einen freundlichen Ausdruck der Gutmüthigkeit erhellt oder durch ein Lächeln, ein Compliment oder einen Scherz belebt wird, so sind wir eher geneigt, ihn zu bewundern, als zu bemitleiden. Die Aeußerungen des Gefühles füllen die Leere aus und verleihen dem Gesichte des Menschen jenes Leben, jenes Anziehende, das die Kunst des Bildhauers nie zu erreichen oder wiederzugeben vermag.

An Größe stehen die Chinesen uns keineswegs nach, und manche Lastträger sind nicht allein von starkem Gliederbau, sondern die beständige Uebung hat auch wesentlich zur Entwickelung ihrer Muskelkraft beigetragen. Persönliche Stärke,

so wie Gelenkigkeit und Gewandtheit in den Bewegungen wird von dem gemeinen Volke als ein großer Vorzug angesehen. Die Männer verkürzen sich oft, besonders bei öffentlichen Festlichkeiten und Wettkämpfen, die Zeit damit, eine schwere Axe, an deren beiden Enden schwere Räder aus Granit angebracht sind, emporzuheben. Die Handhabung dieses unbehülflichen Instrumentes zu körperlichen Uebungen verlangt vielleicht mehr Geschicklichkeit als Stärke, weshalb ein Fremder, der nicht daran gewohnt ist, oft von Andern, die ihm an körperlicher Stärke nicht gleich kommen, übertroffen wird. Ich lernte aus der Unterhaltung eines im Spitale befindlichen Soldaten, daß der Gebrauch dieses Werkzeuges sich nicht auf das gemeine Volk beschränkt, sondern auch bei der Einübung der Soldaten in häufige Anwendung kommt. Außerdem werden die Soldaten in der Handhabung schwerer Waffen von beträchtlichem Gewichte, die in den Läden der Vorstädte von Canton zum Verkaufe ausgeboten werden, geübt.

Die Kniee eines Chinesen stehen oft so weit auseinander, daß eine anmuthige Bewegung beim Gange ihnen fast unmöglich ist. Dies ist ihm, täusche ich mich nicht, angeboren, obgleich man mich hinwieder hat belehren wollen, es rühre von der sonderbaren Weise, wie man die Kinder in ihrer frühesten Jugend wickele und anziehe, her. Statt des hellen Gewandes und des schneeweißen mit Spitzen eingefaßten Mützchens, welche der Sanftmuth und Unschuld der Kindheit in so sinniger Weise entsprechen, wird das kleine Geschöpf mit all den verschiedenen Kleidungsstücken eines Erwachsenen beladen und wie eine alte Person in Miniatur ausgestattet. — Ein Chinese schreitet einher wie ein Handwerksbursche, der, sein Bündel auf dem Rücken, nach Arbeit geht; sein Schritt hat keine Festigkeit, keine Würde, keine Elastizität, während seine übrige Person biegsam ist und er seine Stellung mit Leichtigkeit verändert, seine Verbeugungen mit Leichtigkeit und Anstand zu machen weiß. Man trifft einige wenige Ausnahmen von diesem Auseinanderstehen der Kniee. Ich erinnere mich eines Bedienten in dem Hause eines Bekannten, der schlank gewachsen war und mit einer mich wirklich überraschenden Würde in das Zimmer trat. Erst konnte ich mir dies gar nicht erklären, allein zufällig fiel mein Auge auf seine Kniee und ich entdeckte, daß sie so

nahe bei einander gestellt waren, wie es nur irgend mit der Freiheit der Bewegung verträglich ist.*)

*) Vergleichen wir die Gesichts- und Körperbildung der Chinesen mit denen anderer Völker, so finden wir, daß sie nach dem Schiefstehen ihrer Schneidezähne den Afrikanern näher kommen wie den Europäern. In der Dicke der Lippen haben sie große Aehnlichkeit mit den Negern; ihre Nase ist plattgedrückt und die Nasenlöcher erweitert, nur nicht in so hohem Grade, wie dies bei den Aethiopiern der Fall ist. In mancher physiologischen Hinsicht kommen sie auch den nordamerikanischen Indianern sehr nahe; wir finden dasselbe glatte, schwarze und glänzende Haar; ihre Augen und ihre an den äußeren Enden nach oben gewendeten Augenbraunen stehen schief, und bei beiden ist das Barthaar sehr dünn und von wolliger Beschaffenheit. Nicht minder auffallend ist es, daß selbst bei den stärksten Chinesen sich nirgendwo auf dem Körper auch nur die mindeste Spur von Haaren zeigt. Vergleicht man ihre sehr kleinen Hände und Füße und ihren Knochenbau im Allgemeinen, mit denen der Europäer und Asiaten, so finden wir, daß sie darin den letzteren näher kommen, wie den ersteren. — Es führt uns dies Obengesagte auf eine Frage, die schon der Gegenstand mancher vielseitigen Nachforschungen und Erörterungen gewesen ist, ohne jedoch zu einem bestimmten Resultate zu führen, — nämlich die, von woher China bevölkert worden ist. Das einzige auf jenen Gegenstand bezügliche Zeugniß, daß wir außerhalb China antreffen, findet sich, nach der Angabe des Sir William Jones, in den Lehren Menu's, worin es wörtlich heißt, daß „manche der Kriegerkaste angehörigen Familien, nachdem sie allmälig von den Vorschriften der Vedas und der Gemeinschaft der Brahminen abgefallen seien, gleich den Chinas und einigen anderen Nationen in einem Zustande der Erniedrigung lebten." Ein eingeborener Geschichtschreiber gibt an, daß zu einer Zeit, die etwa dem Jahre 1200 v. Christus entspricht, die chinesische Nation klein und schwach gewesen sei, die östlichen Fremden, d. h. jene zwischen ihnen und der Ostküste zahlreich und mächtig. Diese Angabe könnte als Unterstützung der Behauptung von Jones, daß China zum Theil von Indien aus bevölkert worden sei, betrachtet werden. Dagegen entbehrt die Hypothese von De Guignes, daß die Chinesen ursprünglich eine ägyptische Colonie gewesen, aller Begründung.

Nachdem wir den physischen Charakter der Chinesen in Bezug auf ihre körperliche und geistige Ausbildung betrachtet haben, wollen wir ihren moralischen Charakter, ihre Erziehung und Sitten in's Auge fassen. Es ist ein falscher Ausdruck, wenn man sagt, sie seien ein höchst moralisches Volk, denn die wahre Moralität wohnt in dem Herzen oder Verstande und muß sich auf eine richtige Erkenntniß des Schöpfers in allen seinen Wegen und Werken gründen. Eine Moralität, welche eine ganze Hälfte der zehn Gebote vergißt, muß in diesem Theil sehr mangelhaft sein, wie ausgebildet sie auch in dem andern sein mag. Ich glaube jedoch mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß das sittliche Gefühl in mancher Beziehung bei ihnen sehr ausgebildet ist. Von der Kindheit an wird der Werth der gegenseitigen Pflichten dem Geiste durch stete Unterweisung eingeprägt, und alles, was von starker Beweiskraft ist, oder was sich Schönes im Gebiete der Natur findet, muß zu diesem moralischen Zwecke mitwirken. Ehrfurcht gegen Aeltern und Bejahrtere, Gehorsam vor dem Gesetze, Keuschheit, Güte, Sparsamkeit, Klugheit und Selbstbeherrschung sind die beständigen Gegenstände der Unterweisung und der Erläuterung durch Beispiele. Und es läßt sich nicht läugnen, daß nicht wenige alle diese Tugenden ausüben und Jeder wenigstens eine oder mehre derselben erwählt hat, und daß Ausnahmen hiervon äußerst selten sind. Doch wo auch die Ausübung mangelhaft, ist die Theorie es dennoch nicht; die Person billigt und bewundert das Gerechte und Gute, und schätzt ihren Nachbarn, bei dem sich diese Eigenschaften finden. Wirft man ihm seine fehlerhafte Lebensart vor, so entschuldigt er sich mit seiner Schwäche, seiner dringenden Lage, der Stärke der Versuchung, aber selten hört man ihn die Richtigkeit der Vorschrift selbst angreifen. Man hört viele klagen, die ihre Laster als ihr größtes Unglück aufzählen und ich kann wohl sagen, daß manche Andere in diese Klagen einstimmen würden, wenn wir ihnen mit Milde Vorwürfe machten oder mit der Theilnahme

indem eine solche Wanderung doch der Kenntnißnahme der dazwischen wohnenden Völkerschaften unmöglich entgangen sein konnte; zudem findet sich nicht die mindeste Aehnlichkeit zwischen der Hieroglyphenschrift der Aegypter und den chinesischen Schriftzeichen. W.

eines Nachbars ihren Erzählungen lauschten. Die moralische Reife der Chinesen scheint bei allen ihren innern und äußern Fehlern einen Theil der Mauren von Satan's Reich darniedergerissen zu haben, — ein Umstand, den sich die Missionare, sobald die zu einer regelmäßigen Belagerung erforderliche Anzahl beisammen ist, zu Nutzen machen werden.

In ihrer moralischen Geschichte findet sich ein Punkt, der mich schon öfter beschäftigt hat und der entschieden zeigt, wie sich die Kraft der Selbstbeherrschung, wenn sie bloß eine Frucht der Erziehung ist, in der Prüfung bewährt. Ein Chinese bleibt sich bei allen Störungen und Mißfällen des Lebens immer gleich, immer gutgelaunt und mäßig; wenn aber das Unglück die gewöhnliche Berechnung übersteigt, wüthet er wie ein Rasender oder steht wie bewußtlos da und ist nicht im Stande, seine Gedanken zu sammeln oder seine Handlungen zu beherrschen. Es wird irgendwo von Esau gesagt, daß sein Zorn beständig zerriß, — eine Redensart, die am besten auf einen Chinesen zu passen scheint, dessen Erbitterung oder Kummer ihn in Stücken reißt und ihm keine Ruhe, keinen Ort, wo er sich sammeln und wieder zu sich selbst kommen könnte, gönnt. Oft, wenn ich einen Unglücklichen so durch den Sturm der Leidenschaft gepeinigt und erregt sah, habe ich mich gefragt, ob wir recht handeln, alle Aeußerungen des Temperamentes bei unsern Kindern zu hemmen? Wird nicht auf der einen Seite das Herz erleichtert, auf der andern nicht die Geduld eingeübt, wenn sie oft miteinander in Streit gerathen? Man könnte diese Fragen von der Antwort auf eine andere Frage abhängig machen, nämlich: welche Unterweisung in Bezug auf dauernden Erfolg besser sei, die Erziehung mit ihren Formen oder das Mißgeschick mit seiner Wirklichkeit? Wie man auch diese Fragen beantworten möge, diese Anlage, von der Leidenschaft überwältigt zu werden, ist eine Schwäche im Charakter eines Chinesen, welche die Erziehung bloß mindern, nie aber ganz ausrotten kann. Zu diesem Schlusse hat mich der Umstand gebracht, daß es sich mit seinem Verstande ebenso zu verhalten scheint. Man erlaube ihm, seines Weges und nach seiner reiflichen Ueberzeugung zu gehen, so wird er ruhig seine Pflichten erfüllen und man wird ihn für einen scharfsinnigen und klugen Mann ansehen müssen; überrascht man ihn aber, so wird man ihn für einen Thoren halten. Ist

diese Bemerkung richtig, so muß diese Mangelhaftigkeit dem Verstande zugeschrieben werden; sie ist alsdann etwas Angeerbtes und kann im besten Falle nur durch eine Erweiterung der Kenntnisse und durch passende Ausbildung des Verstandes ausgeglichen werden.

Der Chinese ist in der allgemeinen Richtung seiner Gedanken ausschweifend und ergibt sich vor Aller Augen den verbotenen Genüssen, denen man sich in den meisten andern Ländern nur ungesehen und im Geheimen überläßt. Die schwimmenden Häuser der Freudenmädchen sind sehr heiter ausgestattet und gehören daher zu jenen Merkwürdigkeiten, welche zunächst die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen, sobald er sich der Provinzialstadt Canton nähert. Diese unglücklichen Weiber lassen sich wenig auf den Straßen sehen, es sei denn, daß sie einem feierlichen Aufzuge beiwohnten, so daß man also wenigstens in diesem Punkte den Anstand und das Schicklichkeitsgefühl nicht verletzen zu wollen scheint. Selten sieht man einen Betrunkenen auf der Straße, denn die Zeit der Heiterkeit folgt erst nach der Tagesbeschäftigung, sobald die Hauptmahlzeit vorüber ist. Dadurch wird auch Ruhe und Ordnung in den Straßen während der Nacht aufrecht gehalten, und wenn wirklich Excesse vorfallen, so zeigen sie sich doch bei weitem nicht in so grellem Lichte. Sieht man zwei Männer, einander mit den Händen haltend, durch die Straßen gehen, so kann man Zehn gegen Eins wetten, daß sie trunken sind; kommen sie näher so läßt das hochroth glühende Gesicht, das Auge, dessen umgebende Gefäße mit Blut gefüllt sind, und das tief in seiner Höhle liegt, keinen Zweifel übrig, daß die Leute mehr geistige Getränke zu sich genommen haben, als sie ertragen können. „Röthe der Augen" ist bei den Chinesen, wie es einst unter Salomo bei den Juden war, ein zuverlässiges Anzeichen der Trunkenheit.

Der Chinese ist ein Geschäftsmann und weiß daher den Werth der Wahrheit zu schätzen; denn wenn auch kleine Unternehmungen ohne dieselbe ausgeführt werden, so lassen sich doch kaufmännische Geschäfte von größerer Ausdehnung durchaus nicht mit Erfolg betreiben, wenn man diese Tugend außer Augen läßt. Rechtlichkeit genießt in China vielleicht einer so hohen Achtung wie in irgend einem andern Handelsstaate; ich sage vielleicht, weil ich es mit entschiedener Gewißheit nicht behaupten kann; denn da eine solche Ueberzeugung

nur aus einer Beobachtung und Vergleichung einzelner Thatsachen hervorgehen kann, so läßt sich nichts mit Gewißheit versichern, weil, wollten wir hier eine Linie ziehen, wir immer auf Abweichungen und Ausnahmen stoßen würden. Alle Fremde, die lange Zeit mit dem Volke Umgang gehabt haben, rühmen seine Redlichkeit auf's Höchste. Es mangelt in China, wegen der höchst überfüllten Bevölkerung nicht an kunstfertigen Dieben und schlechtem Gesinde aller Art, allein sie sind nicht so zahlreich, daß der Gesammtcharakter der Nation darunter leide. Wenn sein eigener Vortheil den Chinesen gelehrt hat, daß Rechtlichkeit die beste Grundregel im Handel ist, so kann man die so häufig vorkommenden Beweise von Großmuth nur der innern Herzensgüte zuschreiben. Ein Freund erzählte mir vor einiger Zeit eine schöne Handlung, die sich in seiner nächsten Umgebung zutrug. Ein Engländer schuldete einem chinesischen Kaufmann eine beträchtliche Summe und hatte sich durch eine Schuldverschreibung Jenem verbürgt. Es zeigte sich für den Erstern nun bald eine Gelegenheit, nach Hause zurückzukehren; vor seiner Abreise besuchte er alle seine Freunde, um von ihnen Abschied zu nehmen und unter Andern auch seinen Gläubiger. Dieses Lebewohl begleitete er mit den Worten: „Es erfreut mein Herz, wenn ich denke, daß ich zum Lande meiner Väter zurückkehre; allein wie sehr wird meine Freude in Kummer verwandelt, so oft ich mich erinnere, daß ich dies Land verlasse, ohne meinen Verpflichtungen gegen Euch nachgekommen zu sein." — „Wenn das das Einzige ist, was Euch traurig macht," fugte der edelmüthige Kaufmann, „so wollen wir dem bald ein Ende machen." Dabei ging er zu seinem Pult, nahm die Verschreibung heraus und riß sie in Stücke. Ich halte solche Handlungen nicht als einen Antrieb der sich selbst überlassenen Natur, sondern, wenn sie häufiger kommen, für die Frucht eingepflanzter moralischer Grundsätze. Eine etwas umfassende Beobachtung des menschlichen Geschlechts in den verschiedensten Verhältnissen, unter moralischen, geselligen und staatsbürgerlichen Entschlüssen, so wie vieles Nachdenken über den Gegenstand, haben mich zu der Ansicht geführt: „Natürliche Gaben des Verstandes und Gefühls sind ein Geschenk, das uns Gott verliehen; aber eine gewissenhafte Gewohnheit, einem Jeden das Seinige zu Theil werden zu lassen, den Armen

Mitleid und seines Gleichen Großmuth zu erweisen, ist etwas durch sich selbst Erlangtes.“ Und ich bin überzeugt, daß wir immer getäuscht sein werden, wenn wir da, wo die Erziehung nicht veredelt hat, Richtigkeit des Prinzips vermuthen; Reisende werden oft durch einen Schein desselben betrogen, der sich bei genauerer Erfahrung zuletzt als einen bloßen Schatten ergibt. Beim Ackerbau erwarten wir nun, wie trefflich der Boden auch sein mag, eine Aernte, wenn wir ihn nicht gepflügt und besäet haben; warum sollten wir in der Moral hoffen, Rechtlichkeit oder eine, durch ein gutes Prinzip geregelte Handlungsweise anzutreffen, ehe die geistige Veredlung ihre Aufgabe gelöst hat? Die Chinesen verfahren daher ganz richtig und zeigen durch ihr Beispiel, daß sie sittlichen Werth nur als ein Ergebniß und Belohnung einer sittlichen Unterweisung betrachten. Es würde für uns sehr nützlich sein, uns diese Eigenschaft der Chinesen anzueignen, und statt so häufig über die verderbte Lage der ärmern Volksklasse zu klagen, sollten wir bedenken, daß wir nicht eher berechtigt sind, etwas Besseres von ihr zu erwarten, als bis wir sie mit mehr religiösen wie gemeinnützlichen Kenntnissen ausgerüstet haben.

Viertes Kapitel.
Die Chinesinnen.

Das Gesicht einer Chinesin zeichnet sich auffallend durch seine Breite und durch die Kleinheit des Mundes, der Nase, und der Augen aus; und bei ihr, wie bei dem Manne, erscheint daher, wenn die Züge in Ruhe sind, eine große Leere oder wenigstens eine auffallende Ausdruckslosigkeit. Ich habe viele Hunderte, wenn sie vor der vordern Gallerie aufgestellt sind, beobachtet, und der Eindruck, den jedes Gesicht auf mich hervorbrachte, war der der Unvollständigkeit. Eine weiße Haut wird bei ihnen so sehr bewundert, daß man den Mängeln der Natur durch eine Menge künstlicher Mittel zu Hülfe kommt; im Gegentheil wird aber dadurch jener Eindruck der Unvollständigkeit nur noch vermehrt. Allein sobald Gutmüthigkeit oder Zorn im Auge glänzen, sobald die unteren Theile sich zu einem Lächeln vereinen, fühlt man jenen Mangel nicht mehr. Das Lächeln einer Chinesin ist von un-

beschreiblichem Reiz; wir sehen selten etwas Aehnliches, es sei denn, daß die Gefühle des Entzückens und der Zufriedenheit aus den Augen der Gattin oder der Geliebten strahlt, die den Erwählten ihres Herzens betrachtet. Die Augenbraunen sind bisweilen dick und schön geschwungen, was dort für eine ausgesuchte Schönheit angesehen wird und was man als eine der Vollkommenheiten betrachtet, welche man der Königin der Schönheit beilegt. Wenn das Gesicht von der Seite gesehen wird, so werden wir höchlich überrascht, wenn wir gewahren, daß zwischen der Stirn und dem Kinn die mittleren Gesichtstheile sehr zurücktreten, oder daß, um uns eines technischen Ausdrucks zu bedienen, der Gesichtswinkel bei den chinesischen Frauen viel stumpfer wie bei uns ist. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages sehr von einer Dame eingenommen war, die durch ihre geistreichen Bemerkungen und ihr Lächeln allgemeine Heiterkeit um sich verbreitet. Ihr Gesicht bedurfte keiner Schminke, ihre Züge waren wohl proportionnirt und ihre Zähne glichen einer Perlenschnur. Zuvorkommenheit und Gutmüthigkeit gaben jedem ihrer Züge etwas Einnehmendes; das Auge war befriedigt, bis ich endlich, als ich sie von der Seite anblickte, diese Einbiegung des ganzen Gesichtes entdeckte und nun kostete es mir Mühe zu begreifen, daß dies dieselbe Person war, die ich so eben noch bewundert hatte..

In der allgemeinen Bildung der Gestalt weichen die Chinesinnen von dem Typus der caucasischen Klasse eben so sehr ab, wie es bei der Form des Kopfes und den Lineamenten des Gesichtes der Fall ist. Wir vermissen die Ründung der Hüften und die reizenden Schwingungen der steigenden Brust, characteristische Zeichen, die bei jenen Nationen, die durch die Ausbildung des Verstandes wie des Herzens den höchsten Standpunct der Cultur erreicht haben, durch Natur und Kunst als durchaus dem Weibe angehörig betrachtet werden. Der Anzug der Chinesinnen, vielleicht der angenehmste der ganzen Welt, macht diese Kennzeichen einer hübschen Gestalt unwesentlich. Es wird als hübsch angesehen, daß die Schultern niedrig seien — eine dem Weibe im Gegensatz zum Manne zukommende Eigenschaft. Ein Chinese, der seine Ansichten über diesen Punct aussprach, hob seine Schultern in die Höhe, als er von dem bezeichnenden Merkmal des Mannes sprach, und ließ sie fallen, um anzu=

deuten, woran ein Weib zu erkennen sei. Ein merkwürdig gearbeitetes Halsband ist um den Hals geschlungen, während das Gewand, leicht herabhangend, gleichfalls von hier wie von einem Mittelpunct ausgeht und so das bewunderte Herabsinken der Schultern begünstigt. Der Arm ist gewöhnlich sehr hübsch und wird daher, anstatt des Halses, der Schönheit wegen bloß getragen. Der Aermel ist kurz und weit und mit Stickereien eingefaßt, so daß bei einer geringen Bewegung des Armes der größte Theil derselben gesehen werden kann, während die prächtige Nadelarbeit dazu dienen muß, die schöne Gesichtsfarbe und die Ründung der Gestalt noch mehr zu heben. Die Finger sind lang und spitz zulaufend und oben mit Nägeln versehen, die mit unserm Schönheitsgefühl durchaus nicht übereinstimmen. Es scheinen zwei Gründe zu sein, weshalb man die Nägel so lang wachsen läßt, weil dadurch verhindert wird, daß die Fingerspitze sich verbreitert und daß auch der Nag·l selbst, wenn er über den Finger hinaus ist, sich nicht mehr ausdehnt. Die Furchen zu beiden Seiten des Nagels sind sehr vertieft und machen es sogar möglich, eine künstliche metallene Spitze hineinzuschieben, mit welcher auf dem Tsing, einem mit Saiten bespannten Instrumente, gespielt, und die nur durch den Druck der beiden Seiten, ohne irgend eine andere Vorrichtung gehalten wird. Es wäre für einen Europäer durchaus unmöglich, die Spitze in dieser Weise in der Furche des Nagels zu halten. Die Sucht, Effekt zu machen, verleitet sie auch, auf jedem der Finger Spitzen von Silber zu tragen, wenn sie nicht in den Fall kommen, auf der Guitarre oder der Harfe zu spieleu. Alles dieses müssen wir ihnen verzeiben, denn die menschliche Natur liebt es, ihre Vollkommenheiten zur Schau zu tragen und sie durch die Erfindungen der Kunst noch bemerkbarer zu machen.

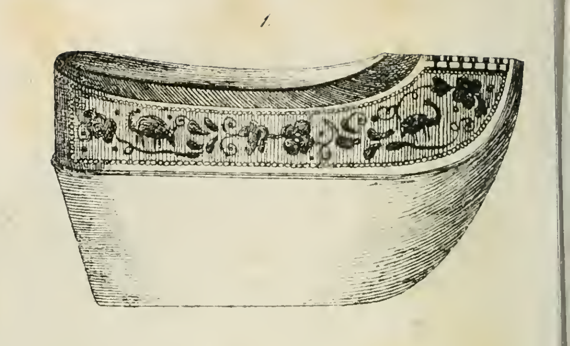
Wir kommen aber jetzt auf einen Punkt, in welchem wir nimmermehr uns mit ihnen werden einigen können, nämlich das Zerstören der Füße. Mit fünf Jahren wird der Fuß der Tochter eines reichen Mannes so fest umbunden, daß, um mich ihrer eigenen Redensart zu bedienen, das Ganze abgetödtet wird. Der Fuß wird, von der Fußbiege an, mit dem Beine in eine gerade Linie gebracht und, um die Qualen des armen Geschöpfes noch zu erhöhen, biegt man zwei der Zehen unter die Sohlen, damit die Breite des Fußes möglichst

verringert werde. Der Schmerz einer solchen Operation ist kaum zu begreifen; allein er soll nicht über sechs Wochen dauern, nach welcher Zeit die Abmagerung und das Aufhören aller Lebensthätigkeit in diesen Theilen den ganzen Fuß gegen die Schmerzen abgestumpft haben. Diese Abstumpfung gegen den Schmerz beschränkt sich indeß vielleicht nur auf die äußern Theile, denn der Oberste des Tempels auf der Insel Honam erzählt, daß seine Schwester an der Fußsohle, oder besser an deren unteren und mittleren Theilen große Schmerzen ausstehe. Auf die Anfragen, ob diese Gewohnheit, die Füße zu zerstören, nicht von ähnlichen Unfällen im späteren Leben begleitet sei, antwortete er: „Nein," und da er ein sehr gebildeter Mann war, so kann man seinem Ausspruche unbedingten Glauben schenken. Unter den Vielen, die um ihre Gesundheit wieder zu erlangen, in die Spitäler kommen, zählt man Keinen, dessen Krankheit diesem Umstande zugeschrieben werden müßte. Dies ist eine höchst merkwürdige Thatsache, die wohl geeignet ist, uns eine genauere Bekanntschaft mit diesem krankhaften Organ wünschen zu lassen, damit wir sehen könnten, wie die Natur, unter einem ihr so sehr widerstreitenden Drucke, im Stande gewesen ist, die Circulation des Blutes und die Wirksamkeit der Nerven in genugsamer Thätigkeit zu erhalten, damit das Glied darunter keinen Schaden leide. Da die Entwickelung der die Wade des Beines bildenden Muskeln gehemmt wird, so läuft das Bein von oben, ohne eine Erhebung oder Biegung, spitz zu.

(Siehe Zeichnung Nr. 1.)

Dies wird von den Chinesen als die höchste Schönheit angesehen, indem sie behaupten, daß das Knie des Weibes nicht wie das des Mannes, vorstehend, sondern so sei, daß das Weib ohne Unbequemlichkeit lange knieen kann. Einen Fuß, der nur zwei Zoll Länge hat, vergöttert der Chinese und überschüttet ihn mit den schönsten Worten, die Natur und Sprache ihm an die Hand geben. Doch alle diese Schönheiten sind nur ideal, denn, wenn er seiner prachtvollen Umschließung beraubt wird, bleibt nur eine leblose Masse übrig, die nicht besser zu vergleichen ist, als mit der Haut der Hand einer Waschfrau, die durch das Seifenwasser eine langsame Abmagerung erlitten hat. Ein solcher Anblick erregt nicht unsere Bewunderung, sondern wir empfinden tiefes Mitleid ein schönes Glied des menschlichen Körpers zu einem

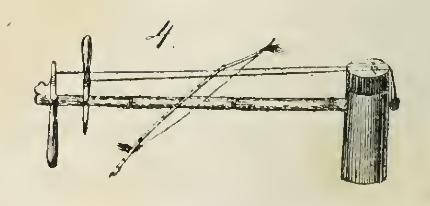
1.



2.



4.



solchen mißgestalteten Klumpen umgewandelt zu sehen. Der Gedanke, den Fuß einer Chinesin zu erblicken, möchte vielleicht ein Lächeln erregen können; allein ich fordere Jeden, selbst den Ausgelassensten auf, zu lachen, wenn die gelöste Umhüllung seinem Auge die traurige Wirklichkeit eroffnet. (Siehe Zeichnung Nr. 2.)

Aber die Gewohnheit hat ihre Aufgabe so wohl gelöst, daß dieses Stück verstümmelter Natur, das ein Mann nur selten oder nie zu sehen bekommt, für das erste Haupterforderniß einer weiblichen Schönheit betrachtet wird. „Der Fuß einer Eingeborenen", sagte ich einst zu einem meiner chinesischen Bekannten, „ist sehr schön, und es ist jammerschade, ihn in dieser Weise zu verderben." Er lächelte selbstzufrieden bei diesem Complimente, wollte aber weiter nichts zugeben, als daß es beim Gehen hinderlich sei. „Sie können nicht so gut gehen", war das einzige, was er mir in dieser Beziehung zugestehen wollte. Er war so glücklich, den wahren Zustand des Gliedes nicht zu kennen und seine Bewunderung war daher eher verzeihlich. Der tägliche Anblick gewöhnte mein Auge so sehr an diese Kleinheit des Fußes, daß mir eine Chinesin, ohne einen solchen, als eine Anomalie gegolten hätte; allein ich hatte das Unglück gehabt, einen solchen Fuß nackt zu schauen und konnte mich daher nicht zu dessen Bewunderern bekennen. Als Beweis, daß ein solcher Fuß eben so geheim gehalten wird, wie nur die Freimaurer ihre Satzungen und Zeichen bewahren können, erwähne ich nur, daß die Dienerin, als sie den Fuß ihrer Herrin entblößte, erröthend ihr Gesicht nach der Wand kehrte. In früheren Zeiten war es Gebrauch, daß die Frauen lange, den Boden kehrende Kleider trugen, welche die Füße den Blicken verbargen; es wäre kein dummer Einfall, wenn die Frauen diese Kleider wieder einführten und ihren Fortbewegungsmitteln erlaubten, unter einer langen Schleppe ihre natürliche Gestaltung zu behalten. Immer noch könnten ja die Dichter, dem ergrauten Gebrauche nach, die „goldenen Lilien" besingen; es käme ja doch in Bezug auf die Wahrheit der Sache auf Eins hinaus, ob sie einen Fuß zwei Zoll lang nännten, der dreimal so lang ist, oder ob sie einen häßlichen Klumpen als das Urbild der Schönheit preisen. Sobald das Christenthum einen seiner beseelenden Strahlen auf dies ungeheure Reich ergießt, wird auch diese grausame, empörende Sitte, un-

fähig, länger das Licht zu ertragen, gänzlich unterdrückt werden. Beim Gehen wird das Kniegelenk nicht gebogen und man kann den vielbewunderten rückweisen Gang der Chinesinnen leicht nachahmen, wenn man nur mit einer einfachen Drehung der Hüftengelenke voranschreitet, Knie und Schenkel dagegen steif in unveränderter Lage läßt. Um die Steifheit dieser Art zu gehen, in etwa zu vermeiden, werden mit dem Körper allerlei Verbeugungen nach den verschiedensten Seiten hin gemacht, gleichviel ob die Schöne sitzt oder steht, während die Arme gleichfalls keinen Augenblik ruhen, ihre eigenthümlichen Reize zu zeigen und den ganzen Eindruck zu heben. In der nebenstehenden Zeichnung kann man auch nicht

(Siehe Zeichnung Nr. 3.)

eine einzige gerade Linie nachweisen; jede Stellung hat eine gewisse Biegung angenommen. Beim Gehen schwankt der Körper, statt aufrecht getragen zu werden, von einer Seite zur andern. Aber die gerade, senkrechte Linie ist ebenso für die Haltung des Körpers, wie durch die Grundsätze malerischer Schönheit vorgeschrieben. Beinahe hätte ich den Fächer vergessen, der in China, dem Lande seiner Herkunft mit einer Geschicklichkeit und Leichtigkeit gehandhabt wird, die jedem Worte, jeder Handlung einen beredten Ausdruck beifügt. Durch eine leichte Handbewegung geöffnet und zusammengeschlagen, bezeichnet er einen bejahenden oder verneinenden Entschluß. Das Zeichen innerer Ruhe ist ein sanftes Fächeln mit demselben; wird er schief vor dem Gesichte gehalten, so geschieht dies, um das einwilligende Lächeln der Hingebung vor den Blicken des halbverzweifenden Liebhabers zu verbergen, und so könnten wir alle Bewegungen des Herzens und des Verstandes, je nach dem Einfluß, den sie auf den Menschen ausüben, an dem Fächer verfolgen. Schon früh gewöhnen sich die Chinesinnen an dessen Anwendung; ich erinnere mich, daß ich einst einem kleinen Mädchen, das ganz mit der Tracht und den Eigenthümlichkeiten einer erwachsenen Frau ausgestattet war, begegnete; es trug einen eleganten Fächer von Federn in der Hand und erhob ihn mit großem Anstande, um, als ich vorüber ging, ihre Wangen meinem Blicke zu entziehen. Ich hatte, während ich auf sie zuschritt, Gelegenheit gehabt, sie zu betrachten und sie hatte daher keine Ursache, so verschämt zu thun. Die Bescheidenheit, mag sie nun natürlich oder affektirt sein, hat etwas besonders Anziehendes, das nie verfehlt, auf die


3.

Länge der Zeit einen günstigen Eindruck auf den Geist hervorzubringen. Denn wie das Herz auf das äußere Benehmen einwirkt, ebenso wirkt das äußere Benehmen auf das Herz ein, wenn gleich in geringerem Grade, weil jene die schwächere, diese die stärkere Gewalt ist. Eine Mutter, die daher ihre Tochter durch Angewöhnung dieser Züchtigkeit nur noch reizender macht, wird sie dadurch in ihrer angeborenen Bescheidenheit und Sittsamkeit bestärken.

Beständigkeit, Ehrerbietung in Geselligkeit sind die bezeichnenden Eigenschaften, welche uns bei dem Charakter der Chinesinnen bei näherer Betrachtung gleich in's Auge fallen. Wir wollen über jede derselben einige Worte sagen. Die chinesischen Geschichten wimmeln von Beispielen unbegränzter Liebe. „Es gibt nur Einen Himmel", sprach ein trostloses Mädchen, als ihre Eltern ihr wegen der Thränen, die sie täglich über dem Grabe ihres Geliebten vergoß, heftige Vorwürfe machten; „und er war mir dieser Himmel". Die tiefe Woge und der rauschende Strom sind oft Zeugen der unzertrennlichen Anhänglichkeit eines treuen Herzens gewesen. „Ehe ich meinen Leib einem Andern hingebe als dem, dem ich mich versprochen, will ich ihn lieber in's Wasser schleudern oder an einem Strick aufhängen", hat man schon Manche sprechen hören, die nicht wußte, daß der Höchste den Selbstmord verboten hat. Allein die heiligen Bücher der chinesischen Vorzeit werden nicht leicht ein besseres Beispiel dieser Beständigkeit wie das folgende enthalten: In einer der holländischen Niederlassungen auf den Inseln des indianischen Archipels hatte ein Mann, der in seiner Gemeinde einen hohen Rang einnahm, seine Gattin, die er zärtlichst liebte, verloren; ein Verlust, der ihm seine Heimath so sehr verleidete, daß er sie verließ und sich entschloß, die trüben Stunden der Trauer im Kreise theilnehmender Freunde zuzubringen. Unter seinen Bekannten zählte er auch den Vorsteher eines chinesischen Kreises oder Kampong, der mit der, seinem Vaterlande eigenthümlichen Gastfreundschaft den schwergebeugten Europäer einlud, die Abende in seinem Hause mit einem der geselligen Spiele, an denen China sehr reich ist, zu verbringen. Der kinderlose Wirth hatte seine Nichte an Kindesstatt angenommen und sie mit der Zärtlichkeit und den Hoffnungen eines liebenden Vaters erzogen. Der Besuchende sah bei diesen Gelegenheiten das junge Mädchen häufig und hielt es

für eine Pflicht, welche die gute Bildung ihm gegen den Pflegvater auferlegte, dem Gegenstand seiner Zuneigung auch seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aus Höflichkeitsformeln wurden indeß bald Liebesgeständnisse und eine anfangs gefällige Bekanntschaft reifte schnell zu einem innigen Freundschaftsbündniß. Sobald der Oheim dieses angesponnene Verhältniß entdeckte, untersagte er die Fortsetzung der Besuche, weil er einsehen mochte, daß, wenn seine Nichte und Pflegetochter einen Fremden heirathen würde, sein Name ausgelöscht und sein Vermögen eingezogen würde; denn bei dem Range, den der Europäer in der Gesellschaft einnahm, konnte der Chinese nicht daran denken, daß seiner Pflegetochter Verbindung mit ihm eine unvortheilhafte sei. Aber Schwierigkeiten sind oft nur ein größerer Reiz zum Unternehmen, und so sandte auch der Liebhaber der jungen Dame durch eine ihrer Freundinnen einen Brief, worin er sie ermunterte, aus der Obhut ihres Oheims zu entfliehen. Sie entgegnete, sie sei bereit, um seinetwillen jedes Opfer darzubriogen, fürchte aber den Fluch den ihre erzürnten Verwandten auf ihr Haupt herniederziehen könnten, weßhalb sie sein Begehren nicht erfülle. Dieser Punkt schien ein unübersteigliches Hinderniß zu sein, daß sich der Verbindung entgegenstellte und der Oheim glaubte ohne weitere Unannehmlichkeit seinen Zweck erreicht zu haben. Allein, aller seiner Plane ungeachtet, wollte die Nichte weder essen noch trinken und beharrte auf diesem Entschluß, bis ihre Freundinnen einsahen, das hier nur zwischen zweien Uebeln zu wählen war — ihrer Heirath mit dem Freunde oder dem Grabe, von denen man sich für das erstere als das kleinere, entschied, der Oheim legte nur eine Bedingung auf, in welcher ihm auch nachgegeben wurde, daß nämlich, so lange er und seine Gattin lebten, die Nichte sein Haus nicht verlassen dürfe. In Folge dieser Bedingung war der Gatte genöthigt, eine chinesische Wohnung zu beziehen, wo der Schreiber dieses das Vergnügen hatte, sich mit ihm zu unterreden. Auf einem unserer Spazierritte erzählte er mir diese kleine Geschichte seiner Brautwerbung Als er geendet hatte, war ich sehr neugierig, zu sehen, was für eine Lebensgefährtin er gefunden habe; ich war der Meinung, daß Frauenzimmer, die in solchen einsamen und abgelegenen Wohnungen geboren und erzogen werden, die keine andere Beschäftigung wie ihre Toilette oder allenfalls Nachbarsgeschichten

haben, sich nie um etwas anderes, wie um die Befriedigung ihrer Neigungen bekümmern würden; ich fragte ihn deßhalb, ob sie an seinen Unternehmungen einigen Antheil nehme? Er antwortete: „Ja wohl, den größten; Nichts was mir Schmerz oder Freude bereiten kann, entgeht ihrer Aufmerksamkeit". Er war noch hübsch und in seinen beßten Jahren; sie war klein von Gestalt und mit Juwelen beladen. Ich bin versichert, daß der Leser mit mir in den Wunsch einstimmt, daß der Himmel ihnen noch viele reichgesegnete Jahre gönnen möge.

Ein Eingeborener der vereinigten Staaten heirathete eine Chinesin, die nie den Vortheil einer guten Erziehung genossen hatte und welche daher diese Eigenschaft schwerlich den Ermahnungen Anderer zu verdanken hatte. Sie folgte ihrem Gatten nach Macao, wo einer meiner Freunde dem Manne einen Besuch abstattete. Bei seiner Rückkehr fragte ich ihn, in welcher Weise sie ihm begegne. „Mit großer Ehrerbietung", war die Antwort. Und dieses Zeugniß zu ihren Gunsten war nicht das einzige, denn der Capitain, der das Paar über den atlantischen Ocean hinüberbrachte, erklärte, er habe nie zuvor solche Passagiere gehabt; die Frau mache alle Dienste von Seiten der Schiffsdienerschaft unnöthig, und sie halte mit eigener Hand alles in einem Zustande der höchsten Ordnung und Reinlichkeit. Die kurze Geschichte dieses Frauenzimmers scheint uns ein Beweis zu sein, daß das Gefühl der Ehrfurcht eine Naturgabe ist; und obgleich es durch den Gebrauch und die festgesetzte Meinung des ganzen Landes aufrecht gehalten wird, so tritt es doch auch selbst bei den ungünstigsten Gelegenheiten aus eigenem Antriebe hervor. Alles, was wir unter der ärmeren Volksklasse gewahren, steht in einer gewissen Beziehung zu dieser Gewohnheit. Bei alledem ist aber weder in dem Princip, noch in der Ausführung, etwas Gemeines, Niedriges, denn das Auftreten einer Chinesin ist mit einer Majestät verbunden, die nur mit dem Bewußtsein geistiger Freiheit vereinbar ist. Der Ton ihrer Stimme und der Blick des Auges zeigen deutlich, wie sie weiß, daß sie nicht geboren wurde, um verachtet zu werden. Manche haben von der Erniedrigung der Chinesinnen gesprochen, und geglaubt, Unterstützungsgründe für ihre Ansicht gefunden zu haben, indem sie nach ihren eiligen Besuchen oder nach dem, was sie während ihres Aufenthaltes

aus Unterredungen geschöpft haben, ihr Urtheil bildeten. Dieses kann mich gar nicht überraschen; denn wenn ein Fremder sieht, daß die Hausfrau nicht berechtigt ist, von dem Freunde ihres Gemahls Höflichkeitsbezeugungen entgegen zu nehmen, ohne zu wissen, daß dieses Verbot auf Gründen der Schicklichkeit beruht, die von frühesten Zeiten sich bis auf den heutigen Tag vererbt haben, so ist er leicht geneigt zu glauben, sie werde verachtet und die Gemächer, welche die Chinesen mit so manchen blumenreichen Namen bezeichnet haben, seien für sie nur ein Gefängniß.

Kleine Vorfälle geben der Sache ein ganz anderes Ansehen. Der wirklich ausgezeichnete Beale, der der Zucht vierfüßiger und gefiederter Thiere in seiner Menagerie so sehr viel Geld, Mühe und Geschicklichkeit opfert, wird oft von den höheren Ständen der Eingeborenen besucht, welche, durch die Schönheiten seines Landsitzes angezogen, seine Gastfreundschaft zu genießen kommen. Während ich mich zu Macao aufhielt, beehrten ihn bei einer solchen Gelegenheit die weiblichen Verwandten des ersten Vorstehers jener Stadt mit ihrer Gegenwart. Die Gesellschaft belief sich auf etwa vierzehn; alle kamen, von einem zahlreichen Gefolge von Mädchen und Frauen begleitet, in geräumigen und eleganten Sesseln getragen, die in China statt der Equipagen treffliche Dienste thun. Außer diesen Damen befanden sich bei dem Zuge noch mehre anständig gekleidete Herren, die sowohl zur Begleitung dienten, als auch nöthigenfalls den Damen kleine Aufmerksamkeiten bezeigten. Ich erinnere mich noch sehr wohl der anmuthigen Verbeugung, mit der Einer aus ihnen einer der Damen eine zierliche Pfeife überreichte, die er eben für sie angezündet hatte. Außer jenen Anstandsdamen und Herren machten sich noch die Amtsinsignien, das Geschrei einer Menge von Vorboten und der Lärm des weithin erschallenden Gongs bemerkbar, Zeichen, die sonst immer die Ankunft des Magistrats verkünden; mit einem Worte, es war nichts verabsäumt worden, um zu zeigen, daß der Gebrauch den Damen es erlaubte, alle Ehren eines Amtes für sich zu beanspruchen, während natürlich dessen Pflichten und Lasten allein auf den Gatten fallen. Die Frauen wurden von ihren Dienerinnen aus den Sesseln gehoben und an der Hand die Stiegen heraufgeführt, ein Beistand, der wegen ihrer kleinen Füße ihnen wohl sehr nützlich sein mochte. Ihr Anzug war höchst pracht-

voll und bestand aus den reichsten Stickereien auf dem lebhaftesten Grunde, bildete aber dadurch einen entschiedenen Gegensatz zu der bewunderswürdigen Einfachheit ihres ganzen Benehmens. Nicht eine Spur von Künstelei war zu sehen und das schärfste Auge konnte nicht entdecken, daß sie ihrer Kleiderpracht bewußt waren. Wie ich, am Fenster stehend, mit gespannter Theilnahme die ganze Scene betrachtete, konnte ich es nicht unterlassen, mich zu fragen: Ist das die sogenannte Erniedrigung der chinesischen Frauen? Wer vermöchte es, nach solchen Beweisen sich zu verbergen, daß die Ehrerbietung, welche das Weib dem Gatten erweist, nicht allein freiwillig, sondern auch eine freudige Beobachtung einer weise erdachten Sitte ist? — Ich habe mir indeß vorgenommen, die ganze Wahrheit zu berichten, wie sehr ich auch zu Gunsten des Volkes gestimmt bin und wie gerne ich auch bei dem verweile, was ihrem Charakter zur Ehre gereicht. Die weiseren unter den chinesischen Sittenlehrern verwerfen die Vielweiberei, aber es wird erst der höheren Weihe des Christenthums gelingen, ihren heilsamen Lehren allgemeinen Eingang zu verschaffen. Die Vielweiberei wird nicht von Allen geübt und man bedient sich derselben gewöhnlich nur, wenn der Gatte auf die Jahre kommt. Bei weitem die meisten Reichen genießen, gleich den Armen, das eheliche Glück, ohne diese Giftpflanze neben sich Wurzel fassen zu lassen. Wenige nur geben sich, wegen ihrer Genußsucht und Lebenslust, dieser Gewohnheit hin und Einige thun es nur, um sich einen Erben oder eine zahlreichere Nachkommenschaft zu verschaffen; ich sehe dies aber als ein Abweichen von dem guten und weisen Gebrauche an, der dem Manne nur ein Weib zuerkennt.*) Ich will mich über diesen Gegenstand nicht

*) In keinem Punkte herrschen so viel irrige Ansichten wie über die Vielweiberei der Chinesen. Es ist unrichtig, daß das Gesetz die Vielweiberei sanctionnirt habe, wenn es auch das Concubinat zuläßt. Ein Chinese kann nur eine Tsi oder Weib im eigentlichen Sinne des Wortes haben; diese empfängt Anrechte, ist ihm feierlich angetraut und meist aus den höhern Ständen, wodurch sie sich wesentlich von den Tsie oder Mägden unterscheidet, deren der Herr so viele halten kann wie er will; und wenn die Kinder der letzteren auch manche Rechte der Legitimität besitzen — in allen Fällen haben jedoch die

bestimmt aussprechen, denn um das Ganze zusammenfassen und genau nachweisen zu können, in wie weit die chinesischen Frauen eine Schmälerung ihres ehelichen Glückes durch diese Genußsucht gestatten, bedarf es gründlicherer Nachforschungen. Das Verlangen der Eltern, ihre Töchter in den Häusern der Großen untergebracht zu sehen und aus vornehmen Verbindungen selbst Vortheil zu schöpfen, verleitet sie oft, ihre Töchter als Nebenweiber anzubieten, ehe die Beseitigung der ersten Gattin denselben Platz gemacht hat. „Laßt meine Tochter Euer Haus kehren" (die gewöhnliche Redensart, mit der die Eltern ihre Kinder anbieten), ist nicht immer eine bloße Höflichkeit, die den Herrn erhebt und sich selbst erniedrigt, sondern zu oft eine Bezeichnung der Gefühle, die theils durch mißliche Umstände, theils durch Prachtliebe in den Herzen der Mißvergnügten erzeugt werden. Einige Andeutungen hiervon hatte ich Gelegenheit, in einem Schauspiel zu finden, das sehr gut dargestellt wurde. Ein armer Jüngling, der nur durch seine Sitten und Gelehrsamkeit sich Geltung verschaffen konnte, hatte sich, nach jenem Drama, in ein schönes junges Mädchen niedern Standes verliebt, dessen Vater aber

Kinder der Frau den Vorzug — so bewirkt dies im Sachverhältniß doch nur einen geringen Unterschied. Während also das Weib der Geburt nach mit ihrem Manne von gleichem Range ist und gewisse Rechte besitzt, wird die Tsie für Geld gekauft und gleich jeder andern Hausmagd behandelt. Der Gesichtspunkt, von welchem das chinesische Gesetz und die chinesische Sitte ausgingen, als sie den aus dem Concubinat entspringenden Kindern gesetzliche Rechte zugestanden, ist die Wichtigkeit, welche man in jenem Lande auf männliche Nachkommenschaft legt. Es ist klar, daß dieses Verhältniß genau dasselbe ist, wie das der Sara und der Hagar im alten Testamente zu Abraham. — Da die reichen Chinesen sich diese sogenannten Dienerinnen um Geld erkaufen, so ist es, wegen der Schwierigkeit, in diesem bevölkerten Lande sein Brod zu gewinnen, nicht selten, daß Aermere ihre Töchter, ja selbst ihre Weiber zu diesem Zwecke verkaufen. — Es verdient hier noch bemerkt zu werden, daß bei dem Tode eines Kaisers alle seine Dienerinnen in einem abgelegenen Flügel des Pallastes eingesperrt werden und niemals heirathen dürfen.

Anm. d. Uebers.

fest entschlossen war, ihr Aufnahme am Hofe zu verschaffen. Er stellt den demüthigen Bitten des unglücklichen Liebhabers vor, wie vielen Mißlichkeiten sie sich werde aussetzen müssen, wenn sie einen so armen Menschen heirathe; das Ganze wird von einer sehr hübschen pantomimischen Handlung begleitet und die Scene schließt damit, daß der Vater den Gelehrten vor die Thüre wirft. Die Tochter wird zu Hofe gebracht und die Zufriedenheit des Vaters wie die Verzweiflung des Liebhabers haben den höchsten Gipfel erreicht. Ein ehrwürdiger Greis trifft den Letzteren auf seinen einsamen Wanderungen an, bemitleidet ihn und versorgt ihm eine Stelle beim Hofe, worauf wir ihn als Mundschenk der Prinzessin und seiner neu erhobenen Schönen erblicken. Ein Zupfen am Aermel, ein Zeichen, daß sie ihn wiedererkennt, füllt seine schon beinahe überfluthende Leidensschale mit neuem Schmerze und treibt ihn aus einer Verzweiflung in die andere, bis durch einen Zufall der Fürst seine Verdienste entdeckt und zum Zeichen seines königlichen Wohlwollens dem untröstlichen Mundschenk sein Bestes auf der ganzen Welt gab, und das war die junge Schöne, für die er beinahe gestorben wäre. Doch die Fürsehung entscheidet nicht immer so freundlich zu Gunsten der Guten, weil sonst vielleicht die wahre Tugend, die wahre Geduld gänzlich verschwinden würde; ja manches Mädchen wird den Hoffnungen eines biedern Jünglings entrissen und in die Arme eines reichen Wollüstlings übergeben, während ihr Herz nach dem Glück und der stillen Zufriedenheit unter einem Strohdache sich sehnt.

Wir sind bei der Darstellung dieser Eigenschaft auf verschiedene Abwege gerathen, allein vielleicht doch nicht auf zwecklose, oder auf solche, die über die Schranken hinausschweifen; denn jede Gabe des menschlichen Geistes, jeder natürliche Antrieb muß nicht sowohl abstrakt, sondern vielmehr in seiner Umgestaltung durch den Einfluß der Gesellschaft betrachtet werden; oft kann sich ein solcher Antrieb in seinem schönsten Lichte entfalten, oft wieder wird er so sehr durch die Uebergewalt des Uebels und widerstrebender Gewohnheiten gehindert und erstickt, daß sein Gedeihen zweifelhaft wird. Das Gefühl der Ehrfurcht in der Brust einer Chinesin wird, wenn sie gut behandelt wird, gedeihen und Blüthen und Früchte tragen; indeß müssen wir nicht auf solche Beispiele hinblicken, wo Ungerechtigkeit andere Gefühle

hervorgerufen und durch die Länge der Zeit zur Gewohnheit umgewandelt hat. Ich habe Frauen gesehen, welche, diese Anlage verläugnend, ihren Leidenschaften in den stärksten Ausdrücken und Gebärden Luft machten. Ich hörte unter Andern eine zu ihrem Manne sagen, daß nur ein Fan-Kuei (worunter sie mich meinte) seine Frau schlüge; denn er schien so sehr die Zartheit des schönen Geschlechtes vergessen zu haben, daß er ihr eine korperliche Züchtigung ertheilt hatte, welche Mißhandlung sie veranlaßte, ihre Vorwürfe mit den beleidigendsten Vergleichungen zu begleiten.

Die dritte und letzte der in dem Charakter einer Chinesin besonders hervortretenden Eigenthümlichkeiten ist die Geselligkeit, oder jene Neigung, welche das Herz eines menschlichen Wesens dem eines andern verbindet. Wir haben in einem früheren Kapitel nachgewiesen, wie sehr das Glück des Chinesen von dieser geselligen Anlage abhängig ist und wir haben Beweise genug, daß das Weib in dieser Beziehung ihm völlig gleich gesinnt ist. Vormittags werden die Sessel nach allen Richtungen hin durch flinke Diener getragen, denen, dem Range der Person entsprechend, eine oder mehrere Dienerinnen folgen. In diesen Senften befinden sich die Damen, welche einen Tag mit ihren Freundinnen zu verbringen gehn, weil man sie besonders Vormittags und gegen Abend antrifft. Diejenigen, welche keinen Sessel bezahlen können, gehen meist in Begleitung eines kleinen Mädchens, daß als Dienerin eine Schachtel mit dem Nothwendigsten oder im Bündel trägt, worin sich die der Herrin zugehörenden Sachen befinden. Ich habe oft zu Macao Damen bemerkt, die in ihren besten Kleidern und mit dem heitersten Gesichte zwischen sechs und sieben Uhr auszogen, um wahrscheinlich den Tag bei gleichgesinnten Freundinnen in gegenseitigen Ergüssen ihrer Gefühle zu verleben. In diesem Falle zeigt sich die Geselligkeit in ihrer reinsten und liebenswürdigsten Gestalt. Dieser freundschaftliche Umgang muß der große Reiz des Lebens, das Band der Einigkeit in, wie außer dem Hause sein; er verknüpft die Herrin der Dienerin und die Dienerin der Herrin. Wir finden oft Beispiele davon in unsern Krankenhäusern, wo die Eine befiehlt und die Andere gehorcht, und zwar mit der sanften Bereitwilligkeit und dem Vertrauen zweier Schwestern. Wo mehr als ein Weib nach der Zuneigung des Gatten strebt, wird die Eifersucht sehr oft durch den freiwilligen Wunsch,

Freude und Leid mit einander zu theilen, gewundert. Auf der Bühne wird der gute alte Gebrauch, nur ein Weib zu besitzen, aufrecht gehalten, und ich konnte daher hier auch nichts Näheres darüber erfahren, wie sich die Sache in der Wirklichkeit verhält; indeß mag folgende Geschichte zeigen, daß durch alle Verhältnisse der weiblichen Glieder einer Haushaltung ein gemeinschaftliches Gefühl sich erstreckt. Ich besuchte mit einem Freunde das Haus eines angesehenen Kaufmannes, um seinen auf dem Paradebett liegenden sterblichen Resten unsere letzte Achtung zu erzeigen. Wir fanden eine geräumige Halle, die nach ihrer Ausschmückung das Aussehen hatte, als sei sie einer Gottheit gewidmet, nebst allen zu einem Opfer nöthigen Gegenständen. Die Anzeichen des Ranges, eine Menge theils zur Bequemlichkeit, theils zur Zierde dienender Sachen und ein Schwarm von Bildern männlicher und weiblicher Dienstboten waren in Reihen aufgepflanzt und sollten am Ende verbrannt werden, damit ihre Seelen dem Geiste des Verstorbenen in ein Land nachfolgten; wo, wie ein geringes Nachdenken uns schon lehren kann, man dergleichen doch nicht mehr bedarf. In dieser Halle befand sich auch eine Art aus Vorhängen von Flechtwerk gebildeten Verschlusses, welches, wenn ich nicht irre, von einer festen Gattung chinesischen Papiers gefertigt wird. In diesem Zimmer hatten sich die Frauen, alle in weiß gekleidet, um den Verstorbenen als Leidtragende zu betrauern, versammelt. Von Zeit zu Zeit wurde der Vorhang ein wenig gelüftet, damit die Dahinterstehenden einen Blick auf die Fremden werfen konnten, der alsdann immer von einem verstohlenen Lachen von unwiderstehlichem Reize verrathen wurde. Allein sobald wir uns hinwandten, um zu sehen, wer die schöne Verbrecherin sei, war der Vorhang wieder herabgesunken und verbarg sie unseren Blicken. Nachdem wir einige Zeit in dieser Halle zugebracht und den hinter dem Altare aufgestellten Sarg zumletztenmal betrachtet hatten, wurden wir in die Gärten hinabgeführt, die während der Krankheit des Eigenthümers vernachlässigt worden und nur seinen Verlust zu betrauern schienen. Wir besahen uns hier einige Augenblicke den See mit seiner Brücke und seinen Felsblöcken, seinen Pavillons und verschiedenen Merkwürdigkeiten der Kunst und der Natur. Als wir beim Zurückgehen eben um eine Ecke beugten, gewahrten wir eine Thüre, aus der eine Dame hervortrat und

quer über den Steg schritt; ihrem Beispiele folgte eine andere und so fort, bis die ganze Gesellschaft an unsern Blicken vorübergezogen war. Nicht eine ließ uns durch einen Blick oder einen etwa ungewöhnlich raschen Gang vermuthen, daß sie unsere Nähe bemerkten. Und dennoch hatten sie uns nicht allein um die Ecke kommen sehen, sondern auch ihre Bewegung und Entfernung so gut berechnet, daß die letzte des Zuges den Punkt verließ, als wir ihn eben erreichten. Die Scharfsinnigkeit dieses Planes, um uns ihren Anblick noch zu gewähren scheint mir nicht so bezeichnend, wie die Gemeinschaftlichkeit der Ausführung. Alle waren vergnügt, sich unsern Blicken darbieten zu können und dem Fremden den Anblick der Gesichter zu verschaffen, die kennen zu lernen er sich solche Mühe gegeben hatte.

Wenn man Chinesen fragt, ob ihre Frauen lesen können, so antworten sie, mit wenigen Ausnahmen, nein.*) Indeß hat die Frage, welche bei solchen Gelegenheiten an sie gerichtet wird, eine doppelte Bedeutung, nämlich die, ob sie im Stande seien, die alten Klassiker mit Leichtigkeit zu lesen, oder ob sie genugsame Kenntniß der Buchstaben besitzen, einen Brief, eine Erzählung oder kleinere Werke belehrenden Inhalts, zu verstehen. Das Verhältniß dieser beiden Klassen von Lesern stellt sich ungefähr wie drei zu hundert, indem, wenn auch die Erziehung im allgemeinen nicht vernachlässigt wird, Wenige eine gelehrte Ausbildung empfangen. Man hat mir selber gesagt, daß die Damen von allen zuerst

*) Wenn auch die Chinesinnen nicht dieselbe Achtung genießen, welche den Männern zu Theil wird, so gibt es doch auch wieder chinesische Gelehrten, welche die Frauen, was ihre Bildung anbelangt, in Schutz nehmen. Zum Beweise dafür theilen wir folgenden Ausspruch eines chinesischen Philosophen mit, dem man Artigkeit gegen das schöne Geschlecht nicht absprechen kann: „Affen kann man lehren, Possen zu spielen, Hunde abrichten, um Mühlen zu treiben, Katzen, einen Cylinder zu umkreisen und Papageien kann man unterrichten, Verse nachzusprechen. Da dies nun deutlich beweis't, daß man Vögel und andere Thiere dazu bringen kann, menschliche Verrichtungen nachzuahmen, um wie viel eher muß dies bei jungen Frauenzimmern zu erreichen sein, da diese doch am Ende menschliche Wesen sind?“ Anm. d. Uebers.

das neue Testament verstanden, — ein Umstand, aus welchem erhellt, daß sie geistiger Anstrengung durchaus nicht fremd sind. Sie unterhalten mit ihren Gatten und Verwandten, wenn diese sich in der Ferne befinden, einen lebhaften Briefwechsel; in einem chinesischen Briefsteller befinden sich Muster von Briefen sowohl für Frauen, wie für Männer. Unter den ärmern Klassen großer Orte wie Macao mögen sich Hunderte befinden, die nicht lesen können, und der Unterricht der männlichen Jugend ist gleichfalls sehr vernachlässigt, was den dürftigen Umständen der Armen zuzuschreiben ist. Allein auch hier trafen wir einst das Töchterchen eines Bauern, welches mit den Knaben des Dorfes in die Schule ging, um sich die Weisheit früherer Jahrhunderte anzueignen. Es darf nicht übersehen werden, daß der Unterricht der Chinesen in ihrer eigenen Sprache ein sehr schwieriger ist und das eine nur mittelmäßige Bekanntschaft mit deren Schriftzeichen ein mehrjähriges Studium erfordert. Die Anordnung ihrer Buchstaben ist eine unnatürliche Verdrehung der richtigen Gedankenfolge und erzeugt Unterrichtsmethoden, welche dem Studierenden große Hindernisse in den Weg legen. Es ist keine Analyse angewandt worden, um das Ganze in ein vernunftgemäßes System zu bringen; der Lernende ist daher darauf angewiesen, sich fortwährend abzumühen, seine Kenntnisse stückweise einzusammeln, ohne eine Logik, die bekannte Thatsachen zusammenschmelzt und zur Auffindung neuer behülflich ist. Oft überwindet die angegebene Geisteskraft diese Hindernisse, ordnet das Erlernte und verwendet es zu den Zwecken des wirklichen Lebens; doch gelingt dies nur dem unausgesetzten Fleiße, vereint mit seltenem Talente. Wenn diese Schilderung ihrer Literatur in Bezug auf Lernende eine richtige ist, kann es uns nicht wundern, daß nur wenige Damen in der Kenntniß ihrer Grundsätze weit vorgerückt und im Stande sind, Tuh-Schu, in der eigentlichen Bedeutung des Ausdrucks zu lesen. Wir lernen aus ihren Geschichten, daß es beim schönen Geschlecht für ehrenvoll angesehen wird, das Gelesene zu verstehen, und wenn daher ein Schriftsteller seine Heldin mit Allem, was auf Erden und im Himmel Empfehlungswerthes ist, schmücken will, so vergißt er nicht, ihre Belesenheit in den alten Sagen zu erwähnen. Als ich einst neben meinem Lehrer saß, bat ich ihn um die Erklärung einer Stelle, welche auf- oder abwärts (das heißt bei

uns vor- oder rückwärts) gelesen einen passenden Sinn gab. Er zeigte mir dies mit einem selbstgefälligen Lächeln über diese von ihm gemachte Entdeckung. Ich fragte ihn, ob dieser Gebrauch bei den literarischen Künsteleien seines Landes häufig sei, was er verneinte; doch fügte er später hinzu, daß Frauen in Briefen an ihre Männer sich bisweilen derselben bedienten, um dadurch, daß sie etwas so Schwieriges vollbrächten, die Innigkeit ihrer Neigung an Tag zu legen. Eine solche Künstelei erfordert aber nicht blos sehr viel Arbeit, sondern auch einen ausgedehnten Wortreichthum, der einzig durch fleißiges Lesen und mühsames Studium erlangt werden kann.

Wenn man alles dieses in Erwägung zieht, so kann ich die Behauptung nicht unterstützen, daß die Frauen in China ungebildet seien, sondern halte vielmehr dafür, daß es genauerer Angaben als der bisher vorgebrachten bedarf, um über ihre literarischen Kenntnisse im Allgemeinen ein bestimmtes Urtheil fällen zu können. Den Unterricht in der Sittenlehre betreffend, den sie von ihren Müttern, Verwandten und Erzieherinnen empfangen, können wir uns darin nur auf das, was wir im Vorbeigehen bemerkt haben, beziehen. Wenn man durch die von Fremden weniger besuchten Straßen kommt, eilen Jung und Alt an die Thüren, um ihre Neugier zu befriedigen, und hie und da sieht man eine Schaar frischblühender Mädchen in bunten Kleidern vor einer Hausthür stehen, als wäre es eine Pension. Da sie für Näherinnen oder Stickerinnen zu fein gekleidet sind, so möchte man fragen, was sie in der Wohnung einer bejahrten Matrone suchen, und man wird bald auf die Vermuthung fallen, daß sie zu ihrer geistigen Ausbildung hierhin kommen. Den Fremden umgiebt sogleich eine Menge lärmender Müßiggänger und Umherstreicher, weshalb an eine der Wißbegierde genügende Erkundigung nicht zu denken ist. In den Theatern sieht man die Damen bei ihren Kleinen mit Freuden das Amt einer Amme versehen, nicht als ob es ihnen an Dienstleuten fehle, sondern aus Anhänglichkeit zu ihren Kindern. Die Sänftenträger bringen die Mutter und das Kind nebst einem Kästchen, worin verschiedene Bequemlichkeiten eingeschlossen sind, nach dem Theater, wo es ihr Vergnügen zu machen scheint, ihre Aufmerksamkeit gleichzeitig den Spielern, ihren Freundinnen und ihrem Kinde zuzuwenden. Die Chi-

nesin ist nicht allein daheim Hausfrau, sondern verräth dies allenthalben, wohin sie geht. Dies würde sie nicht thun, wenn ihr Geist uncultivirt geblieben wäre. Wenn das Herz nie die Wohlthat nützlicher Lehren empfunden hat, kann selbst die Armuth keine unverbrüchliche Pflichtbeobachtung erzwingen; wir können daher mit Sicherheit behaupten, daß die stäte Aufmerksamkeit einer Chinesin auf das, was ihr als Mutter und Weib aufliegt, auf Grundsätze gegründet ist, die bekanntlich nur die Früchte der Unterweisung sind. Die Frauenzimmer verlegen während ihrer Jugend sehr viel Aufmerksamkeit auf sich selbst; das Anziehen feiner Kleider, die Frisur und das Schminken scheinen ein Theil ihrer Beschäftigung zu sein; doch wenn das Alter die Züge zusammenschrumpft und das Haar sich entfärbt, hört diese Sorge auf. Ihr Anzug ist alsdann, welchem Range sie angehören mögen, höchst einfach; das Haar glatt gekämmt, ohne eine Blume, einen Edelstein oder eine Goldnadel, um seinen erblichenen Glanz zu bedecken; Alles ist schlicht und man gibt sich keine Mühe, die Ankunft des Alters zu verbergen, sondern legt die Wahrheit offen an den Tag. Die Tochter wird mit allem Glanze, den die Vermögensumstände erlauben, gekleidet und die Mutter setzt sich hinter sie, als wenn es ihr Stolz wäre, die Jungfrau als ihren schönsten eigenen Schmuck zu besitzen. Und wer wollte ihr nicht zu dieser Vereinigung von Klugheit mit Liebenswürdigkeit Glück wünschen?

Den Kindesmord betreffend, wäre es besser, davon nur flüsternd zu sprechen, damit kein Chinese uns belausche und frage, ob bei uns Mütter durch ein überwältigendes Gefühl der Scham oder durch den furchtbaren Verlust der Ehre, dahin getrieben werden, ihre Leibesfrucht zu ermorden. Doch wer trägt die Schuld, auf wen anders fällt sie zurück, als auf den Mann, der der Unglücklichen Alles ohne Ausnahme gewährt, nur das nicht, was sie gewiß aus den Händen des Erlösers empfangen würde — Vergebung?! Ein Mann soll tausendmal sein Unrecht vergüten können, allein für ein Weib soll es keine Reue geben? In China kommt, wie wir aus den sehr scharfen, mißbilligenden Erlassen der Magistrate vernehmen, der Kindesmord vor, allein wir wissen nicht unter welchen bedrückenden Umständen. Wir hören bei uns sehr viel, in China nur wenig darüber. Einige meiner Freunde haben bei einer oder zwei Gelegenheiten ein Kind in den die

Stadt Canton umgebenen Kanälen liegen sehen; doch gehört ein solcher Vorfall zu den äußersten Seltenheiten. Ich selbst habe während meines Aufenthalts in diesem Lande nie etwas so Entsetzliches gesehen, noch zu sehen Gelegenheit gehabt. Der Fluß wimmelt von äußerst elegant eingerichteten Booten, welche von Freudenmädchen bewohnt werden: ob nun die Kinder, welche bisweilen auf dem Wasser schwammen oder an den Ufern ausgesetzt werden, von ihnen hierhin gebracht wurden, um die Ernährungs- oder Beerdigungskosten zu sparen, ist ungewiß, die seltene Vorkommenheit solcher Verbrechen läßt uns nicht zu einem entscheidenden Schlusse gelangen, beweis't vielmehr, daß selbst bei einer überreichen Bevölkerung von dürftigen Leuten dies keineswegs zur Gewohnheit ausgeartet ist. Wenn man daher erzählen hört, in Canton würden jeden Morgen Leichen von Kindern weiblichen Geschlechts, welche oft von S c h w e i n e n auf das furchtbarste verstümmelt seien, auf einen Todtenkarren geworfen, so habe ich nur darauf zu entgegnen, daß Schweine, wenn man sie in den Straßen von Canton antrifft, immer die Ehre haben, von zwei Leuten getragen zu werden. Ich bin noch nie so glücklich gewesen, hier eines dieser Thiere auf dem Boden gehen zu sehen, aus Gründen, die einem Jeden, der jemals eine große Stadt besucht hat, klar sein werden. Auch sind die Straßen von Canton durchgehends so enge, daß kein Karren hindurch passiren könnte, und weil Abzugskanäle durchaus fehlen, so sind alle Unreinlichkeiten der Stadt, in großen, an einer Stange hängenden Eimern, welche von Leuten, deren Erwerbsquelle es ist, getragen werden, hinauszuschaffen. Ich habe sie, öfter als es mir lieb war, bei dieser schmutzigen Arbeit angetroffen, aber nie todte Kinder in diesen Gefäßen erblickt, oder von meinem Freunde gehört, daß er einen solchen Anblick erlebt habe. Durch unausgesetzten Fleiß, beständig heitere Laune, Treue zu ihrem Gatten und Liebe zu ihren Kindern verdienen die armen Chinesinnen als musterhaft bezeichnet zu werden. Die Beweise dieser Behauptung sind durchaus nicht weit her geholt oder unklar; jeder, der Canton besucht, mag sich, wohin er die Blicke wendet, davon überzeugen. Es ist natürlich, daß eine Mutter Freude empfindet, wenn ihr Kind beachtet wird, allein in China braucht nur der Fremde seine Hand auf das Köpfchen eines Kindes zu legen, um das

Wohlwollen aller anwesenden Frauen zu gewinnen. Wenn sie es für etwas so Liebenswürdiges von einem Fremden halten, diesen geringen Beweis seiner Aufmerksamkeit gegen das Kind an Tag zu legen, wie abscheulich muß es ihnen dann vorkommen, wenn eine Mutter ihrem eigenen Kinde das Leben nimmt!

Fünftes Kapitel.

Verbreitung der heil. Schrift.

Als ich meine Versuche zur Verbreitung der heil. Schrift in China begonnen, setzte ich oft nach einer nahe bei Macao gelegenen Insel mit einem amerikanischen Missionar, mit Namen Williams, über. Bei diesen Gelegenheiten waren wir meist so glücklich, einen Sack mit Büchern unter anscheinend sehr großer Theilnahme von Seiten der Chinesen zu vertheilen, wobei wir stets bemüht waren, durch Freundlichkeit und Herablassung ihr Vertrauen zu gewinnen. Wir fanden, daß wir in keiner Weise besser Verlangen nach dem Buche der Wahrheit bei ihnen erregen konnten, als indem wir uns mitten unter das Volk begaben und uns so viel wie möglich mit ihnen verschmolzen. Wir sahen z. B. bei einer Gelegenheit eine Menge Männer, unter der Leitung eines, wie es schien, Angesehenen, ein Grab umstehen; wir eilten daher auf diesen Platz zu, in der Hoffnung, hier geneigte Herzen zu finden. Man behandelte uns anfangs zurückstoßend; als sie aber fanden, daß wir die Vorschriften ihrer eigenen Lehrer zu gut kannten, als daß wir ihre Handlung mit gleichem Maße erwiderten, wurden sie plötzlich sehr munter, vertheilten unsre Bücher unter sich und füllten unsern Sack mit verschiedenen Früchten an, welche sie zu ihrer eigenen Erfrischung mitgebracht hatten. Da dies gegen unsern Willen zu geschehen schien, so führte es nicht geringe Munterkeit herbei und weil die Chinesen eine heitere Stimmung über Alles lieben, so bewog diese Heiterkeit sie, viel eher die also empfangenen Bücher zu lesen, als die ernstesten Ermahnungen es vermocht hätten, Wir brachten unsern Sack nach dem nächsten Dorfe und vertheilten dort zur großen Belustigung der Mütter und Großeltern, die Früchte unter die

Kinder, und unter dieser günstigen Stimmung gaben wir noch einige von uns zurückgehaltene Bücher aus. Wir waren stets bemüht, jede Gabe mit einer besondern Wohlthat zu begleiten und unsere Heiterkeit und Mäßigkeit an Tag zu legen, um so die beste Bürgschaft abzulegen, daß die heil. Lehren der Wahrheit wohl des Durchlesens werth sind.

Unsere Bemühungen in der chinesischen Umgebung von Macao wurden anfangs mit keinem günstigen Erfolge gekrönt. Die hier wohnenden Eingeborenen haben, nach der Meinung ihrer Landsleute, einen von dem ihrigen sehr verschiedenen Charakter und haben, mehr wie alle Anderen, die beleidigenden Edikte, welche ihre Herrscher gegen alle Fremden erlassen haben, sich zu Nutzen gemacht. Ihr Benehmen gegen uns war oft höchst unverschämt und erbittert, so daß ein Reisender, der sich einst in einer solchen Lage seines Spazierstockes bediente, das einzig entsprechende Gegenmittel angewendet haben mochte. Allein es war uns um etwas Anderes zu thun, als unserem Eifer Genugthuung zu verschaffen und wir geduldeten uns so lange, bis wir fanden, daß diese Behandlung in einer verkehrten Beurtheilung unseres Charakters ihren Grund hatte; denn als sie bei näherer Bekanntschaft fanden, daß wir in vielen Punkten mit ihnen übereinstimmten und an allem auf ihr Wohl Bezüglichem einen lebhaften Antheil nahmen, hörten wir das Wort Fan-kuei oder fremder T . . . . l seltener und statt beleidigt zu werden, wurden wir willkommen geheißen. Es dauerte nicht lange, so nannte man uns „die Fremden, die Chinesisch verstehen", „die Gelehrten", „die guten Leute" und dieselben, die uns früher mit Schmach und Vorwürfen überhäuft hatten, verkündeten jetzt unser Lob. Es war unter solchen hoffnungserregenden Umständen eine leichte und freudige Aufgabe, die religiösen Schriften zu verbreiten. Die größte Schwierigkeit bei dem neuen Testamente besteht in seinem Umfange, indem nicht mehr als zwei Abdrücke mit einem Male unter dem Arm getragen werden können, wodurch die leichte Circulation wie auch die geeignete Vertheilung sehr gehindert wird. Es muß in der Folge eine Druckweise angewandt werden, welche die Dicke des Werkes auf ein Viertel seiner jetzigen Ausdehnung beschränkt, weil die Größe der Verbreitung mehr in Betracht kommt, als man denken sollte. Mein Gefährte konnte an zehn Stück frommer Schriften in seine Taschen

einstopfen, während ich große Mühe hatte, zwei neue Testamente, die ein sehr unbequemes Packet bildeten, unter meinem Arme nachzuschleppen.

Einen der erfreulichsten Beweise von der Theilnahme, mit welcher die heilige Schrift gelesen wurde, fand ich während meines Aufenthaltes in China bei den Gesellen eines Schneiders und ihren Bekannten. Beständig verlangte man mit der größten Sehnsucht nur neue Exemplare. Von Freund zu Freund hatte sich die Theilnahme, mit der man das Buch las, verbreitet und statt einzelner Abdrücke wurde jetzt eine bestimmte Anzahl mit der Bemerkung verlangt, daß „sehr Viele jetzt die Bücher läsen", ho tu tung yun tuck schu. Einer von ihnen kam gewöhnlich, um ein Bündel in Empfang zu nehmen, das er alsdann unter seine entfernter wohnenden Verwandten austheilte. Derjenige, welcher mich mit diesem Manne bekannt gemacht hatte, sagte mir, daß die Frauen das neue Testament mit großem Eifer lesen und es auch verstehen. Diese an und für sich unbedeutende Nachricht machte mir aber, eben weil sie so unerwartet kam, eine ausnehmende Freude, und schien mir ein Anzeichen der Entwickelung, das den Christen wie den Menschenfreund mit Staunen und Entzücken erfüllen muß. Seitdem hat die Verwendung der Frauen erstaunlich viel zur Ausbreitung des Christenthums und zur Förderung der Missionsarbeiten wie auch anderer Angelegenheiten in diesem Lande beigetragen, und ich will nur all dem Verwerflichen, was von den Chinesinnen ausgestreut und behauptet worden ist, diesen einzigen Umstand als Widerlegung entgegensetzen, fest überzeugt, daß sie die Ersten sein werden, das Evangelium in China willkommen zu heißen und die Ausbreitung des christlichen Glaubens zu befördern.

Eine große Schwierigkeit beim Durchlesen des neuen Testamentes besteht in der Weise, in welcher die Eigennamen wiedergegeben werden. Man hat sehr große Mühe darauf verlegt, ihre Silben durch chinesische Worte wiederzugeben, was sehr oft schlecht gelungen ist; wer möchte z. B. in Gan te lu den Namen des Apostels Andreas wieder erkennen? Diese Namen nehmen einen großen Raum hinweg und jede der Sylben hat eine besondere Bedeutung, wodurch oft der sonderbarste und widerstrebendste Sinn entsteht, der den Leser verwirrt macht, der viel eher das Ganze lies't,

bevor er aus den Schriftzeichen auch nur einen Eigennamen hat ermitteln können. Die Chinesen wählen zur Bezeichnung der Eigennamen solche Charaktere, die einen entsprechenden Begriff in sich tragen und pflegen, wenn mehr als eine Sylbe dazu forderlich ist, eine große Harmonie und Verbindung der angewandten Worte zu erreichen. Bei einer künftigen Durchsicht der chinesischen Uebersetzung muß darauf Rücksicht genommen werden, diese Uebelstände zu vermeiden, damit die Seiten der klaren und himmlischen Weisheit von jenen häßlichen, sie so sehr entstellenden Bezeichnungen gereinigt werden. Um diesen Theil der Arbeit gründlich und einer ziemlich umfassenden Anwendung auszuführen, bedürfte es vieler Mühe und Einsicht; allein außer dem dadurch errungenen Hauptvortheil würde der Nutzen beim Gebrauch und bei der Bedeutung der Schriftzüge die verursachte Mühe reichlich belohnen. Ich erinnere mich eines jungen Mannes von vielem Verstande, der das erste Kapitel des Evangeliums Matthäus zu lesen versuchte; hätte man ihn in ein Dornendicicht geworfen, so hätte ihm das wohl mehr Schmerz verursacht, ihn aber nicht in so große Verlegenheit gebracht, der ich endlich ein Ende machte, als ich ihm sagte, daß die meisten Worte Eigennamen seien. Es war mir erfreulich zu finden, daß solche Hindernisse nicht vermochten, Manche vom Studium der heil. Bücher abzuhalten: Der Kapitän einer Junke sagte uns, er habe drei Knaben, von denen Jeder das neue Testament abschreiben solle, um sich seinen Inhalt eigen zu machen. Er wiederholte dies mit feurigem Blicke und zeigte dabei, wie groß jeder seiner drei theuren Söhne sei und es war deutlich zu sehen, daß seine Worte nur der Wiederhall seiner Gedanken war. Ich befürchte, wir würden dem Tadel der Gefühllosigkeit und des Fanatismus schwerlich entgehen, wenn wir jedem unserer Kinder eine gleich schwere Last aufbürden wollten.

Bei einem unserer Besuche auf den großen unter dem Namen Chiüchew-Junken bekannten Schiffen trafen wir einen in seinem Cabinete sitzenden Greis, welcher sehr aufmerksam das Evangelium Marcus las. Das Zimmerchen, welchem ich den Namen Cabinet beigelegt habe, glich einer Zelle oder einem Schranke, der im Hinterraume des Schiffes zur Bequemlichkeit des Capitäns oder anderer angesehener Personen hier angelegt worden war. Er befand sich dadurch in glei-

cher Höhe mit unsern Köpfen, als wir vor dem Eingange standen, und mußte sich, um mit meinem Freunde zu sprechen, hinauslehnen; diesem kostete es nicht geringe Mühe, seine Bemerkungen zu verstehen, weil er sich eines abweichenden Dialectes bediente. Diesem Uebelstande glaubte der Alte dadurch abhelfen zu können, daß er sich verbeugte und dem Missionar laut in die Ohren schrie, weil er glaubte, der stärkere Schall in unsern Ohren würde das Verständniß erleichtern. Ich hatte oft die Bemerkung gemacht, daß ein Spanier, wenn er bemerkt, daß ein Fremder ihn nicht sogleich versteht, seine Redefertigkeit verdoppelt und so stark und schnell in seine Ohren schreit, als wolle er das Verständniß erzwingen. Unser ehrenwerther Freund verfuhr gerade in entgegengesetzter Weise; und obgleich wir über seine akustischen Vorstellungen und über seine Philosophie symbolischer Töne ein Lächeln nicht unterdrücken konnten, mußten wir ihn wegen der Klarheit seiner Begriffe in einem ungleich wichtigeren Punkte bewundern. „Es ist ein treffliches Buch", sprach er; „ich möchte gerne das ganze Werk besitzen; bitte, wie hoch ist der Preis?" Schwierigkeiten und sinnbildliche Bezeichnungen vermochten nicht, ihn zu entmuthigen — der Inhalt war gut und das genügte ihm. Und so mögen vielleicht Andere ebenso eifrig nach dem Golderz gegraben haben, ohne daß man etwas davon erfahren hätte.

In China ist es bei den Büchervertheilern Gebrauch gewesen, ihre Waare zu verschleudern und zu geben, wo nur eine Hand sich öffnet. Es folgt daraus natürlich, daß die Geschenke auf Gesimsen aufgestellt oder in Kästen und Schränken verschlossen werden, wo man sie, wenn der Missionar danach sucht, in ganz reinem, unberührtem Zustande wiederfindet, der zu sagen scheint: „Hier sind wir, wie du uns verlassen hast". Zu seiner Ermuthigung bleibt ihm nur übrig, das Fernglas der Hoffnung zu ergreifen und in die schönen Fluren der Zukunft zu schauen und auf eine weisere Generation hinzublicken, die das Buch ihrem Versteck entreißt und das Licht der Rettung und der Belehrung aus demselben schöpft. Es liegt etwas Entzückendes in diesen Bildern, diesen selbst hervorgerufenen Vorstellungen, diesen wohl überlegten Planen, der Wahrscheinlichkeit, die den Christen tausend Dornendickichte überwinden läßt. Dennoch muß Einer, welcher von Zeit zu Zeit über seine eigenen Handlungen nach-

denkt und seine Plane überlegt, sich fragen, ob er auch den besten Weg ergriffen, oder ob derselbe, wenn ein guter, keiner Verbesserung mehr fähig sei? Offen zu reden, finde ich, daß diese verschwenderische Weise, die Bücher zu vertheilen, mir höchst tadelnswerth erscheint und daß man, wo ein anderes möglich, sich nie dieses Verfahrens bedienen sollte. Bei einem bloßen Durchzuge ist es vielleicht nicht unangemessen, dem Fittig der Hoffnung die größtmöglichste Zahl von Bänden anzuvertrauen; allein wenn man irgendwo für eine gewisse Zeit einen festen Sitz hat oder öftere Besuche macht, so werden wir finden, daß wir am Boden der Pyramide beginnen, ein beim Bauen wohl löblicher Gebrauch, der aber nicht bei Bücheraustheilungen zu empfehlen ist. Die Neuheit schwindet bald, der Reiz nimmt ab, die Nachfrage wird immer geringer, 'bis zuletzt keine mehr vorhanden ist. Es wäre besser, sich weniger in solchen Fällen um die Zahlenaufstellung zu kümmern und darüber die Dachverzierungen zu vergessen, dagegen aber lieber, gleich dem Maulwurf, am Boden, hier und da ein wenig zu arbeiten. Gott hat bei den alten Völkern diesen Plan in Ausführung gebracht und wir dürfen uns nicht schämen, ihm darin nachzuahmen. Wir sollten deßhalb, wie es bei einer perspectivischen Projection mit dem, dem Auge am nächsten liegenden Gipfel der Pyramide beginnen. Allenthalben würde die Theilnahme erwachen. Einer würde dem Andern die Liebe zum frommen Lesen übertragen, die Nachfrage würde immer steigen, der Detailhändler zum Großhändler werden und sprechen: „Ihr habt uns versehen, ihr müßt jetzt auch unsere Freunde versehen". Und eben solche Bücheraustheiler unter den Eingeborenen selber, würden sich höchst nutzenbringend erweisen. In dieser Weise versuchte ich in China zu wirken und war auch mein Aufenthalt kurz und durch Krankheit sehr gestört, so glaube ich doch genug gesehen zu haben, um von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt zu sein.

Es ist hier am Orte zu bemerken, daß, während ich mich im Dienste der Bibelgesellschaft befand, Hülfsgesellschaften in Singapore, Malacca, Penang und Siam gestiftet wurden, in der Absicht, der Zweiganstalt auf den Küsten und Inseln Ostasiens einen dauernden Einfluß zu sichern. Ich weiß, daß manche aus Umständen verschiedener Art noch in der Entstehung begriffen sind; sobald sich aber die Missionar-

stationen in den Händen weiser, aufgeklärter Männer befinden, werden sie wachsen und gedeihen. Man lade Personen aus dem Bürger- und Militairstande, Kaufleute und fremde Anwohner ein, dem Comite beizutreten, denn Viele eignen sich zu einem solchen Unternehmen und warten nur auf eine Einladung. Ich gestehe, wenn wir die Lage und Verhältnisse der religiösen Angelegenheiten in's Auge fassen, so ist Manches, was uns demüthigen kann; doch sieht man auch eine allmählige Verbesserung in dem moralischen Ton der Gesellschaft, eine steigende Heiligung des Sonntags; das sinnlose Ausschweifen der Verschwendung wird öfter durch wissenschaftliche und literarische Bemühungen ersetzt, die Zahl der dem Missionszwecke Zugeneigten steigt, und nicht wenige sind hin und wieder zerstreut, die in Wort und That wahre Christen sind.

Der Beistand mehrer Freunde und Mitarbeiter gestattete mir, in China, ehe ich seine Ufer verließ, eine Hülfsgesellschaft zu gründen. Sie besteht aus Männern, welche Herz, Leben und Talente dem Wohl des Landes opfern, wie Bridgman, Dr. Parker, Moreison und Williams. Mit dieser Gesellschaft stehe ich in beständigem Briefwechsel, habe also außer der persönlichen Freundschaft, Interesse an ihrem Gedeihen und Stimme bei ihren Maßregeln während meines ganzen Lebens. Als ich meinen Entschluß der Gesellschaft bei der Zusammenkunft in ihrer Entstehung mitgetheilt hatte, sagte Dr. Parker: „Die Gesellschaft ist gebildet und gefördert worden und ich spreche hier meinen Wunsch aus, daß Herr Lay, unser Freund, welcher uns jetzt verläßt, um in die Heimath zurückzukehren, nicht allein ein beständiges korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft sein möge, sondern auch mit Freuden an diesen Abend zurückdenken und manche Gelegenheit haben möge, sich der Erfolge der nun gebildeten Gesellschaft zu erfreuen. Und sollten auch nicht seine kühnsten Wünsche in Erfüllung gehen, so hoffe ich doch, seine Kinder werden dereinst vernehmen, welch schönes Werk ihr Vater gründen half". Der Verfasser bemerkte darauf, daß er, indem er seiner Pflicht als korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft nachgekommen, sich als Anwalt der Gesellschaft betrachten, ihren Zweck verkünden, ihre Rechte zu Hause vertreten und, wo es nöthig sei, als Vermittler zwischen ihr und der Hauptgesellschaft handeln wolle. Wenn er die Ausdehnung des

Landes, seine zahlreiche Bevölkerung, den höflichen und gebildeten Charakter seiner Bewohner erwäge, fühle er, daß keine andere Hülfsgesellschaft an Bedeutung dieser gleichkomme. Er könne nicht schweigen, ehe er den anwesenden Herren seinen Dank für die bei dieser Gelegenheit bewiesene große Theilnahme entrichtet habe, die er als eine Vorbedeutung, als ein Pfand des Gedeihens betrachte.

Sechstes Kapitel.

Uebersicht der den Bemühungen der Missionare günstigen und ungünstigen Umstände.

Als ich China verließ, wohnten in dem Bereiche unserer täglichen Ausflüge etwa eine halbe Million Eingeborener, mit denen ein Missionar so oft er wollte, zusammenkommen konnte und es war dazu keine andere Einführung wie die gewöhnliche Begrüßungsweise erforderlich; eine Bemerkung in dem Tone, in dem wir einen Nachbarn anreden, reicht völlig hin. Auf einem meiner Spaziergange blieb ich vor einem festlichen Denkmal stehen, das aus einer großen Platte und vielen erhaben ausgeführten Gruppen bestand, stehen. Inzwischen nahte eine Gesellschaft aus einem benachbarten Dorfe und stand in stummer Verwunderung, vielleicht darüber, daß ich einem Anblick, den Fremde gering zu schätzen pflegen, solche Aufmerksam bewies. „Was eine Menge Chinesen diesen Fan-Kuei betrachten", sagte ich zu mir laut genug, um von den Umstehenden verstanden zu werden. Diese unerwartete Aeußerung wurde von den Nächsten aufgefaßt und den Andern wie ein Lauffeuer mitgetheilt; in einem Augenblick verwandelte sich das Schweigen in lauten Beifall und jedes Gesicht strahlte von gutmüthigem Lächeln. Hätte ich die Geschicklichkeit in der Ausarbeitung des Götzenbildes oder das Volk selbst wegen seiner Verehrung unbekannter Gottheiten erhoben, so wäre ihnen dieser Beifall und diese freundliche Achtung als etwas ganz Ungewöhnliches erschienen, allein hierdurch sahen sie deutlich, daß ich die Chinesen nicht verachtete und, ohne mich beleidigt zu stellen, von ihnen angaffen ließ. Es kam wenig darauf an, was gesagt wurde, hatte nur der Ton und die Stimme des Sprechenden nichts

Unangenehmes. Die Herrscher des Landes haben uns immer mit Verachtung behandelt und das Volk hat ihrem Beispiel nachgeahmt, während ihre Einsicht und ihr angeborener Scharfsinn — Eigenschaften, an denen es ihnen durchaus nicht mangelt, sie innerlich überreden, daß sie sich täuschen und daß die Schale sich zu unsern Gunsten neigt. Indem sie uns nach sich selbst beurtheilten, sahen sie ein, daß es uns ein Kleines wäre, ihre Mißachtung in gleichem Maße zu vergelten, wodurch der Spott, die Verachtung und Mißhandlung, die wir anfangs von ihnen erfuhren, als eine Art Selbstvertheidigung erscheint, eine List, wodurch sie das, was sie mit Recht von uns erwarten konnten, von sich abwehren wollten. Meine Unterstützung für diese Ansicht gründet sich auf Erfahrungen, die jederzeit zu denselben Ergebnissen geführt haben. Wir begannen damit, umherzugehen und die Eingeborenen zu versichern, daß wir nichts Uebles vorhatten, sondern im Gegentheil ein freundschaftliches und friedliches Verhältniß anknüpfen wollten. Als wir zuerst die engen Straßen der Vorstadt von Canton betraten, drang uns aus allen Ecken der erbitterte Ruf: Fan-Kuei oder fremder Teufel entgegen; eine Weile nachher nahm dies ab und wurde an vielen Orten nur äußerst selten gehört; mit jedem neuen Besuche in den entfernten Dörfern schien sich die moralische Atmosphäre der Bewohner zu verändern und ihr Gesicht war, so weit wir mit ihnen in Berührung kamen, viel freundlicher. Diese Bemerkungen beziehen sich auf die Umgebung von Canton und Macao, denn den Bewohnern der übrigen Theile des Kaiserreichs, welche die Provinzialstadt des Gewinnes oder der Neugier wegen besuchen, ist diese angewohnte Verachtung fremd, und sie zeigen sich von vorn herein gern bereit, die Bekanntschaft eines Fremden zu machen. Als ich wieder hieher zurückkehrte, verlor ich keine Zeit, die empfangenen Eindrücke unseren Bibel- und Missionsgesellschaften mitzutheilen und sie zu bitten, daß sie, wie sie so manches Große und Erhabene für andere Weltgegenden bewirkt hätten, ihre Sorgfalt auch auf das chinesische Reich ausdehnen wollten. Seitdem hat es dem Herrn gefallen, das Sachverhältniß zu verändern und der menschlichen Verdorbenheit eine Zeit lang freien Lauf zu lassen. Es würde mich tief beschämen, sollte Jemand, der den Namen eines Christen trägt, besonders in einem heidnischen Lande, bösen Personen zu einem

bösen Zweck die Hand reichen, aber es thut mir gar nicht leid, daß die unvernünftige tatarische Herrschaft einem schnellen Ende entgegengeht. Ich sehe dies als das Vorspiel einer wichtigen Umwälzung an. Ein Sturm von allerlei mißlichen Verhältnissen hat sich gesammelt; wenn dieser vorüber ist, erhalten wir guten Wind und können ruhig und ungefährdet weiter segeln. Doch ohne weiter in Bildern zu sprechen, verstehe ich unter dem guten Wind den Geist der Duldung, oder die freie, unumschränkte Erlaubniß, unsere Plane in Bezug auf die sittliche und geistige Wohlfahrt des menschlischen Geschlechtes in jeder mit den Vorschriften der Religion und der Ordnung der Gesellschaft verträglichen Weise zu verfolgen. Das ist es, was wir in unserm eigenen Lande, was die Missionare auf den Inseln der südlichen Meere genießen und was wir auch in China zu erlangen streben. Die Wirkung einer zeitlangen Duldung werden uns in der Apostelgeschichte (IX, 31) geschildert. Die Bekehrung eines so eifrigen Kämpfers wie Paulus, lähmte eine Zeit lang den Geist der Verfolgung und „nun hatten die Kirchen Ruhe in ganz Judäa, Galiläa und Samaria und wurden erbaut, und wandelnd in der Furcht des Herrn und dem Troste des heiligen Geistes mehrten sie sich". Die herrschenden Mächte sind gewöhnlich die eifrigsten Gegner des Christenthums; für diesen Widerstand wurden Manche von Gott gestürzt und den Uebrigen wird, wenn sie nicht bereuen, dasselbe widerfahren.

Bei den wenigen Bemerkungen, welche ich über die einem Missionar in China günstigen oder ungünstigen Umstände zu machen habe, will ich die Zeit gekommen denken, wo alle politischen Hindernisse und Beschränkungen zurückgenommen sind.

1. Die Herzen aller Menschen sind für Gutthaten empfänglich. „Du sollst feuerige Kohlen auf sein Haupt sammeln", — indeß scheinen die Chinesen, sei es durch Natur, sei es durch Erziehung oder durch beides, besonders empfänglich dafür zu sein. Wenn ich einem kleinen Kinde nur einen Tsien, oder eine Scheidemünze (von etwa ½ Pfennig preuß. Werth) schenkte, oder einem Eingeborenen gestatte, in meine Reisetasche zu sehen oder das Gewebe meines Rockes zu untersuchen, so war dies eine Gunstbezeugung, die mir die größte Erkenntlichkeit nicht allein des Begehrenden, sondern auch aller Anwesenden erwarb. Es ist nichts leichter, als sich in

China beliebt zu machen: ein höfliches Lächeln, ein gefälliger Blick u. s. w. wird in dieser Beziehung nie seine Wirkung verfehlen. Wenn ein Fremder in eine ihrer Versammlungen tritt, sich niedersetzt und zufrieden zu sein scheint, so ist jedes Auge auf ihn gerichtet. „Hier ist ein Mann aus der Ferne", scheinen sie zu sagen, „dem es bei uns gefällt, darum wollen wir ihn mit unserer Bewunderung überhäufen". Ich habe hiervon manche Beispiele gesehen und hoffe, wenn die Bahn offen steht, deren noch mehr zu erleben. Einige wenige äußerliche Förmlichkeiten der Güte und des Wohlwollens dienen in ganz China zu einem Paß, womit man das Reich in allen Richtungen durchziehen könnte. Ein Missionar, der daher seine Aufgabe gut auffaßte, würde sicher den Beifall erlangen, der ihm eine gewisse Ueberlegenheit sichert, und dadurch seinen Ansprüchen doppelte Kraft verleiht. Unter gebildeten Leuten bereitet diese freundliche Stimmung, wenn sie den Anschein hat, aus einem System hervorzugehen, auf eine Sympathie mit dem Fremden vor und erregt den Wunsch, genaueren Umgang mit ihm zu pflegen. Als ich einst, von Schmerz und Schwäche gequält, auf's Krankenlager gefesselt war, sagte ich zu einem Chinesen, der mich theilnehmend ansah: „Wenn ich an meine Frau und dann wieder an meine Gesundheit denke, so fühle ich mich sehr unglücklich. Fürchtet Nichts", war seine Antwort", ein guter Mann hat Nichts zu fürchten". Der Mann hatte sich sogleich in meine eigene Lage versetzt und mir eine sehr gut angebrachte Wahrheit als Trostgrund gesagt. Er war ein Heide, lebte und — leider muß ich's sagen, starb als ein solcher. Nach meiner Meinung ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß wir den Eingeborenen, für deren Seelenheil wir uns bemühen, unsere Freundschaft schenken. Wenn wir einen Ort besuchen, an welchem Missionare sich lange genug aufgehalten haben, und sehen wie die Eingeborenen mit ihnen an demselben Tische speisen, so könnte man in der Nachbarschaft, ohne Furcht von Enttäuschung, auf herrlichen Erfolg rechnen. Wenn im Gegentheil die Eingeborenen bloß als Schüler, Diener, Arbeiter 2c. vorkommen, so wird freilich unsere christliche Philosophie nicht so schnellen Eingang finden.

2. Die Chinesen sind sehr geneigt, alles, was von literarischem Werthe ist, zu bewundern und Jene, welche diese Eigenschaften besitzen, zu ehren, mögen sie nun Eingeborene

oder Fremde sein. Durch die Kenntniß der Schriftsprache und einige Bekanntschaft mit ihren Sagen, kann man ihr Wohlwollen erlangen; und da Fremde, wegen ihrer bessern Erziehung nicht bloß neue Entdeckungen einführen können, sondern auch manche bis jetzt unvollkommen verstandene Punkte in chinesischen Werken auszulegen im Stande sind, so werden sie leicht ein Uebergewicht, eine Geltung erlangen, die für das Christenthum vom höchsten Nutzen ist. Ein Eingeborener, der viel Umgang mit uns gepflogen hatte, hielt uns für zu gut unterrichtet, um uns in einem Glaubenspunkte zu irren und schloß daraus, daß wirklich ein Jesus Christus gelebt haben müsse. Als Beweis der Aufrichtigkeit seines Glaubens drückte er die Wahrheit, daß Jesus sein Leben zum Heil seines Volkes geopfert habe, in vier hübschen Versen aus. Der Chinese bewundert indeß nicht allein Alles, was von Gelehrsamkeit zeugt, sondern ist auch durch die Associationskraft geneigt, ein tugendhaftes Benehmen mit einer Art Verehrung zu betrachten. Diese Achtung vor dem, was schön und edel bei der Lebensführung eines Menschen ist, zeigt sich immer und allenthalben. Der Chinese beeilt sich, als wenn er seinem eigenen Verstande Gerechtigkeit erweisen wolle, uns merken zu lassen, daß er unsere vorzüglichen Eigenschaften schätzt. Als ich einst an dem Tische eines der eingeborenen Wahrsager stand, die als sehr gelehrt angesehen werden, fragte der umstehende Haufe danach, was ich wünschte, worauf er, um seine gute Meinung vor mir an den Tag zu legen, mich einlud, neben ihm niederzusitzen, und in mein Gedenkbuch das Lob eines „guten Mannes" als ein Zeugniß einschrieb. Ein Buchhändler nannte mich dort gleichfalls einen guten Mann, weil ich nicht seine Bücher, um billiger zu kaufen, tadelte, sondern zugab, sie seien schön gedruckt. Wenn es irgend ein Land gibt, wo der Missionar mit mehr Erfolg als in allen übrigen Ländern, durch seine Unterredung das Wort des Lebens zu erheben und zu verbreiten im Stande ist, so ist es China.

3. Priester sind häufig, weil jeder der größeren Tempel deren einen oder mehrere besitzt; sie stehen aber bei der Menge in geringer Achtung. Wenn die gewöhnlichen Leute in Verlegenheit sind, so besuchen sie den Tempel und bewegen den Priester gegen eine feststehende Taxe den Beistand der Götter für sie zu erflehen. Wenn sie ihren armen Verwandten im Jenseits Erleichterung verschaffen oder sie aus dem Fegefeuer

wollen beten und singen lassen, so lassen sie eine Gesellschaft Priester holen, die für ihren Dienst alsdann bezahlt werden. Da diese Priester den Tag mit Müßiggang und Thorheiten, zwischen Wachen und Träumen, verbringen, so sind sie sehr unwissend und schon dadurch unfähig, einen dem Christenthum nachträglichen Einfluß auszuüben, und da der einfältigste Chinese sein eigenes Interesse mit scharfem Auge erkennt, so wären sie gewiß gerne bereit, sich zu Gunsten der neuen Religion zu erklären, wenn sie nur vorhersähen, daß sie beim Volke Aufnahme fände, und den Nachfragenden zu sagen, daß die Götter nachgegeben und sich vor dem großen Gott des Westens gebeugt hätten. Als Dr. Parker zu Macao unser Krankenhaus gründete, nahmen einige der Eingeborenen Anstand, bis sie zum Tempel gegangen waren und hier vernahmen, die Götter wollten für die Geschicklichkeit der Aerzte einstehen, und alle krank in dasselbe Eintretende würden es gesund verlassen. Als das Christenthum sein Licht zu verbreiten begann, verstummten die Orakel; und so würde auch, wenn es sich in seiner Schönheit und Wahrheit in China entfaltete, der ganze Schwarm erdichteter Götter zerstieben. Ihre Tempel wären herrliche Wohnungen für die Lehrer der Religion, denn sie sind meist geräumig, angenehm gelegen und haben eine Menge Nebengebäude, die zu Schulzimmern, Kapellen, Wohnungen und andern Zwecken verwandt werden können. Zur Ausstattung bedürfte es weiter nichts als die Wegnahme der ungestalten Ungeheuer von menschlicher Form, die noch die Nischen und Altäre füllen. Einst wurde ich im Tempel von einem Chinesen gefragt, ob wir auch in unserm Lande Bilder hätten? „Nein", war meine Antwort, „unser Gott ist im Himmel; wir dienen ihm mit unsern Herzen; ist das nicht die rechte Weise?" „Doch", antwortete er. Man kann aus einem Ausspruche wie dieser, wenig erkennen; aber vielleicht möchte das Volk diese Veränderung mit geringer Betrübniß sehen, besonders wenn sie fänden, daß ihre zeitlichen Interessen dadurch gefördert werden; denn so oft die Bemühungen der Missionare erfolgreich sind, bemerkt man sehr bald eine Verbesserung in den Verhältnissen der ärmeren Classen.

4. In China ist das Kastenwesen unbekannt. Allen steht der Weg offen. In ihren dramatischen Vorstellungen lieben sie es, den Lebenslauf eines armen Jünglings darzustellen,

der sich aus der niedrigsten Tiefe und Armuth zu großen Ehren und Reichthum emporgeschwungen hat. Jene schändliche Sitte hat sich in China keinen Eingang verschaffen können.

Wenn ich es versuche, die den Bemühungen des Missionars entgegenstehenden Schwierigkeiten kurz anzugeben, brauche ich wohl nicht zu bemerken, daß das Herz ohne die göttliche Gnade für jedes Gute unempfänglich ist; allein es liegt in dieser göttlichen Einwirkung eine innere Begründung, deren Erkenntniß beim Umgange mit Andern uns zu wesentlichem Nutzen gereichen kann. In der Ausbreitung des Evangeliums tritt uns, wohin wir das Auge forschend wenden mögen, die Verkettung zwischen Ursache und Wirkung entgegen; Gott hat sie nach seinem Wohlgefallen verbunden und wir vermögen nicht, sie zu trennen. Ich will die Schwierigkeiten unter diesen drei Bezeichnungen zusammenfassen:

1) Die Chinesen sind sehr genußsüchtig, vom Größten bis zum Kleinsten. Sie studiren die Gemächlichkeit und Bequemlichkeit mit einem solchen Scharfsinn, daß keine Nation in der Kunst, der sinnlichen Begierde zu genügen, mit ihnen wetteifern kann. Der Mensch, welcher weiß, daß er morgen die Ruthe der Züchtigung empfinden und wie ein reuiges Kind um Vergebung flehen wird, kann den heißen Lockungen der Wollust nicht widerstehen, sondern setzt Ruf, Ehre, Seelenruhe, ja Alles für einen augenblicklichen Genuß auf's Spiel, und wird dann, um seine Schuld zu verbergen oder nur zu beschönigen, hundert Lügen erzählen, die so handgreiflich sind, daß er auf immer das Zutrauen bei dir verliert. 2) In einem sehr frühen Alter wird ihnen die Geldliebe eingepflanzt, denn das erste, was eine Mutter ihr Kind lehrt, ist, wie es ein Stück Geld empfangen muß. Wird es in der rechten Weise und zur rechten Zeit geboten, so ist nichts unerreichbar. Mancher Beamte ist in den Ruf eines rechtlichen Mannes gekommen, weil die Bestechung zu spät angeboten oder verweigert wurde, da man noch mehr zu erlangen hoffte. Ich will durch diese Bemerkungen keinen Tadel im Allgemeinen gegen die Liebe zum Gelde aussprechen, ebensowenig, wie ich je Frömmelei empfehlen würde. Der moralische Charakter einer Nation ist gewöhnlich, um mich eines mathematischen Ausdrucks zu bedienen, ein Product der Geldliebe; wo sie mangelt, habe ich selten etwas Preiswürdiges gefunden. 3)

Als das gefährlichste Hinderniß wird sich aber, nach meiner Ansicht, eine gewisse Schwachsinnigkeit erweisen, welche einer unbedingten Unterwerfung unter den Willen Anderer zugeschrieben werden muß. Ein Christ zu sein, bedarf es vor Allem der Entschlossenheit; denn der Mensch muß den Muth haben, der allgemeinen Stimmung der Menge entgegen zu treten, eine Aufgabe, die noch keinem Chinesen gelungen ist. Die Autorität seiner Voraltern und die Uebereinstimmung seiner Nachbarn sind für ihn ein heiliges und unumstößliches Gesetz. Der Missionar wird anfangs einen harten Stand haben, einen Chinesen zu bestimmen, daß er nach dem Urtheil seines eigenen Geistes handle. Man wird ihn oft sagen hören: „Eure, durch Euer weises, menschenfreundliches Leben unterstützten Beweggründe kann ich nicht Lügen strafen; ich kann die Götter meines Landes, die wir bald verehren, bald verachten, ebensowenig vertheidigen, wie unsere Religionsgegebräuche; aber was vermag ein Einzelner gegen den vereinten Verstand seiner Verwandten und Freunde? „Ich glaube, daß Eure Religion die wahre ist, ich wage es aber nicht, mich zu ihr zu bekennen". Die meisten Sachen haben zwei Seiten, eine gute und eine böse; der Mangel an geistiger Kühnheit und Unabhängigkeit des Gedankens, die anfangs die Quelle eines so mächtigen Widerstandes ist, wird in der Folge eine kräftige Gewährleistung für das Gelingen sein. Nur wenige Stöße, einige Erschütterungen der öffentlichen Meinung an verschiedenen Punkten genügen, eine neue Gewalt wird die ganze Nation durchströmen, bis sie beginnt zu erzittern. Die Götzenverehrung, die auf einer gänzlichen oder theilweisen Erstarrung des menschlichen Verstandes beruht, wird zusammenbrechen und das Christenthum, durch ein langsames, allmähliches, aber sicheres Fortschreiten ihre Stelle einnehmen. Die Chinesen werden ihm mit ganzen Stämmen, Familien und Provinzen zufallen, und der Sieg wird, nach einem Beispiele aus der neuesten Zeit zu urtheilen, mit einem Male offenbar werden. Kürzlich wurden, sagte mir ein sehr verständiger Freund, zu Malacca eilf Chinesen getauft; dies Ereigniß hat bei den übrigen so großes Aufsehen erregt, daß sie in großer Anzahl der Kapelle zuströmen. Ein Schaf wird wegen seiner natürlichen Schüchternheit nicht leicht einen neuen Weg einschlagen, sobald jedoch das Beispiel gegeben ist, folgt die ganze Heerde ohne Zaudern. Blicken wir

nun auf Indien mit seinen hundert und zehn Millionen und dann wieder auf China mit seinen hundert und fünf und sechszig Millionen Einwohnern, so fragen wir, wer Kraft genug zu dem Werke besitzt. Aber die Missionare mögen muthig beginnen, und mag es auch anfangs eben so schwer sein die Grundpfeiler zu erschüttern, wie es bei dem Widder der Alten der Fall war, das Werk der Vernichtung wird schnell voranschreiten, bis endlich das Ganze unter seiner eigenen Last zusammenbricht. Im Westen wurden wir einer nach dem andern Christen, im Osten „wird täglich eine Nation geboren werden." So ist es in Australien gegangen, so wird es, woran ich nicht zweifle, in Indien und China gleichfalls gehen.

Siebentes Kapitel.

Die Verhältnisse des Sohnes, des Nachbars und des Unterthanen in China.

Das Band, welches das Kind mit seinen Eltern verknüpft, ist nicht bloß die Verpflichtung, welche es für Nahrung, Kleidung u. dgl. schuldet, sondern auch die Ehrfurcht, welche ihm von Jugend auf eingepflanzt wurde. Um diese Ehrfurcht zu sichern, äußern sich die chinesischen Sittenlehrer nie so nachdrücklich, als wenn sie auf der strengen Bewachung bestehen, welche ein Vater über seine Kinder auszuüben hat, und auf dem unbedingten Gehorsam, mit dem der Sohn oder die Tochter dem Willen der Eltern nachzukommen verbunden ist, obgleich ihnen gesetzlich gestattet ist, gegen ungerechte Vorschriften Einwendungen zu machen. Der Vater ist nach der alten Lehre die hochste Gewalt im Hause, weil man schließt, daß derjenige, welcher seine eigene Haushaltung nicht zu leiten im Stande sei, auch die Bewohner einer Provinz oder eines kleineren Bezirks nicht zu beherrschen vermöge. Ich habe wohl nicht nöthig, den Leser der h. Schrift darauf aufmerksam zu machen, daß in derselben sich eine Billigung dieser Ansicht nachweisen läßt. Geschichterzähler, die zum Sittenpredigen geneigt sind, lieben es, einen pflichtgetreuen Sohn darzustellen, der bei der täglichen Pflege zweier mürrischen und unzufriedenen alten Leute beständig geplagt und

gequält wird, weil er, obgleich er Gut und Leben für sie zu opfern bereit ist, nichts nach ihrem Sinne thun kann. Die Art der Chinesen, hierüber zu denken, ist etwa folgende: Die Eltern haben mit außerordentlicher Güte und Geduld die Unbequemlichkeit unserer Kindheit und vieler nachfolgenden Jahre ertragen; dagegen ist es Pflicht für die Kinder, mit der übeln Laune und den Schwächen des Alters Nachsicht zu haben. Dem Argumente mangelt es nicht an innerer Begründung; inzwischen ist es nicht gut, wenn ein Mensch weiß, daß er seinen Sohn oder Sklaven tyrannisch behandeln darf, ohne eine Entgeltung befürchten zu müssen. Die unterwürfigsten und liebenswürdigsten Leute sind hier meist Jene, welche kühne, wenn nicht unbeugsame Kinder groß gezogen haben. Ich glaube indeß nicht ohne Grund, daß die von den chinesischen Eltern ausgeübte Gewalt selten beschwerlich fällt und daß sie eher durch große Milde, ihre Wünsche und Zwecke erreichen. Man erlaube mir, als ein Beispiel hierzu, eine kleine Erzählung mitzutheilen. Ich befand mich eines Tages in Gesellschaft eines trefflichen Missionars auf einem Ausflug nach der bei Canton im Flusse gelegenen Insel Honan, als unser Pfad uns zu einem reizenden Landhause führte; wir traten in das Thor hinein, verfolgten den Hauptweg und erreichten endlich die Wohnung, wo wir in einem Zimmer eine Anzahl junger Leute wahrnahmen, die an verschiedenen Tischen sitzend, sich ruhig mit ihren Studien beschäftigten. Mein Freund richtete an Einige derselben mehrere Fragen, empfing aber keine Antwort, da es im Schicklichkeitsgefühle zu liegen schien, daß nichts den Studenten so sehr beschäftigen dürfe, wie seine Lection, nichts für ihn so wesentlich sei, wie die Anweisung des Lehrers. Ich wünsche, daß dieser Grundsatz gleichfalls in unsern Sonntagsschulen anerkannt würde. Nach einigen Augenblicken erschien der Lehrer und lud uns mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Anstande ein, ihm in den Saal oder das große Zimmer zu folgen, das zum Empfange für Freunde wie für Fremde bestimmt ist. Er ließ Thee für uns auftragen, zeigte uns ein merkwürdiges Schwert und fragte mich um meine Meinung über einen Bezoarstein, der, wie man ihm gesagt hatte, von großem Werthe sein sollte. Ein kleiner Knabe versah die Stelle eines Pagen und mußte unter andern auch zu den Damen der Familie gehen, um ihnen anzuzeigen, sie

möchten kommen und einige Fremde sehen, die eben eingetroffen seien. Die Damen erschienen bald und suchten ihre Züge merklich zu verschönern, indem sie das Gesicht zu dem lieblichsten Lächeln verzogen, während er für nöthig hielt, wegen dieser Abweichung von den gewöhnlichen Regeln der Etiquette um Entschuldigung zu bitten, indem in China nie Frauenzimmer eingeladen werden, in Gegenwart von Fremden zu erscheinen oder gar sich niederzulassen. Als er glaubte, daß sie uns hinlänglich in Augenschein genommen hatten, sandte er den Pagen, ihnen leise dieses mitzutheilen und sogleich zogen sie sich zurück. An diesem kurzen Beispiele, das uns der Zufall entgegenführte, sahen wir, wie groß sein Ansehen in der Familie war und wie er dasselbe dennoch mit solcher Artigkeit geltend machte. In allem zeigte sich Zufriedenheit und geräuschlose Stille. Die dem Kinde so durch Gewohnheit von der frühesten Jugend auf eingepflanzte Achtung begleitet es durch's ganze Leben und bildet eine unauflösliche Kette, ein geselliges Band der stärksten Art. Die dem Sohne obliegende Pflicht, für die Erhaltung seiner dürftigen Eltern Sorge zu tragen, wird höchst selten verletzt, es sei denn von Jenen, welche ihren eigenen Ruf nicht achten; gewöhnlich unterzieht sich ihr der Sohn mit aller gebräuchlichen Ehrerbietung. Ich habe oft das Benehmen eines Sohnes, der seinen alten Vater in's Spital brachte, bewundert; die Zärtlichkeit, mit der er den Kranken zu seinem Lehnstuhl führte und die Theilnahme, mit der er seine Leiden auseinander setzte, bewiesen, wie tief die Kindesliebe in dem Herzen der Chinesen wurzelt. Zu Macao rief ein chinesischer Schuster, der zu Singapore einiges für mich gearbeitet hatte, bei mir an, um mich um neue Arbeit zu ersuchen. „Warum," fragte ich ihn, „verließet Ihr Singapore, wo es Euch nicht an Kunden fehlte?" „Meine alte Mutter," war seine Antwort, „wird immer schwächer, und wünscht deßhalb, daß ich bei ihr wohne." Um dem Wunsche seiner Mutter zu entsprechen, hatte er ein ihn reichlich ernährendes Geschäft aufgegeben, um sich in seiner Heimath mit einem viel geringeren Verdienst zu behelfen. Der Leser wird gewiß mit Freuden erfahren, daß dieser Mann von Zeit zu Zeit Exemplare des neuen Testamentes bei mir abholte, um sie unter jenen seiner Landsleute, die einen geeigneten Gebrauch davon machen würden, zu vertheilen.

Das Band zwischen Vater und Sohn, Eltern und Kind scheint sich in gewissem Maße weit genug zu erstrecken, um eine Menge von Verwandten zu umfassen; die Pflichten gegenseitiger Liebe und Hülfeleistung, welche man allen zu dem verwandtschaftlichen Bündnisse Gehörigen gewähren muß, werden deutlich erkannt; während die Freude bei Familienfesten oder der Kummer bei Familientrauer mit einem innigen Entzücken oder einer Wahrheit der Empfindung getheilt wird, die den Chinesen über jeden Vergleich mit andern Völkern neuerer Zeit erhebt. Man findet in China Leute, die den Wissenschaften und der Zurückgezogenheit leben; allein die Meisten scheinen den geselligen Vergnügungen und öffentlichen Lustbarkeiten leidenschaftlich ergeben zu sein. Was den Zuschauer bei solchen Versammlungen am meisten überrascht, ist die Hochachtung, welche Jeder den ihn Umgebenden an den Tag zu legen bemüht ist. Je genauer wir das Benehmen solcher versammelten Personen beobachten, desto mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß, was wir sehen, nicht bloß Form ist, sondern wirklich gefühlt wird. Die Vorschriften der Höflichkeit werden auf's strengste eingeschärft und mit gleicher Gewissenhaftigkeit in Ausführung gebracht, wodurch oft Fremde zu der Vermuthung verleitet werden, es müsse bei solchen Gelegenheiten Alles steif und formell sein; dies ist aber keineswegs der Fall, denn außer der ungezwungenen Anmuth, mit der diese Regeln befolgt werden, erlangt die Scene durch die Anwendung des Grundsatzes „einander gegenseitig höher zu achten," einen eigenen Reiz. Der Wirth oder der Freund hat die Absicht, dem Freunde oder Gast eine Ehre zu erweisen, die dieser hinwieder sich weigert anzunehmen. Diese Hartnäckigkeit wird oft so weit getrieben, daß das Anbieten und Verweigern das Aussehen eines ernstlichen Streites hat. In Dr. Morrison's Wörterbuch, Seite 327, Zeichen 4638, sind gegenseitige Vorwürfe, Zank, Streitigkeiten u. s. w., ferner eine nachgiebige, höfliche, bescheidene Anrede, Begriffe, welche durch ein und dasselbe Schriftzeichen ausgedrückt werden; doch sind dies Gegensätze, die sich sämmtlich leicht durch die Bemerkung beseitigen lassen, daß die Chinesen streiten, zu sehen, wer zuerst dem Andern nachgibt. Beim Spazierengehen wundert sich oft der Fremde, wie zwei anständige Herren so schnell mit einander in Wortwechsel gerathen können; allein er nimmt bald wahr, daß

jeder von ihnen sich weigert, einen Schritt vorwärts zu gehen, ehe der Andere das Beispiel gegeben hat und zuerst vorangegangen. Wir nahmen einst zu Drei oder Vieren bei einem chinesischen Kaufmanne einige Erfrischungen ein, als ein Freund die Thür öffnete, sich aber, als er Fremde erblickte, bescheiden zurückzog; sogleich liefen ihm zwei oder drei aus der Gesellschaft nach, holten ihn zurück, nöthigten ihn, am Tische Platz zu nehmen, setzten Wein und Zuckerwerk vor ihn und ermunterten ihn, zu essen und zu trinken; so gut weiß man, daß die Grundsätze der wahren Höflichkeit oft zu einer Verletzung der äußerlichen Form berechtigen, und daß es unsere Pflicht ist, unsere Freunde zu erfreuen, sie mögen wollen oder nicht, und sie aus der Versuchung zu reißen, Nein zu sagen, wenn sie gerne Ja sagen möchten. Bei allen Gelegenheiten sehen wir, wie das Gefühl der Achtung dazu dient, alle Aeußerungen des geselligen Gefühls zu erhöhen und zu veredeln. Ich betrachte dies als die charakteristische Eigenschaft des geselligen Umganges oder der festgesetzten Ordnung des Austausches von Freundschaft, Gefälligkeiten, kleineren Dienstleistungen u. s. w., unter den Chinesen.

Die Angewöhnung der Ehrerbietung, welche in der kindlichen Pflicht gegen die Eltern und der Pflicht der Zuvorkommenheit gegen Freunde und Standesgenossen bestärkt, ist in hohem Grade geeignet, den Chinesen auf sein Verhältniß als Unterthan vorzubereiten. Eine unbegränzte Hochachtung gegen Personen von hohem Range ist eine Gewährleistung für den Gehorsam und erleichtert sehr dessen beschwerliche Seite. Niemand kann den Chinesen absprechen, daß sie gute Unterthanen sind, trotz dem, daß sie durch die Bestechlichkeit der Behörden im Allgemeinen oft einer Behandlung ausgesetzt sind, welche sie wohl versuchen könnte, diese gutmüthige Unterwürfigkeit abzulegen. Ich bin der Ansicht, daß es nicht eine angeborene Schüchternheit, keine Vereinigung von Furcht und Aengstlichkeit ist, die den Chinesen manches Unrecht erdulden läßt, ohne Entrüstung darüber an Tag zu legen, sondern eben diese Angewöhnung der Ehrfurcht und ein gutes Theil scharfen Verstandes, durch den er dasjenige, was ihm am meisten zum Vortheil gereicht, einsieht und erwählt. Ich gebe zu, daß der Unterthan manchmal erbebt; denn wer — er sei denn von dem Geiste des Marterthums beseelt — sollte nicht vor einem chinesischen Gefängniß, dieser

wahren Hölle,*) und vor den entsetzlichen Qualen eines ihrer Verhöre schaudern? Ich habe dies während meines Aufenthalts in China so lebendig empfunden, daß ich, wenn ich einen Gefangenen mit der Kette um den Hals durch die Straßen zerren sah, oft zu mir sagte: „Da siehst du, wie der Teufel ihn gefaßt hat und ihn zu dem traurigen Fegefeuer der Folter und des Kerkers schleppt!“

Jeder Chinese glaubt einen gewissen Theil des Wohlwollens seiner kaiserlichen Majestät zu besitzen. Jede Beförderung bringt einen Beamten dieser Quelle der Ehren und des Wohlwollens um einen Schritt näher, und da Beförderung gesetzmäßig vom Verdienste allein abhängig ist, so scheint diese Bahn einem Jeden offen zu stehen. Dadurch verschmelzt sich mit dem Gefühle der Hochachtung der Gedanke an das eigene Interesse und verbindet den Unterthan mit seinem Herrn auf eine innige Weise, von der wir uns keinen Begriff machen können, wenn auch Anhänglichkeit an den Herrscher unserm eigenen Charakter nicht abgeht. Es fehlt nicht an Beispielen eines Magistrates, der in seinem öffentlichen Benehmen ganz exemplarisch ist; einen solchen weiß alsdann das dankbare Volk auch nicht genug zu ehren. Man hat sich oft darüber gewundert, daß viele Millionen, bei denen so viele Beweggründe zur Anstiftung eines Aufstandes vorkommen, mit dieser Leichtigkeit regiert werden. Ich versuche es, diese Thatsache zu begründen, indem ich behaupte, daß das Gefühl der Ehrfurcht dem Chinesen gewisser Maßen angeboren scheint; durch die vielseitige moralische Ausbildung wird dieses Gefühl so sehr entwickelt, daß er auf alle bestehenden Autoritäten mit Angst und Ehrfurcht hinblickt und Gehorsam ihm dadurch zur beständigen Gewohnheit wird. Dazu kommt noch als eine andere Ursache des Gehorsams, wie bereits oben gesagt wurde, sein eigenes Interesse. Er liebt Ehre, Reichthum und Freundschaft, weiß aber auch, daß alle diese Vortheile nur derjenige genießen kann, der das Gesetz achtet und dem Vorgesetzten gehorsam ist. Man be-

*) Ti-Yo, die chinesische Bezeichnung für Gefängniß, bedeutet Hölle, und wirklich läßt sich nichts Abschreckenderes denken, als diese, kaum für eine Person Raum haltenden Zellen; der Gedanke an sie allein ist dem Chinesen furchtbarer wie die härtesten Strafen. Anm. d. Uebers.

zahle den Magistrat gut genug, damit er nicht nöthig habe, den Lockungen der Bestechlichkeit zu lauschen, man schaffe die peinlichen Untersuchungen vor Gericht ab und lasse über Schuld oder Unschuld eines Angeklagten einen Bund von Zwölfen seines Gleichen das Urtheil fällen, — und China wäre in mancher Beziehung ein Paradies auf Erden. Wenn ich an das Glück dieses Volkes denke, so erinnere ich mich immer an das Wort: „Der Herr liebet den Fremdling, indem er ihm Nahrung und Kleidung ertheilt," und kann alsdann die Ueberzeugung nicht unterdrücken, daß, wenn wir ernstlich einen aufgefaßten Plan zur Rettung des Volkes benutzten, „Gott uns beistehen würde," nicht allein wegen Seines Versprechens, sondern auch, weil Er diesem Volke besonders gewogen sein mag. Er hat sie gelehrt, Vater und Mutter zu ehren und Seine Verheißung an ihnen erfüllt; denn sie sind seit der Zerstreuung des Menschengeschlechts in dem Lande, das Er ihnen angewiesen, geblieben; Er hat sie ferner gelehrt, die Vorgesetzten zu achten und Einer dem Andern unterthänig zu sein; sollten wir nicht hoffen, daß Er bald durch unsere Vermittlung einen Schritt weiter gehen und sie lehre, Ihn anzubeten und Seinen Sohn, den Heiland zu lieben? Mochten wir recht bald angeregt werden, das große Werk in einer seiner Bedeutung angemessenen und würdigen Weise zu unternehmen!

Achtes Kapitel.

Die Musik bei den Chinesen.

Unter dem Schatten eines indianischen Feigenbaumes oder in einem einsamen Winkel vernimmt man gegen Abend die schrillenden Töne der zweisaitigen Fiedel, Urh-hiin, oder der chinesischen Violine. Wessen Ohr den Silbertönen (Siehe Zeichnung Nr. 4.) Paganinis oder dem reizenden Spiele des Herrn Molique gelauscht hat und dadurch verwöhnt worden ist, wird sich mit Abscheu von diesem Saitenspiel hinweg wenden. Allein es liegt etwas Ungeziemendes in einer solchen Verachtung, indem das kreischende Instrument wahrscheinlich die Stammmutter unserer Violine und vielleicht eben so alt wie Jubal selber

ist. Wie eine aufmerksame Beobachtung schnell ergeben wird, bietet es genau alle Theile seiner vervollkommneten Nachfolgerin dar; beide sind deshalb dem Prinzip nach, völlig idealisch. Die beiden Saiten differiren dem Tone nach um eine Quinte, genau wie bei der Violine, was in hohem Grade meine Aufmerksamkeit auf sich zog, weil diese Stimmart sich bei keinem andern ihrer Saiteninstrumente wiederholt. Das Schallbrett ist mit der Haut einer rothbraunen Schlange, einer kleinen Boa-Gattung, überzogen, wahrscheinlich, um dem Ton mehr Zartheit zu geben; es sei denn, daß man eine gewisse abergläubische Beziehung zwischen Schlangen und Tönen der Musik aufzufinden vermeinte. Die Haare des Bogens gehen, wie man an dem Holzschnitt sehen kann, zwischen den beiden Saiten durch; da nun diese einander sehr nahe stehen, so erschwert dies das Spielen bedeutend. Es bedarf langer Uebung, ehe der Lernende versteht, eine Saite anzustreichen, ohne die andere zugleich zu berühren und, außer dem gewünschten Tone, einen fremdartigen, schneidenden Schall hervorzurufen. Und dennoch vermögen Künstler diesem elenden Werkzeug die reinsten Töne zu entlocken, daß ich oft für ihre Mühe ihnen ein besseres Instrument gewünscht habe. So weit kann man es durch Uebung bringen.

(Siehe Zeichnung Nr. 5.)

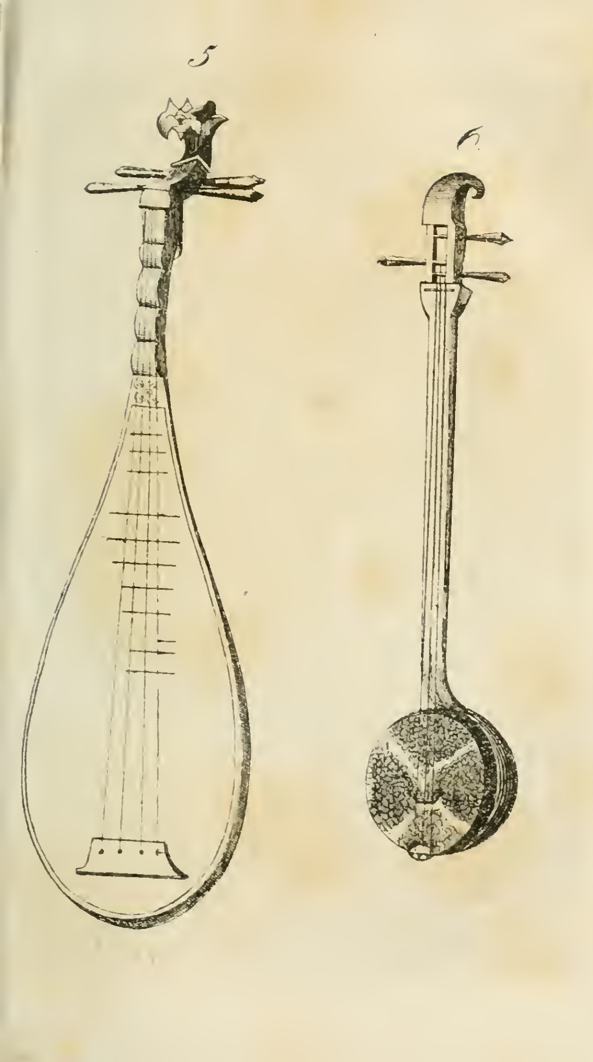
Bei den Chinesen sind dreierlei Guitarren vorzüglich gebräulich: Die Pepa, die San-Hiin und die Yuh-Kin. Die Pepa oder rundlich geformte Guitarre ist ein sehr niedliches Instrument und am besten für die Damen geeignet, in deren Hände bisweilen der Künstler sie legt, obgleich ich noch nie die Gelegenheit hatte, eine Dame darauf spielen zu hören. Sie ist von häufigem Gebrauche bei Festlichkeiten religiösen Charakters und wird dann von der dreisaitigen Guitarre begleitet, wodurch eine förmliche Instrumentirung, freilich der bescheidensten Art, entsteht. Sie hat etwa drei Fuß Länge und wird aus dem Wutungholze geschnitten. Die obere Fläche ist eben in das Rückenstück eingelegt, aber ohne gefirnißt zu werden. Der Obertheil endet in einem sonderbaren Schnitzwerke und der Hals ist mit aus Elfenbein geformten Muscheln geziert. Das Griffbrett hat zwölf Striche oder kleine angeleimte Streifen von Bambusholz. Die vier Saiten sind, wie bei unseren alten Lauten und wie bei un-

seren Nachbarn auf dem Continente, von Seide. Sie weichen in der Stimmung um eine Quarte, eine Seconde und wieder eine Quarte von einander ab, so daß die beiden äußern Saiten mit einander eine Oktave bilden. Es stimmt mithin im Allgemeinen die Pepa mit der Harfe des Pythagoras überein; denn bei diesem Instrumente war gleichfalls ein Diatesseron oder eine Quarte, eine Seconde und abermals ein Diatesseron oder eine Quarte. In seinem Instrument lagen zwei Saiten im Umfang jedes Tetrachords oder jeder Quarte, welche Einrichtung bei der Pepa von derselben wegfällt, da die zwischenliegenden Töne mit Hülfe der Bunde und der Finger hervorgerufen werden.

Die Intervallen auf der Pepa treffen ziemlich nahe mit unseren eigenen zusammen, doch vermeidet der Spielende meist die halben Töne. Ich fragte meinen Musiklehrer, warum er dies thue, allein diese Frage setzte ihn so sehr in Verlegenheit, daß sein Freund, der ihn bei mir eingeführt hatte, in ärgerlichem Tone zu ihm sagte, er wisse ja gar nichts. Um ihm meine Frage verständlich zu machen, zeigte ich ihm, daß beim Anschlagen der ganzen Töne auf der Violine ich den Bogenrücken zwischen meine Finger legen konnte, daß aber bei den halben Tönen meine Finger geschlossen waren. Er folgte mir nun auf dem San-Hiin, wie ich die ganze Tonleiter hinaufstieg und überzeugte sich, daß seine Finger wie die meinigen standen; auf diese Weise lernte er den Unterschied zwischen ganzen und halben Tönen in der musicalischen Scala schätzen. Er und sein Freund wurden dadurch sehr beschämt und konnten es nicht unterlassen, einander ihre Ansichten über die Geschicklichkeit und den Scharfsinn des Fremden zuzuflüstern. „Diese Fan-Kuei verstehen sich auf Alles; ist in der That ein demüthigendes Bekenntniß, die Sache ist aber einmal nicht zu ändern."

(Siehe Zeichnung Nr. 6.)

Die San-Hiin, oder dreisaitige Guitarre. Dies Instrument wird aus dem Swan-Holze verfertigt, welches, wie man mir versicherte, aus Siam und Tonkin nach China gebracht wird; es ist hart und schwer und gleicht dem Holze unserer Kirschen und Birnenbäume. Die dreisaitige Guitarre besteht aus einem sehr langen Hals und Kopf und einem trommelartig geschnitzten cylindrischen Körper, der mit der Haut der rothbraunen Schlange überkleidet ist; die Farben


5
6

dieser Haut sind ineinanderfließende braune und rothe Streifen; nach dem Tode der Schlange muß die Haut noch zur Erzeugung sanfter Töne dienen, und auch die Leber wird von denen, welche mit Medizinalwaaren Handel treiben, sehr hoch geschätzt; wenn ich der Angabe mancher Eingebornen, die aber wohl nicht ganz zuverlässig sein möchte, Glauben schenken darf, so wird das Fleisch derselben zuweilen gegessen.

Die Saiten sind im Verhältniß der Quarte gestimmt, wir haben also den Ursprung der mercurianischen oder siebensaitigen Leyer, ehe Pythagoras seine verbessernde Hand an dieselbe legte, weil diese, wie Nikomachos berichtet, nur zwei Quarten umfaßte. Merkwürdig ist es, daß wir so die Gegenstücke der griechischen Musikinstrumente in China wiederfinden, wodurch alle Zweifel, welche wir über diesen Gegenstand hegen, aufgeklärt werden, indem die Instrumente gleichsam ihre eigene Geschichte erzählen; die Töne der San-hiin sind tief und dumpf, weshalb sie also geeignet sind, den hellen Tönen der Pepa die Baßbegleitung zu ersetzen. Die Spieler scheinen keinen Begriff von einer Partitur zu haben; der Eine spielt aus dem Gedächtnisse, oder wenn er noch lernt, nach den Noten, während ihn der Andere nach seinen Begriffen über Harmonie gemäß, nach Kräften begleitet. Die Notenbezeichnung der Chinesen ist einfach und besteht aus neun Zeichen, zu denen noch das Man oder Dschin hinzukömmt, welche links von der Note geschrieben werden, um anzudeuten, daß dieselbe um etwas erhöht oder erniedrigt werden muß. Sie haben keinen Zeit-Unterschied bei den Noten, obgleich sie die Noten-Zeit Intervallen ebenso wie wir mit dem Fuße bezeichnen. Die Noten, mögen sie nun schnell oder langsam sein, haben kein bezeichnendes Merkmal; man kann daher kein chinesisches Lied, auch wenn man die Noten besitzt, spielen, bevor man es nicht von einem Eingeborenen vorher vernommen hat. In solch einem unvollkommenen Zustande befindet sich auch ihre Musikschrift. Auch die Griechen hatten keine andere Bezeichnung, um eine lange Note von einer kurzen zu unterscheiden, als die Länge oder Kürze der Sylbe, auf welcher der Ton ruhte. Wir dürfen daher auf diesen Rückstand der Chinesen nicht einen solchen Werth verlegen, müssen uns vielmehr darüber wundern, daß ein so kluges und pünktliches Volk wie die

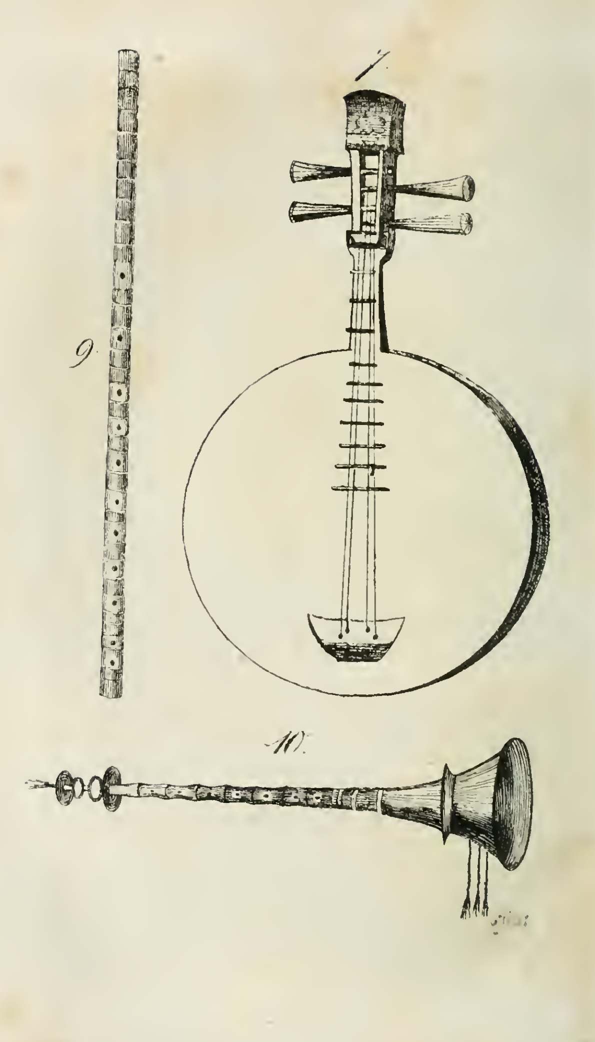
Griechen keine einfache und wohlgefällige Einrichtung, um Töne auf das Auge zu übertragen, aufzufinden vermochte.
(Siehe Zeichnung Nr. 7.)

Die Yuh=kin oder Vollmond=Guitarre. Sie wird aus dem Swan=tschi=Holze verfertigt und ist von vollkommener Kreisgestalt. Ihr Hals ist kurz. Die ganze Form ist hübsch und zeigt sogleich, daß sie bequem zum Spielen und leicht tragbar ist. Die Oberfläche ist, um dem Klange nicht zu schaden, ungefirnißt. Unsere Violinen erlangen erst dann den besten Ton, wenn der Firniß größtentheils verschwunden ist; wäre es nun nicht besser, ein Blatt aus dem chinesischen Buche der Erfahrung zu nehmen und allen Schmuck meinetwegen auf den Hals oder Rücken zu verwenden, das Schallbrett aber in seinem natürlichen Zustande zu lassen?

Die Yuh=kin oder nach chinesischer Aussprache Yuit=köm, hat vier Saiten, welche zwei mit einander in Verbindung stehende Gruppen bilden. Die beiden Gruppen differiren um eine Quinte. Da die Saiten kurz sind, so ist der Ton halb und scharf und muß mit Gewalt hervorgerufen werden, indem man die Saite mit dem Nagel oder mit einem Plectrum von Holz oder Metall anschlägt. Ich sah einst auf einem der umherziehenden Theater einen Musiker dies Instrument mit großer Fertigkeit spielen und freute mich über dessen angenehmen Eindruck. Bei einer andern Gelegenheit hörte ich sie als Begleitung zur Violine oder Fiedel, und da der Spielende seiner Aufgabe gewachsen war, so hatte die Ausführung etwas besonders Munteres und Aufheiterndes.

(Siehe Zeichnung Nr. 8.)

Die Kin oder Laute der Gelehrten. Auf diesem Instrumente spielten Confucius und die Weisen des Alterthums; aus diesem Grunde, wie auch wegen seiner vorzüglichen Schönheit wird es von den Gelehrten in hoher Achtung gehalten. Es wird gleichfalls aus dem Wuting=Holz (der Dryandria condifolia) gebaut und ist oben convex und unten eben. Unten sind zwei Oeffnungen befindlich, die einer gleichen Anzahl Abtheilungen entsprechen. Ich besitze eine, welche vier Fuß Länge hat und lackirt ist; sie hat sieben Saiten, welche über das schmalere Ende hinübertreten und an zwei unten angebrachten Pflöcken zusammen befestigt sind. Ein gemeinsamer Steg, der nicht weit von dem breiten Ende ab=


7.
9.
10.

stehend sich erhebt, gibt ihnen die nöthige Höhe; von diesem Stege werden sie zu der unteren Fläche geleitet, wo sie einzeln um Wirbel, die oft mit einem kostbaren Steine geziert werden, gewunden sind. Zur ferneren Ausschmückung werden noch sieben elegante Troddeln daran gebunden, die an dem Tische, auf welchem das Instrument ruht, festgebunden sind; die Saiten sind von Seide. Die Länge des Resonnanzbodens wird durch dreizehn Perlmutterleistchen abgetheilt, welche so angebracht sind, daß sie die Saiten in zwei, drei u. s. w. gleiche Theile bis acht, mit Ausnahme der siebenten, eintheilen. Wenn man nun aber eine Saite von mehren Fuß Länge frei schwingen läßt, so wird sie sich von selbst in diese aliquote Theile theilen und das Ohr wird die Oktave, die Duodecime, die Doppelt-Oktave, die Septemdecime u. s. w. unterscheiden. Es ist höchst auffallend, daß der Erfinder auf einen anscheinend so künstlichen und doch in der Wirklichkeit den Gesetzen der Natur ganz entsprechenden Plan verfallen ist. Wenn wir das Monochord nicht besäßen, so eignete sich die Kin vortrefflich, die Gesetze der Akustik an derselben zu erläutern.

Die sieben Saiten der Kin umfassen eine None oder zwei Quinten. Die mittelste Saite entspricht ganz dem a unserer Violine, das heißt als Mittelsaite, und jede der äußeren Saiten ist von ihr um eine Quinte entfernt. Mit dieser Intervalle des Instrumentes wird ebenso wie bei uns mit der Oktave verfahren, denn gerade wie das Klavier aus Oktaven, so ist die chinesische Laute aus Quinten zusammengesetzt. Jede der äußern Saiten ist von der entsprechenden nächstliegenden in der Stimmung um eine Quarte verschieden, so daß wir eine Seconde, eine Intervalle, die geringer wie eine kleine Terz, und eine Seconde in der Quinte haben. Der Zahl nach verhalten sie sich also:

$^8/_9 \quad ^{27}/_{32} \quad ^8/_9$,

wogegen die Zahlenverhältnisse unserer neueren Quinte lauten wie folgt:

$^8/_9 \quad ^9/_{10} \quad ^{15}/_{16} \quad ^8/_9$.

Die Chinesen lassen die mittlere Intervalle ungetheilt, während wir sie in zwei ungleiche Theile zerlegen; die halbe Note ♭ bei ihnen übersprungen. Bei einer Vergleichung der betreffenden Regeln wird man daher sehr bald sich überzeugen, daß der allgemeine Charakter ihrer Musik sich von

dem der unsrigen wesentlich unterscheidet und daß keines unserer Instrumente im Stande ist, eine Melodie, wie sie auf der Kin gespielt wird, getreu wiederzugeben. Auf meinen Reisen habe ich oft die Lieder, so wie ich sie von den Eingeborenen singen hörte, niedergeschrieben; allein wie viele Mühe ich mir auch gab, sie genau zu lernen, so fand ich doch, daß sie viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren hatten, sobald ich sie auf der Violine spielte. Der Grund dieser Mangelhaftigkeit scheint mir darin gelegen zu haben, daß die Intervallen zwischen den Tönen der chinesischen Musik an Größe nicht mit jenen der europäischen übereinstimmten. Inzwischen läßt sich eine große Aehnlichkeit zwischen der chinesischen und der alten schottischen Volksmusik nachweisen und ich bin gewiß, daß, wenn eine der vielbewunderten Melodien Schottlands nicht über den Umfang der Kin hinausgeht, sie recht chinesisch erscheinen würde, wenn man sie auf diesem Instrumente spielte.

Der ausdauernde Fleiß und ihre Beobachtungsgabe der Natur treffen zusammen und verbinden ihre Wirkungen, so daß jede Stellung der Hand nicht bloß ihren angemessenen Namen, sondern auch ihre sichtliche, der nächsten Umgebung entnommene Bezeichnung hat. Eine Stellung vergleicht man einem Schmetterling, der über eine Blume hinstreift; eine andere dem Vogel, der eine Cicade im Fluge erhascht; eine dritte einer auf dem Wasser schwimmenden Blume, und so weiter bis zu einer Anzahl von sechsunddreißig. Diese Regeln haben ihren besondern Werth, denn sie geben, der Handbewegung nicht allein Schönheit und Anmuth, sondern vermeiden auch die Eintönigkeit, welche unser Ohr in den Tönen der Guitarre oder Harfe berührt, weil die Saiten gewöhnlich ganz auf dieselbe Weise gefaßt oder angeschlagen werden.

Eine ihrer auffallendsten Eigenthümlichkeiten beim Spielen ist das Abgleiten der Finger der linken Hand, so wie das Trillerschlagen und mehre andre Künste, die sie gerne in Anwendung bringen. Dies bildet den hervorstechenden Charakter der eigentlichen chinesischen Manier. Anfangs kann sie einem nicht zusagen, allein die Gewohnheit versöhnt bald das Ohr mit dem Eindruck und eben was die Ausführung erschwert, gibt dem Spiel einen besonderen Reiz. Mein Lehrer war ein Theehändler aus der Provinz Fukkihn und besaß, was jetzt bei den meisten Chinesen der Fall ist, lange

spitz zulaufende Finger, vermittels deren er seine vorzügliche Gewandtheit an den Tag legte. Er verstand sich wenig darauf, wie sich am besten unterrichten lasse und meine ersten Versuche, mich mit ihm zu verständigen, schlugen alle fehl. Der Chinese zeigt uns wohl die Umriße einer Sache, läßt uns aber selten in ihre Geheimnisse eindringen. Diese Art des Unterrichts ist, wenn auch nicht die ökonomischste Weise zur Benutzung der Zeit, eine treffliche Uebung in der Geduld. Nachdem ich einige Fortschritte gemacht hatte, führte er mir mehre seiner Freunde zu, um ihnen diese Erfolge zu zeigen; ich wurde ersucht zu spielen und nachdem ich jede Lobesbezeugung, welche die Höflichkeit nur erfinden kann, empfangen hatte, machte ich einem Fremden Platz, der nach einigen Leistungen gleichfalls großes Lob erntete; dann kam ein Zweiter und zuletzt mein Lehrer selbst. Er fühlte sich natürlich aufgefordert, alle seine Kräfte aufzubieten und ließ auf einer Reihe verschiedener Melodien eine Menge schöner Accorde folgen. In unserm Innern liegt ein Instinkt, der uns antreibt, das, was wir Werthvolles besitzen, geltend zu machen, — eine Eigenschaft, die bei den Chinesen in wenigstens eben so hohem Grade, wie bei uns, entwickelt ist.

Noch besitzt man mehre zur Gattung der Laute gehörigen Instrumente, von verschiedener Saitenzahl. Eine im Liki beschriebene zählt deren fünf und zwanzig und scheint mit der gewöhnlichen Laute identisch zu sein. Die Saiten sind aus Kupfer- oder Messingdrath, und jede derselben ist mit einem beweglichen Steg oder Pferde, wie man es nennt, versehen, vermittels dessen man das Instrument jedem andern zur Begleitung anpassen kann. Das Stimmen allein ist in China eine höchst lästige und verwickelte Arbeit, welche aber durch die Verschiedenheit der dadurch erreichten Töne belohnt wird. Die Tsang ist eine Laute von sechzehn Metall-Saiten, die nach Oktaven gestimmt wird; die Intervalle besteht jedoch aus sechs, nicht acht, Noten, wodurch die halben Noten, ohne Unbequemlichkeit zu veranlassen, wegfallen.

Die Yang-Kin ist eine Art Hackbrett mit Metall-Saiten, welche mit zwei Hämmern angeschlagen werden; sie ist das Pianoforte in seiner rohesten Gestalt, gibt aber, wenn sie von einer geschickten Hand gespielt wird, eine sehr heitere und lebendige Verschmelzung harmonischer und melo-

discher Töne. Allein die Notenbezeichnung der Kin ist sehr zusammengesetzt, anscheinend in der Absicht, das gemeine Volk von dem Erlernen derselben zurückzuschrecken. Jede Note ist eine Verwickelung zahlreicher Schriftzeichen, von denen eines die Saite und ein anderes die Leiste angiebt; das dritte zeigt, wie dabei die Finger der rechten und das vierte, wie die der linken Hand gehalten werden müssen, ein fünftes, wie der Spielende die Hand muß abgleiten lassen, ehe oder nachdem der gewünschte Ton hervorgebracht ist und endlich bisweilen bezeichnet noch ein sechstes, daß zwei Noten zu gleicher Zeit gespielt werden müssen. Es muß wirklich überraschen, daß, nachdem man das Spiel der Kin mit so vielem Geschmack und so großem Scharfsinn vervollkommnet hat, man noch nichts für die Vereinfachung der Notenbezeichnung gethan hat. Jedes Lied, das ein Chinese spielen lernt, kostet ihn ein Studium mehrerer Monate, und zwar ein so anstrengendes, daß ich manche recht hübsch extemporiren hörte, die keine einzige Melodie zu spielen wußten. Die Noten der Griechen wurden durch Verkürzung, Umkehrung u. s. w. ihrer Buchstaben oder, wie es noch bei den Chinesen geschieht, durch die ungeänderten Schriftzeichen bezeichnet. Beide Notenbezeichnungen sind nur wegen ihrer schwierigen und unvortheilhaften Anordnung merkwürdig. Indeß bezieht sich diese Bemerkung nur auf die Noten der Kin, da jene für andere Instrumente ganz einfach sind.

Die Ausführung ist sehr anmuthig, und wenn auch die Melodie einfach ist, so wird doch durch das verschiedenartige Anschlagen der Saite eine große Mannichfaltigkeit der Töne hervorgerufen. Dr. Young, welcher eine schwingende Saite unterm Mikroskop betrachtete, um über die Natur der entstehenden harmonischen Curve sich einige Aufklärung zu verschaffen, bemerkt, die Schwingung sei eine spiralförmige Bewegung; ihre Form und also auch der hervorgerufene Ton selber, sei von der angewandten Kraft abhängig. Diese Erfahrung war den Chinesen schon lange bekannt, indem sie immer darauf hindeuten, daß die rechte Hand sich so viele verschiedene Stellungen aneigne, als irgend auszuführen seien.

(Siehe Zeichnung Nr. 9.)

Die chinesische Flöte oder Twang-teih. Sie wird aus Bambus gemacht und ist zweimal so lang, wie

unsere Flöte und von viel angenehmerer Form, obgleich sie wegen Mangels der Klappen, nicht einmal mit der deutschen Flöte wetteifern kann. Das Mundloch ist ein gutes Stück von dem obern Ende, wodurch sich das Instrument beim Spielen viel gefälliger ausnimmt. Sie hat noch ein zweites etwa zwei Zoll unter dem ersten liegendes Loch, das mit einem durchsichtigen, aus dem Innern eines gewissen Rohres entnommenen Gewebe bedeckt ist. Beide Löcher bezwecken, daß der Spieler nach Belieben die Tonart wechseln könne. An manchen Stellen hin und wieder ist sie mit Seide umwickelt, damit das Holz nicht springe und damit ein weicherer Ton entstehe. Außerdem hat sie zehn kleine Oeffnungen, von denen aber nur sechs einen Zweck erfüllen. Diese sechs befinden sich in gleichmäßigen Entfernungen voneinander. Es scheint natürlich für einen Flötenmacher, daß er die Löcher in gleichen Abständen anbringt, mögen es nun drei oder ein halbes Dutzend sein. Die alten Flöten der Chinesen hatten nur drei, und eine, die bei den ländlichen Spielen der Römer in Anwendung kam, hatte wahrscheinlich auch nicht mehr, wie Horaz anzudeuten scheint, wenn er sagt: pauco foramine — mit wenigen Oeffnungen. Die Gleichheit der Entfernung der Oeffnungen ist in so fern bemerkenswerth, als sie die Entstehung der diatonischen oder der noch bei uns bestehenden Scala zu sein scheint. Denn wenn wir eine in dieser Weise durchbohrte Flöte zur Hand nehmen und während wir alle Finger aufliegen lassen, sanft hinein blasen und sie dann wieder erheben, so erhalten wir sieben Töne in einer dem Ohre angenehmen Reihenfolge und finden, daß eine Oktave entsteht, wenn wir die Finger hinunterdrücken und mit einiger Stärke blasen.

Das Fünfnotensystem der Chinesen entstand aus dem Gebrauch, die Saiten so zu stimmen, daß sie Quarten und Quinten mit einander bildeten, und scheint demnach die Melodie aus der Harmonie hervorgegangen zu sein. Unsere neuere Tonleiter verdanken wir der Eintheilung eines tönenden Rohrs in gleiche Theile, keineswegs einer instinktmäßigen Wahrnehmung durch das Ohr. Wäre unsere Tonleiter eine natürliche, so ließe sie sich bei jeder beliebigen Melodie, die wir antreffen, nachweisen; doch läßt sie sich in vielen der ältern schottischen Volksweisen nicht finden, zu den Madrigalen von Monteverde paßt sie nicht; in den Canones des

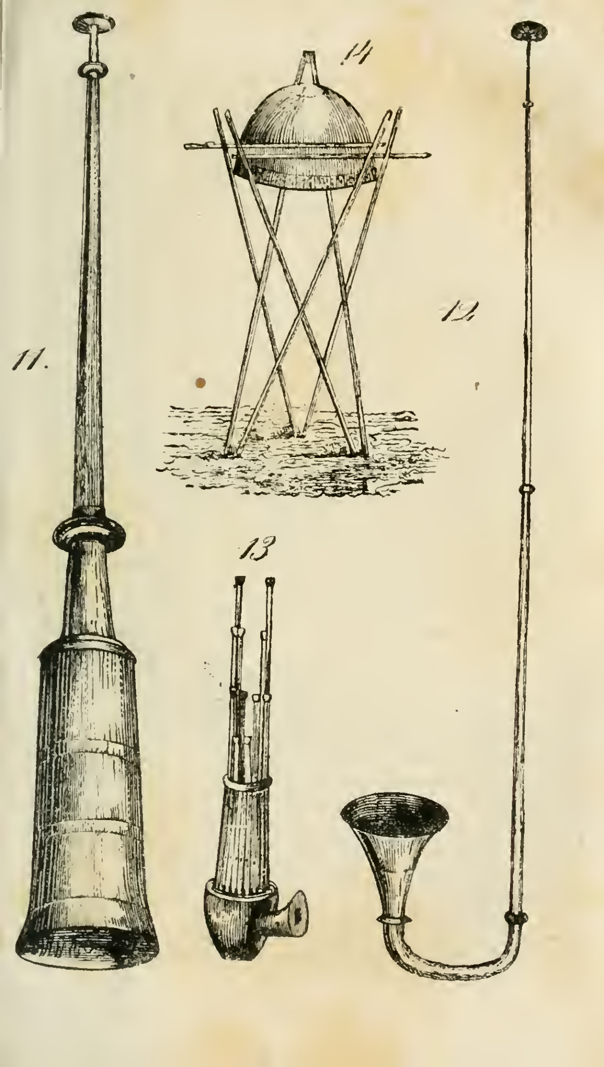
heil. Ambrosius, die griechischen Gesängen angepaßt wurden, kommt sie nur zum Theil vor; in den Gesängen, die ich auf den Gesellschaftsinseln hörte, fehlte sie gänzlich und in der älteren Musik der Chinesen wurde sie, wie wir schon früher angedeutet haben, gleichfalls vermißt. Wir müssen daher eine andere Ursache aufsuchen, welche, wie ich vermuthe, in der oben angeführten Thatsache zu finden ist. Nicht das Ohr war dabei der Führer, weil es von der Natur nicht dazu geschaffen war, es ist vielmehr anfangs ein ungelehriger Schüler, wie jeder Lehrer der Musik bezeugen wird, der eben so gut das Ohr stimmen muß, wie das Instrument, damit es seine Pflicht erfülle. Ein mit sechs in gleichen Entfernungen eingebohrten Löchern versehenes Rohr gab die Anweisung und verlieh dem Ohr eine entschiedene Vorliebe für eine gewisse Folge von Intervallen; diese Vorliebe ward zu einer Gewohnheit und wir glaubten endlich, diese Tonleiter einem uns angeborenen Gefühl, nicht aber der Erfahrung, zu schulden.

(Siehe Zeichnung Nr. 10.)

In der Hand der um Canton herum wohnenden Chinesen hat die Flöte nur wenig Modulation der Töne, weil sie zu stark und ohne die geringste Geschicklichkeit beim Druck und Ansatz der Lippen blasen; wäre dies nicht, so würde der Fremde die Vorzüge dieses Instruments günstiger beurtheilen; wenn wir aber ihre niedliche Gestalt, den niedrigen Preis (von fünfzig Cents oder etwa 22½ Sgr. preuß.) in Erwägung ziehen, und bei einem Versuche finden, daß nach einigem Umgang der leiseste Hauch ihr die schönsten Tone entlockt, so können wir mit dem Erfinder, wie mit unserem Einkauf gleich sehr zufrieden sein. Mit dieser Flöte, der Laute und der Schellentrommel vertreibt und erheitert sich die chinesische Dame die trüben Stunden der Einsamkeit. Bei ihnen, welche geschickter mit dem Instrumente umgehen, spricht es eine schönere Sprache, wie es wohl ohne Zweifel bei den nördlicher wohnenden Virtuosen der Fall sein mag; denn in Canton wird dem Ohre nicht immer das Beste zu Theil, wenn wir auch von Zeit zu Zeit hier einen wirklich guten Spieler hören.

(Siehe Zeichnung Nr. 11.)

Die Chinesische Clarinette. Hiang-Teih. — Sie besitzt alle wesentlichen Theile einer Clarinette, nur nicht


14
11.
12
13

die Vollendung und Schönheit des Klanges. Ein unentbehrlicher Bestandtheil der Clarinette ist die Glocke, in welche sie ausläuft und die auf den Klang des Rohrs dieselbe Wirkung wie die Sprachtrompete auf die menschliche Stimme übt. Wir haben dafür eine mathematische Begründung, welche dem chinesischen Erfinder wohl schwerlich bekannt gewesen sein mag. Bei der chinesischen Clarinette sind Glocke und Mundstück von Kupfer, wodurch der Schall bis zur Betäubung verstärkt wird. Das Blasen geschieht wie bei unserer Clarinette mittels eines Röhrchens. Es ist ein bei den Chinesen sehr beliebtes Instrument; man liebt dort seinen lauten kraftvollen Ton und läßt es bei allen erfreuenden wie betrübenden Gelegenheiten die Hauptrolle spielen. Man hört es bei Leichenzügen, an Hochzeitsfesten; es hat bei den Musikgesellschaften in Tempeln und Theatern den Vorrang und entspricht mit einem Worte genau den Anforderungen und Leistungen unserer Clarinette, deren Gestalt es auch beinahe hat. Es hat acht Löcher, von denen eines mit dem Daumen geschlossen wird; und an der Glocke ein paar Einfassungen, an welchen je nach dem Belieben des Eigenthümers seidene Verzierungen befestigt werden. Mein Musiklehrer welcher Haupt einer Gesellschaft von Musikanten war, hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für dies geräuschvolle Instrument und er pflegte sehr häufig meine Ohren durch ein lautes und langgehaltenes Blasen zu betäuben und dann mit stolzem Selbstbewußtsein sich nach dem Beifall der Anwesenden umzusehen.

(Siehe Zeichnung Nr. 12.)

Hörner. Eine Gattung ähnelt in die Form der Clarinette und wird oft mit demselben Namen bezeichnet. Sie wird aus dünnem Kupfer verfertigt und besteht aus zwei Theilen, einer kegelförmig auslaufenden Glocke, über der sich ein an der Spitze mit einer Kugel versehener Schaft befindet, und einem bronzenen Stiele, der in die Glocke zurückgeschoben werden kann. Da das Tonrohr nach dem Gefallen des Spielenden verlängert oder verkürzt werden kann, so wird der musikkundige Leser leicht das Princip unserer Trombe, wie sich das Instrument am passendsten nennen ließe, erkennen. Es hat einen ernsten und, wenn vereinzelt, nicht besonders lieblichen Klang; allein es ist kein Grund zu glauben, daß es nicht, von geschickter Hand gespielt, zu den

gellenden Instrumenten eine angenehme Begleitung bilden würde. Eine andere Gattung besteht aus einer Röhre und einer Biegung, welche sich zu einer Glocke erweitert; die Röhre besteht alsdann aus zwei Theilen, von denen eine einschiebbar ist. Man hat zwei Arten dieser Gattung nach der Verschiedenheit ihrer Größe; beide geben einen dumpfen Ton, der durch das Einschieben und Ausziehen der Röhre modifizirt werden kann.

Die Jubalsorgel. Es scheint dies die ursprüngliche Form unserer vielfach gestalteten und prächtigen Orgel zu sein; sie besteht aus mehren, der Länge nach verschiedenen Röhren, welche in harmonischen Intervallen Töne hervorbringen. Diese Röhren sind in einen rundlichen Behälter eingelassen, der als der bescheidene Stellvertreter des Windkastens angesehen werden muß, während der menschliche Athem die Blasebälge ersetzt. Eine gewisse Anzahl der Röhren ist nahe ihrer Basis durchbohrt, damit sie nur nach dem Willen des Spielers Töne von sich geben. Sie stehen in Gruppen folgender Ordnung: 4, 3, 2, 1, 1 u. s. w.

(Siehe Zeichnung Nr. 13.)

Wenn man die erste Gruppe mit dem Zeigefinger bedeckt und sanft in das Mundstück haucht, so entsteht ein lieblicher Einklang reiner Töne, die je nach der Stärke des Einblasens, sich harmonisch in Oktaven oder Duodecimen theilen. Indem man die zweite oder dritte Gruppe verschließt, erhalten wir drei oder zwei harmonische Töne von großer Stärke und Wirkung. Um denselben Erfolg bei den noch übrigen Gruppen zu bewirken, muß der Athem durch ein scharfes und reines Einhauchen eingeflößt werden. Jede einzelne Pfeife kann gleichfalls zum Tönen gebracht werden, wenn man die Luftspalte schließt und den Athem einwärts zieht; man mag aber hineinblasen wie man will, es werden sich immer andere Töne damit vermischen. Ich habe die Erfindung dieser Orgel dem Jubal zugeschrieben und bin der Ansicht, daß darunter auch die im Buch Genesis und im Buch Hiob angeführte „Hugab" (oder Orgel) zu verstehen ist.

Die Erfindung der Kin oder chinesischen Laute wird der Familie Fukhi zugeschrieben, welche vor der Sündfluth lebte und nach den chinesischen Begriffen der Chronologie etwa dem Sohne Lamechs gleichzeitig gewesen ist. Ein dem Sang oder dem eben besprochenen Instrumente ähnliches findet sich

in Borneo vor und ist in dem Bericht meiner Reise nach dem Himmalaya bei Gelegenheit des Besuches der Inseln des indischen Archipels beschrieben. Ich habe keinen einzigen Chinesen angetroffen, der um den Sang etwas anderes wußte, als daß er bei den religiösen Feierlichkeiten zu Ehren des Confucius angewandt wurde.

Die Chinesen bedienen sich einer Menge verschiedener Trommeln, Schellentrommeln und Cymbeln. Die größeren Trommeln werden in den Tempeln aufgehängt und der Priester rührt oft eine Trommel anstatt seine Gebete herzusagen. Die kleinere Art ist in den Theatern gebräuchlich und wird auf den Boden oder auf ein Gestell gesetzt. Zu dieser Musik gehört, bei einem vollständigen Chor, noch eine kleine aus Holz geschnittene Halbkugel, welche hohl und mit Pferdehaut überzogen ist. Sie ruht auf drei Beinen und wird mit zwei Stücken angeschlagen, wodurch ein klapperndes Geräusch hervorgebracht wird, das einem europäischen Ohre keineswegs angenehm klingt, bis Gebrauch und Umgang dasselbe uns endlich erträglich finden lassen. Bei dem chinesischen Trommelschläger vermißt man das, durch doppeltes Aufschlagen bei jedem Streiche entstehende Wirbeln, obgleich zugegeben werden muß, daß er seine Hände mit großer Gewandtheit regt.

Die Lo, welche die Japaner, den Schall nachahmend, ein Gong nennen, war anfangs nichts anderes als eine Schüssel zum Waschen oder ähnlichen Zwecken. Es geben zweierlei Arten, eine weit und flach, die meist an Bord der Junken angewandt werden, wo sie bei Sonnenuntergang oder bei der Heimkehr statt der Gebete und des Dankes gegen Gott angeschlagen wird; denn der Chinese glaubt, es werde eher ein großer Lärm als sein lautes Gebet Erhörung finden. Die kleinere Gattung ist mit einem cylinderförmigen Rande eingefaßt. Der Schall, welcher ihr entlockt wird, wenn man mit einem Stock darauf schlägt, ist sehr stark und viel bedeutender als man es beim Anblick eines so kleinen Instrumentes vermuthen sollte. Man bedient sich ihrer zur Begleitung der Trommel, um den gellenden Ton zu dämpfen. Bei einem mit Gesang begleiteten Ballet, das in pantomimischer Weise mit dem langsamen, trippelnden Schritt der Menuette oder Karabande getanzt wurde, hatte einer der Theilnehmenden eine kleine Trommel anmuthig um sich geschlungen, wäh-

rend ein andrer ein kleines Gong trug, worauf er von Zeit zu Zeit einen raschen Schlag gab, ohne sich aber in Bezug auf die Zeit im mindesten um einen Rythmus zu kümmern oder eine gewisse Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Schläge zu beobachten. Es scheint bei der chinesischen Musik Regel zu sein, daß beim Gong nur die Schnelligkeit der Streiche eine verschiedene ist, während es der Trommel gänzlich überlassen bleibt, die erschütternden Töne zu angenehmen Perioden zu verbinden. Die Musik in ihrer ersten Gestalt war nur lautes Geräusch mit wenigen oder gar keinen Cadenzen; und die Chinesen, welche sonderbarer Weise die rauhesten Versuche von Erfindungen mit den Verfeinerungen der Kunst verbinden, haben noch immer eine Vorliebe für das, was das Ohr eines Fremden betäubt. Bei meiner Anwesenheit auf der Pitcaire sah ich ein Weib einen Flaschenkürbiß zur Hälfte den Seiten entlang aufspalten, indeß ihr Mann ein Stück Holz (vom hibiscus tiliaceus) nahm und es zwischen zwei andere Stücke setzte. Mit diesen beiden improvisirten Vorrichtungen gelang es ihnen, eine hübsche Wirkung hervorzubringen, indem sie in regelmäßigen Zeiträumen darauf schlugen. Die Chinesen zeigen für dergleichen sehr wenig Geschmack, wie natürlich dies auch scheinen mag, welcher Mangel vielleicht einem organischen Fehler ihrer Sinne zugeschrieben werden muß. Ich glaube, es wird sich nach und nach herausstellen, daß sie alles, was sie an Musik verstehen, von Menschen lernten, die um die Zeit der Sündfluth lebten und mehr Scharfsinn und Talent besaßen als sie.

Dieser Mangel der Auffassungskraft für das Angenehme in der rhythmischen Reihenfolge der Töne ist mit einer anderen auffallenden Thatsache verbunden, nämlich der gänzlichen Abwesenheit des metrischen Elementes in ihrer Nationalpoesie. Die Verse bestehen aus einer gewissen Anzahl von Worten, ohne daß man eine Abwechselung zwischen langen oder kurzen Sylben wahrnähme. Bei den Griechen führte der Fall des Schmiedehammers, der Ruderschlag und das Geklirr des gewaffneten Soldaten auf ein Versmaß und wir finden daher bei ihren Sängern eine Menge höchst merkwürdiger Versmaße. In China hört man deren dagegen nie, wie viel Töne und welcher Lärm auch in einer lebendigen Gegend das Ohr des Fremden trifft; sie scheinen daher mit den Gesetzen der Metrik durchaus unbekannt zu sein.

Eine besondere Stelle unter den Percussionsinstrumenten nimmt noch die große Glocke ein, nicht allein wegen ihrer Wichtigkeit im musikalischen System, sondern auch wegen der Sorgfalt, mit der die Chinesen ihre Verhältnisse zu bestimmen und beizubehalten suchten. Sie war der Regulator der Tonleiter, indem sie den Grundton angab. Da die Glocke einen Ton hervorrief, den wir den Ursprung des Systems nennen möchten, so läßt sich leicht vermuthen, daß ihre Dimensionen aufs Sorgfältigste fortgesetzt worden sind. Mich hiervon völlig zu überzeugen, kostete mich mehr Mühe als ich vorhergesehen hatte, nicht etwa aus Mangel an Angaben, sondern wegen der zusammengesetzten Weise, in der die verschiedenen Proportionen mit einander verschmolzen sind. In dem L i b k ist angedeutet, daß die alten Herrscher sich bemühten, Gewicht und Größe der Glocke genau festgestellt zu sehen; es wurde deßhalb, wie ich glaube, im Tempel der Vorfahren oder in der Kammer des kaiserlichen Schatzmeisters eine als bestimmte Grundform für alle andern aufbewahrt. Ihr Gewicht scheint nicht in den vor uns liegenden Quellen aufgenommen zu sein; es ist wohl zu vermuthen, daß ein gewisser aliquoter Theil des Gewichtes der Glocke einer allgemein im Handel und Wandel angenommenen Gewichtseinheit entsprach, den wir, der größeren Vereinfachung wegen, ein P f u n d benennen wollen. Ein Maß, das genau ein Pfund aus einer gewissen Quelle oder einem Bach innerhalb der kaiserlichen Grundstücke genommenen Wassers halten konnte, diente als gemeines, feststehendes Maß, als theilbare Einheit aller Maße für Flüssigkeiten. Als einer Längeneinheit mögen sie sich wohl des T s ch i n g, oder des K u, gewisser Abtheilungen der Glocke, bedient haben. Diese Bemerkungen sind nöthig, um zu erklären, was Mukhung, ein alter Dichter sagt, wenn er auf die Sorgfalt, welche die früheren Herrscher auf die genaue Feststellung verlegten, hinweis't:

„An Größe war sie nicht verschieden von dem K i n u, der Maßeinheit,
„An Gewicht übertraf sie nicht das Schik oder die Gewichtseinheit.
„Der Grundton, die Meßruthe, der Grad des innern Inhaltes und die Schwere wurden sämmtlich von ihr abgeleitet.

„Das Musikinstrument harrt auf den Schall der Glocke und dann wird es gestimmt.

„Die Tonleiter wartet gleichfalls auf den Schall der Glocke; dann erst beginnt sie“.

Nebenbei erwähne ich hier noch, daß die Chinesen sich beim Wägen der Schnellwaage bedienen und daß Gewicht und Länge des Balkens den gesetzlichen Bestimmungen unterworfen sind.

Forschungen gleich diesen sind für Jeden, der China kennen lernen will, von der höchsten Wichtigkeit, weil sie nicht nur in antiquarischer Beziehung wichtige Thatsachen an's Licht ziehen, sondern weil man auch die gewissen Schriftzeichen beigelegten Begriffe genau kennen lernt. Wir finden z. B., daß Liuh, die niederste Note der Tonleiter bezeichnet, und daß in sinnbildlicher Weise es auch auf andere Fälle ausgedehnt wird, wo wir die zarte Wirkung andeuten wollen, welche entsteht, wenn wir ein Instrument mit einem andern in Einklang bringen wollen.

In früheren Zeiten wurden durch die Glocke die zwölf Perioden, in welche ein Monat oder die synodische Umwälzung des Mondes eingetheilt wird, angedeutet; in neuerer Zeit sehen wir sie in allen Haupttempeln in einem großen hölzernen Glockenstuhl aufgehangen, wo sie um die Vesper oder zu anderen Zeiten des Gebetes mit einem Schlägel oder hölzernen Hammer angeschlagen wird. Sie bestand in China lange bevor man im Westen sie kannte; aber bei uns hat die Glocke einen Klöppel, ist an einer Welle befestigt und es ist große Gewandtheit und Stärke erforderlich, sie zum Tönen zu bringen. In China ist weder Geschicklichkeit noch Kraft dazu nöthig, während in Europa „die Kunst zu läuten“ ein höchst sinnreiches System von Abwechselungen ist und die angenehmen Verschiedenheiten so zahlreich sind, daß Jene, welche sich auf das Studium dieser Kunst verlegt haben, nicht im Stande sind, den Gegenstand zu erschöpfen. In China wurde die Glocke als Regulator des Musiksystems, als Norm für Maße und Gewichte, als Verkünder der eilenden Perioden des Monats betrachtet und jetzt noch gibt sie den Ton an, sobald man einer unbekannten Gottheit seine Huldigung darbringt.

Neuntes Kapitel.

Die Religionen China's.

Die angestammte Religion in China ist ein System der Vielgötterei, welche gleich den Theogomen Aegyptens und Griechenlands nur ein Mischmasch canonisirter Fabeln ist. Die Regionen des Himmels, der Erde und der See sind in verschiedene Herrschaften, von denen jede unter dem Schutze einer besonderen Gottheit steht, getheilt. Die Hügel und die von ihnen niederfließenden Ströme haben ihren besonderen Beschützer, den der Landmann anflehet, wenn er wünscht, daß seine Reißfelder getränkt werden mögen. Die Götter der Aecker stehen noch immer in hoher Verehrung und noch immer werden zu gewissen Zeiten ihnen Huldigungen dargebracht. Wenn der Herbst vorüber ist, bietet der Landmann dem Schutzgotte die Erstlingsfrüchte als Opfer dar. Alle diese Gottheiten scheinen unter der Herrschaft eines höchsten Wesens zu stehen, jedoch in ihrem Reiche nach Gutdünken schalten zu dürfen. Es ist auffallend, daß der Chinese, der doch einsieht, daß ein Königreich ebensowenig wie eine Haushaltung in Ordnung gehalten werden kann, wenn nicht Ein Oberhaupt da ist, glauben kann, daß alle Wechsel des Weltalls ohne den allumfassenden Einfluß eines einzigen Geistes geregelt werden können.

Die verschiedenen Götter haben ihre Altäre, zu denen ein Flug Stiegen wie zum Thurm von Babel emporführt, ihre Tempel, Schreine und Gemälde. Die ihnen dargebotenen Opfer bestehen in Eßwaaren, weil man glaubt, die Götter seien gleich den Menschen und bedürften solcher Gaben. In ihrem Aberglauben wähnen sie, der Wohlgeruch des Weihrauchs, das Flackern der Fackeln, die prachtvollen Zurüstungen und der Schall des Gongs würden ihnen das Wohlwollen des Gottes oder der Göttin, denen dieses gilt, erwerben. Ein großes Weihrauchfaß mitten auf einem Tische, zu beiden Seiten desselben eine Urne — darin besteht die ganze Ausschmükkung aller Altäre. Wird auch manchmal hie und da noch etwas anderes beigefügt, so werden doch diese Sachen nie oder höchst selten vermißt. Räucherfaß und Urne sind meist aus englischem Zinn und erinnern dadurch an die in bürgerlichen Haushaltungen auf dem Kaminsims aufgestellten Ge-

räthschaften. Räucherkerzen werden in das Räucherfaß gesteckt, die, wie sie nach und nach verbrennen, ihre Asche um sich herum abwerfen. Letztere wird glatt gestrichen und dient dann zur Grundlage neuer Räucherkerzen. Da China eine von undenkbaren Zeiten her bestehende Religion besitzt, so fragt man wohl auch zunächst nach den Priestern des Landes. Wir antworten darauf, daß Jedermann ein Priester ist und ohne Beihülfe eines Andern Opfer darbringen kann. Der Vater einer Familie ist kraft seiner Stellung eine Art Hohenpriesters und darf dem Hausaltar näher treten, wie alle übrigen Familienglieder. Dies ist ein Zeugniß für das hohe Alter der Volksüberlieferungen in China; denn trotz allem Irrglauben, trotz dem selbst erwählten Gottesdienste haben sie die große Wahrheit aufrecht gehalten, daß der Mensch sich den Stufen des göttlichen Thrones nähern kann, ohne der Vermittlung oder Hülfe eines Mitmenschen zu bedürfen. Der schlauen Klugheit der Priester scheint es nicht gelungen zu sein, den Geist des Chinesen so sehr zu umnachten, daß er glauben sollte, daß er die Gunst einer Gottheit dem Belieben einer menschlichen Mittelperson verdanken müsse; nichts destoweniger bin ich der Ansicht, daß hier einst Männer gelebt haben müssen, welche durch ihre Kenntnisse und die Heiligkeit ihres äußern Benehmens, sich in den Augen der Menge zu einer engern Freundschaft mit den Göttern als alle übrigen Sterblichen erheben. Solche Personen wurden durch ihre Eigenschaften zu Priestern; man fragte sie bei schwierigen Verhältnissen um Rath; man forderte sie auf, bei der Darbringung der Opfer das wichtigste Amt zu übernehmen und endlich in Zeiten des Unglücks fragte man, welche Gottheit man sich durch ein ungerechtes Benehmen zur Feindin gemacht hatte.

Als Laon-Tße, der Gründer der Taousecte, im sechsten Jahrhundert v. Chr. erschien, überkam er die Erbschaft des natürlichen Aberglaubens, und pfropfte die alte Philosophie auf diesen Stamm. Die Schüler Laon-Tße's oder die Taoupriester sind die Vertreter der ursprünglichen Priester des Landes, was ich deßhalb glaube, weil die Taoupriester oft eingeladen werden, den Dienst zu verrichten, der verschiedenen Göttern dargebracht wird. Sie tragen bei manchen Gelegenheiten ein Scharlachkleid, mit dem Yang und dem Yin auf dem Rücken und dem Pa-Kwa um den Leib; wie dies in

unserm Kapitel über die Philosophie ausführlicher zu finden ist. Das Haar ist oben auf der Krone des Kopfes zusammengebunden und durch eine Art Kamm befestigt; es stimmt dies mit der alten Tracht überein und bezeichnet sie als Personen, welche der alten Schule anzugehören streben. Sie haben viele Tempel, die an Größe und Pracht ihren Mitbewerbern, denen der Budhisten, nicht gleichkommen. Einige dieser Priester tragen eine Art Diadem, das aus einem den Kopf umgebenden und auf der Stirn zu einer Spirale gewundenen Metalldrahte besteht. Diese äußerst einfache Tiara entspricht der Vitta oder Kopfbinde der katholischen Priester. Die Spiralwindungen an der Stirne scheinen mit der Philosophie, die sich mit jenen Curven beschäftigt und sie als Sinnbilder der Thätigkeiten der Natur betrachtet, im Zusammenhang zu stehen. Wegen der innigen Verbindung dieser Taoupriester mit der Religion wie mit der Philosophie des Landes sind die gebildeteren die besten Bücher im Gebiete der Alterthumsforschung für denjenigen, der in die Geschichte ihrer Gelehrsamkeit und Bildung einzudringen strebt. Die Ansicht, daß Laon-Tße nur ein Reformator alter Lehren war, aber keine neuen aufstellte, ist eine neue, die aber wohl vor der Untersuchung bestehen dürfte und jedenfalls zu interessanten Aufschlüssen über die Chinesen und über die Hindus führen wird.

Confucius lebte gleichzeitig mit Laon-Tße und begann seine Reformen für sich allein. Ganz durchdrungen vom Geist der Eigenliebe, dem hervorstechenden Charakter des der Zeit huldigenden Atheismus, erwies er den Göttern des Landes eine spottende Ehrerbietung und verbot seinen Schülern, über die Gottheit oder das Opfer irgend Fragen an ihn zu richten. Die zu einer unendlichen Länge breitgetretenen kindlichen Pflichten waren der Gegenstand seiner unaufhörlichen Ermahnungen. Das Gebiet seiner geistigen Forschungen war beschränkt, seine theologischen und philosophischen Kenntnisse mangelhaft und deßhalb war er immer geneigt, Untersuchungen jeder Art ein Hinderniß in den Weg zu legen. Alle die Existenz und die Natur himmlischer Wesen und den Antheil, den sie an der Leitung des Weltalls nahmen, betreffenden Fragen waren streng ausgeschlossen. Vater und Mutter beständig in Ehren zu halten, das war der Inbegriff seiner Religion. Weise und Lehrer der Menschheit stehen jedoch in

gleicher Höhe mit Vater und Mutter und müssen von denen, welche sich bewundernd ihnen anschließen, verehrt werden. Bei den Großen wird innerhalb ihres Gebietes ein Tempel errichtet, worin sich nach seiner Ansicht die Seelen der Ahnen und Vorfahren sammeln. Die Verehrung der Gräber im Frühling und Herbst ist ein anderer Zweig derselben Vergötterung der Verwandten. Die Gräber und Denksteine werden gereinigt und mit buntem Flitterpapier beklebt; Reiß, Geflügel und oft ein großes gebratenes Schwein werden den Todten vorgesetzt; eine Libation von Wein oder geistigen Getränken wird auf den Boden verschüttet und der Opfernde kniet auf einer Matte nieder, berührt die Erde mit seinem Kopfe und bringt die Gebete dar. Meist geschieht dies durch die Stellvertretung; ein Mann wird mit einigen Gefäßen voll Reiß, Fisch und Geflügel auf die Hügel gesandt, um dort die Ceremonien an einer Reihe von Gräbern nach einander abzumachen. Wir fragten einen dieser Stellvertreter, der eben mit Knien, Beten, Fackelanzünden u. s. w. beschäftigt war, ob er nicht glaube, die Todten müßten großen Hunger leiden, da sie doch jährlich nur zwei Mahlzeiten hätten. Diese Frage erzürnte ihn, und er fing an, uns zu schimpfen, daß wir so unberufen uns in seine Sachen mischten, Wir hätten ihn leicht beschämen können, wenn wir sein Werk als einen elenden Ersatz für eine kindliche Pflicht erklärt hätten, indem die Söhne selbst hätten anwesend sein und diese Gebräuche vollstrecken müssen, statt einen solchen Dienst einem Miethlinge zu übertragen. Man konnte ebenso gut einen Fremden in eine Kirche oder Kapelle schicken, um an unserer Statt zu beten, wie die Chinesen einen andern senden, vor dem Grabe des Vaters oder der Mutter Verbeugungen zu machen. Ihre eigne Handlungsweise zeugt wider sie und man könnte sie zu jeder Zeit durch einen Vergleich zwischen ihren Grundsätzen und deren Erfüllung zum Schweigen bringen, eine Wahrheit, die indeß auch auf Manche unter uns, die unter günstigeren Umständen leben, Anwendung finden möchte.

Man befreit sich von seiner Schuldigkeit gegen die Götter durch die Darbringung eines alljährlichen Opfers, das meist sehr imponirend ist. Ein Schaf und ein Schwein werden neben einem Tische oder Altar dargeboten, der mit einer Menge von Gefäßen, worin sich allerlei zubereitete Speisen befinden, besetzt ist. Die Thiere werden auf ein Gestell gelegt,

worüber eine sattelähnliche Brücke sich erhebt. Man bewahrt einige Tropfen ihres Blutes in einem Gefäße auf, um es zu einer gewissen Zeit zu verschütten. Da sie hübsch mit Blumen umwunden und geziert sind, so thun sie der Heiterkeit des Festes keinen Eintrag. Verschiedene mit ihren Amtskleidern geschmückte Personen vollziehen, auf dem Opferplatze rund gehend, ihre Obliegenheiten. Eine Menge Neugieriger verhindert den Fremden, alle diese Verrichtungen der Ehrerbietung zu sehen, die genau von einander unterschieden sind und in vorgeschriebener Form und Ordnung einander folgen; denn ein Mann in seiner Amtstracht besteigt vorher eine Rednerbühne und lies't sie mit lautem und eigenthümlichem Ausdruck der Stimme von hier ab. Ein Taoupriester ist gegenwärtig, nimmt aber an der Feierlichkeit keinen thätigen Antheil. Es beweis't dies indirect, daß diese Leute so enge mit der Religion des Landes verbunden sind, daß sie an dem Götzendienst des Confucius theilnehmen und Vater und Mutter gleich hoch mit den würdigen Herren früherer Jahrhunderte verehren. Der gemeine Aberglaube verehrt das Ungesehene und Unbekannte, weil er Rache fürchtet oder Segungen hofft, und wie übel angebracht er auch sei, entbehrt dieser Glaube nicht jeder Begründung; allein einen Geist zu verehren, der uns weder nutzen noch schaden kann, ist eine Thorheit, die nur der stumpfe, heuchlerische und auf seine Zeit berechnete Geist des Confucius zu empfehlen und zu bekräftigen vermochte.

Der chinesische Budhismus bietet eine gewisse Anzahl fremder Namen als Candidaten für einen Platz auf der Canonisationsrolle dar. Die drei Budhs mit ihrem Gefolge werden der Hochachtung der Leichtgläubigen anempfohlen; allein als Fremde und Bettler sind sie genöthigt, sich mit der Ehrerbietung zu begnügen, welche der Gebrauch bei der Nation festgestellt hat. Ein budhistischer Tempel ist, außer der Größe, nur wenig von den den eingeborenen Göttern errichteten Tempel-Gebäuden verschieden und die Ceremonien sind bei beiden gleichfalls ziemlich dieselben. Mir scheint es, daß dieser fremdartige Aberglaube sich im Aeußeren den Begriffen der Chinesen anpaßte und dadurch Einfluß bei ihnen erlangte. Die Priester scheeren ihre Köpfe, tragen einen langen, schmutzig-weißen Rock und verbringen ihre Tage mit Müßiggang. Sie zeichnen sich nicht durch ihre Weisheit oder ihre Rechtlichkeit, sondern nur durch ihre stumpfsinnige Gleich-

gültigkeit aus. Sie entsagen der Welt mit allen sinnlichen Genüssen und betrachten die Schönheiten der Natur oder die Reize des geselligen Lebens als werthlos und verächtlich. Wenn aber einige Spuren von Bildung und Höflichkeit, sei es durch den Einfluß der Erziehung oder des Umgangs, sich in den Verstand eines Priesters verlieren, so verscheuchen diese seine nachbrütende Stumpfsinnigkeit und nähern ihn einem vernünftigen Wesen. Der Vorsteher des größeren Tempels *) auf der Insel Jonan war ein solcher Mann und er schien

*) Einem neueren Werke über China entlehnen wir folgende Beschreibung dieses Riesentempels: Zu beiden Seiten des hohen Eingangsthores sitzen zwei riesenhafte Gestalten in den Mauerböschungen; ihre ungeheuern, mit grellen Farben bemalten Gliedmassen, ihre von wildem Feuer glühenden Blicke und ihre verzerrten Züge geben ihnen ein fast furchtbares Aussehen. Sie sind aus Thon, und zwar im Ganzen ziemlich gut, geformt und sollen die beiden alten Krieger Tschin-ki und Tschin-lung, als Hüter des Tempels darstellen, beide sind mit Eisengittern umschlossen. Hinter dieser Vorhalle ist ein mit starken Bäumen bewachsener freier Platz. Auf Wegen, die mit großen Granitplatten gepflastert sind, gelangt man wieder zu anderen Thoren, deren Mauerböschungen statt mit Götzenbildern durch glänzende Inschriften mit großen goldenen Schriftzeichen geziert sind. In der Mitte der umgebenden Gebäude erhebt sich der Haupttempel, der in verschiedene geräumige den einzelnen Gottheiten angehörende Hallen und Säle zerfällt, die sich durch ihre reichen prachtvollen Verzierungen auszeichnen. Die Halle, von etwa achtzig Quadratfuß, hat einen mit Backsteinen gepflasterten Fußboden über den ein Teppich aus gemaltem Stoffe gebreitet ist; die Wände sind mit karmoisinroth behangen und hin und wieder mit kleinen Tafeln voll seltsamer Schriftzeichen geziert. Wie bei den meisten Gebäuden in China steht die Höhe der Halle in gar keinem Verhältniß zu dessen Umfange. Die Decke ist mit grotesken Verzierungen, ihre Ecken mit fliegenden Drachen und vergoldeten Schlangen ausgeschmückt. Im Mittelpunkt der Halle sieht man drei große und übermäßig stark vergoldete Bildsäulen, genannt die drei kostbaren Fu, d. i. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, vor denen kleine Altäre, auf welchen Weihrauchgefäße befindlich sind, stehen. Rings in der Halle

mir das Leben durchaus nicht von dieser verächtlichen Seite aufzufassen. Er zeigte uns das Haus, welches er sich auf dem heiligen Boden hatte erbauen lassen, um, nachdem er seiner Pflicht genügt hatte, sich hierhin zurückzuziehen, und er war in so hohem Grade Weltmann, daß er einem meiner Freunde lachend versprach, er wolle nach den Vereinigten Staaten gehen und Professor der chinesischen Sprache an der Universität New=York werden. Die Ceremonien im Tempel erinnern an den katholischen Gottesdienst; das Klingeln der Schellen, der langsame Gesang der Priester, die mit gefalteten Händen dastehen, finden sich hier gleichfalls wieder. Der Budhismus hat eine Eigenthümlichkeit, die ihn vor allen andern Religionen auszeichnet, er ist nämlich allein auf die Priester beschränkt. Wir sehen nicht, wie es in katholischen Kirchen der Fall ist, Wenige den Gottesdienst verrichten und die Uebrigen knieend daran theilnehmen, sondern nur einige Zuschauer stehen an der Thür, um ihrer Neugier zu genügen; man ladet sie aber nie ein, einzutreten, niederzuknieen oder sich in irgend einer andern Weise an dem Opfer zu betheiligen. Es ist ein abscheuliches System der Selbstsucht und des Menschenhasses. Der gesunde Sinn der Chinesen hat seine Außenseite in etwa gemildert; dennoch ist es die teuflischste Täuschung, die je die Menschheit umzog, weil sie ihren Anhängern befiehlt, jeder Pflicht und allen Banden, welche die Gesellschaft aneinander fesseln, zu entsagen. Ein Freund von mir, ein nun verstorbener Geistlicher, trat einst in einen Laden in der Chinastraße, während ich mich mit dem Eigenthümer desselben unterhielt. Als er weggegangen, stellte der Handelsmann einige Fragen über ihn an mich und vernahm, daß er ein Priester sei. Ein Priester, sagte der Chinese, und doch verheirathet! Ich konnte meine innere Freude

---

sind noch achtzehn oder zwanzig kleinere, ebenfalls vergoldete Götterbilder aufgestellt; sie sind die Lohan oder Heiligen geringeren Ranges. Mit diesem Hauptgebäude stehen noch eine Menge von Nebengebäuden, meist zur Verehrung einzelner Gottheiten bestimmt und an Pracht der Ausführung jenen gleich kommend, in Verbindung; eines z. B. wird nur von Frauen besucht, weil darin die Kwan=yin oder Schutzheilige des weiblichen Geschlechtes verehrt wird.

nicht verhehlen, als ich ihm sagte, daß bei uns die Priester die Zeit anwenden, das Volk zu lehren, was es Gutes wissen und ausführen müsse, rücksichtlich der Pflichten und Beziehungen des Lebens aber ganz andern Menschen gleich seien. Das geheiligte Edikt, eine chinesische Verfügung, die in hohem Ansehen steht, verdammt die budhistischen Priester wegen ihres unnatürlichen Benehmens, indem sie Vater und Mutter verlassen; und jeder Eingeborene fühlt in seinem Herzen, daß ein Mensch, der seinen Pflichten gegen die Eltern nicht nachkomme, müsse ein Ungeheuer sein; der Handelsmann war deßhalb vorbereitet genug, um die Grundsätze, auf die sich das Priesterthum stützt, zu begreifen.

Die Toleranz in China ist wohl einer näheren Berücksichtigung werth. Die Anhänger aller Secten und Systeme scheinen einander beizustehen und Umgang zu pflegen, was vielleicht einer wirklichen, wenn auch nicht formellen Uebereinstimmung zuzuschreiben ist. Sie sind geneigt, Proselyten zu machen, ohne aber die Anhänger einer verschiedenen Religion zu verdammen. Sie sahen, daß in China für die fast endlose Ausbreitung eines jeden Systemes Raum genug war, und ließen daher gerne das Schwert der Verfolgung friedlich in seiner Scheide. Die Regierung hat indessen die römischen Katholiken ausgeschlossen, vielleicht in dem Glauben, der Pabst des Westens und der Pabst des Ostens könnten ihre Ansprüche auf Allgemeinherrschaft nicht leicht mit einander vereinen. Die von den Chinesen ausgeübte Duldung ist eine beachtenswerthe Erscheinung in der Weltgeschichte, welche unsere Aufmerksamkeit verdient; doch scheint ihre Ursache mir nicht so weit zu suchen zu sein. Die bürgerliche Gewalt hat immer ihre oberste Geltung behauptet, und obgleich die Priester der Taousecte oder die Diener des nationalen Aberglaubens in den mittleren Perioden der chinesischen Geschichte sich eifrigst darum bemühten, nahmen sie nie eine anerkannte Stelle unter den Magistratspersonen oder im Verwaltungsfache des Staates ein. Ein Theil dieses Verdienstes muß dem gesunden Verstande der chinesischen Layen zugeschrieben werden, die, wie sehr sie auch dem Aberglauben unterworfen sein mögen, Niemanden gestatten, sich in ihr Benehmen als gute Unterthanen, Ehegatten, Väter und Nachbarn zu mischen. Sie handeln so lange nach ihrer Religion, als sie sich mit ihrem Vortheil verträgt und legen sie bei

Seite, wenn ihr Glaube mit ihrem weltlichen Interesse nicht vereinbar ist.

Zehntes Kapitel.

Ansicht eines Chinesen über den weiblichen Charakter.

Selbst bei einer oberflächlichen Beobachtung fehlt es uns nicht an Beweisen, daß die Chinesen die Reize ihrer Landsmänninnen für sehr lieblich ansehen und dieselben unter die schönsten Zierden des Reiches der Mitte zählen. Die Wände ihrer Besuchzimmer sind, wenn auch jeder andere Schmuck ihnen fehlt, nicht selten mit dem Bildniß einer chinesischen Schönheit geziert. Die kleine niedliche Gondel oder das Tanka-Boot, das den Reisenden von Canton zur Insel Honan hinüberführt, ist oft mit gleichen Verzierungen versehen. Wenn ein Fremder einen Chinesen über diesen Gegenstand befragt, so verbirgt vielleicht Letzterer seine Eitelkeit oder lenkt die Unterhaltung plötzlich auf einen andern Gegenstand; findet er aber, daß er Jemanden von gleicher Denkungsart vor sich hat, der mit Theilnahme und Glauben ihm zugehört, so funkelt sein Auge und mit Beredsamkeit und Wärme spricht er seine Ansichten darüber aus. Der Leser wird diesem wohl Glauben beimessen, wenn er bedenkt, daß alle Nationen, die sich des Lichtes der Civilisation erfreuen, gerne den Glauben hegen, ihre Frauen würden an weiblichen Reizen von keinem andern Volke übertroffen. In seinen Begriffen, von dem, was dem weiblichen Charakter angemessen ist, kommt der Chinese den unsrigen ziemlich nahe. Treue gegen den Geliebten und Gatten, Anhänglichkeit an die Kinder und ein ernstes würdevolles Benehmen sind Eigenschaften, die zur Vortrefflichkeit des Weibes durchaus erforderlich sind. Der Kaiser verleiht Jenen, welche sich in dieser Beziehung besonders ausgezeichnet haben, einen Titel, und beschenkt sie statt mit dem Ehrenknopfe mit einem zierlich geschmückten Krönchen; ihr Name wird in den Zeitungen eingetragen und ihre Verdienste, so wie deren freudige Belohnung, von Seiten des Kaisers veröffentlicht. Die Feder der historischen Erinnerung erweist oft Jenen, welche über den Bereich der Kenntniß-

nahme des Kaisers hinaus wohnen, eine besondere Ehre, indem sie solchen Personen einen Platz unter den ausgezeichneten Frauen der Nachbarschaft einräumt. Selbst Macao, das an der niedersten Staffel der Stufenleiter steht, ist nicht ohne gedruckte und veröffentlichte Denkschriften dieser Art.

Allein die beste Kenntniß von den Ansichten, welche die Chinesen über ihre Frauen hegen, können wir auf der Bühne sammeln. Alles wird uns hier mit einer Treue und Genauigkeit der Ausführung geschildert, welche die scenische Darstellung zum wahren Spiegel des wirklichen Lebens machen und uns beweisen, daß nichts dabei übertrieben oder entstellt ist. In solchen Scenen tritt das Weib immer mit einem Vorrecht geistiger Art auf. Wird sie aufgefordert, an den Staatsangelegenheiten oder an diplomatischen Verhandlungen Antheil zu nehmen, so räumen ihr Tact und ihr richtiger Blick ihr eine Stelle über alle männliche Mitbewerber ein. Oft wird sie dargestellt, als werde sie durch Gewalt, nie aber durch List überwunden, und nur höchst selten sieht man sie, von ihrer Furcht getrieben, nachgeben. Sie scheint sehr oft um die Sicherheit eines Gatten oder Bruders, nie aber um ihre eigene besorgt zu sein, so oft ihre Pflicht sie der Gefahr entgegenführt.

Das Recht der freien Wahl ist der unverheiratheten Tochter versagt, die, nach dem herkömmlichen Gebrauch und der Lehre der Weisen, sich gänzlich den Anweisungen ihres Vaters unterwerfen muß. Der Zufall gönnt ein gegenseitiges Erblicken, Klugheit vermittelt eine Zusammenkunft; nach einigen schnell ausgewechselten freundlichen Worten ist der Entschluß zu einer unzertrennlichen Anhänglichkeit gefaßt und das Mädchen ist fest entschlossen, mit wem sie sich verbinden will. In diesem Augenblicke treten ihr die großartigen, wohl berechneten Plane des Vaters, Großvaters und eines reichen Liebhabers als unübersteigliche Hindernisse entgegen; jeder Funke der Hoffnung scheint erloschen, aber mit Hülfe ihrer getreuen Dienerin wird ein so geschickter Gegenplan angesponnen, daß der Vater überwunden und gezwungen wird, dem Wunsch der Tochter nachzugeben, ohne den Betrug, mit dem man ihn umsponnen, zu entdecken. List ist das eingentliche Element des Chinesen; indessen scheint das Weib, sei es nun zu einem ernsthaften, sei es zu einem komischen Zweck, ihn hierin noch zu übertreffen. Die Breite ihrer Stirn, welche

durch die Anordnung des Haares noch mehr gehoben wird, scheint diese Ansicht zu unterstützen und uns zu beweisen, daß sie an geistiger Begabtheit ihm viel überlegen ist. Freilich ist Alles dieses nur Vermuthung; allein folgende Geschichte beweis't, daß diese Ueberzeugung bei den Chinesen selber feststeht: Mehre von uns wurden eingeladen, einer dramatischen Darstellung in einem der chinesischen Hongs beizuwohnen, und begierig, Alles zu sehen, was über den Charakter des Volkes Licht verbreiten könnte, nahmen wir die Einladung mit Vergnügen an. Einer der chinesischen Herren, die uns eingeladen hatten, sagte uns, wir dürften die komischen Darstellungen, welche man uns vorführen wolle, nicht übelnehmen, weil wir selbst deren Gegenstand seien. Das Stück gründete sich auf einen älteren historischen Vorfall, eine Streitigkeit, welche zwischen den Chinesen und einer der westlichen Nationen ausgebrochen war. Der Anordner dieser dramatischen oder besser historischen Unterhaltung hatte es für gut erachtet, einige Millionen Quadratmeilen fallen zu lassen und diese westlichen Völkerschaften in dem Charakter von Britten zu personifiziren; die Tracht der Schauspieler war eine sehenswerthe Mischung schottischer und englischer, alter und neuer Kleider, Die großsprecherischen und schlecht angelegten Anfälle der Fan-kuei wurden wiederholt durch die überlegene Geschicklichkeit und den Muth der chinesischen Truppen zurückgeschlagen, ganz so, wie es nach ihrer nationalen Eitelkeit auch in der Wirklichkeit gehen sollte. Unter den Geheimräthen und treuen Beiständen des Fan-kuei-Prinzen befanden sich zwei Frauen, die ihm nicht allein den Rückzug anriethen, sondern oft, wenn ihre männlichen Mitkämpfer durch ihre siegreichen Feinde gar übel zugerichtet worden waren, einen ungleichen Kampf auf dem Schlachtfelde bestanden. Als der Kampf endlich entschieden war, führte die siegende Partei die Köpfe dieser beiden unerschrockenen Geschöpfe als die beste Garantie des Sieges, den entschiedensten Beweis und die beste Bürgschaft ihrer männlichen Tapferkeit im Gefechte mit sich nach Hause. Die Verwickelung des Stückes dreht sich darum, daß dem Helden des Dramas diese Häupter entrissen wurden und ein Prätendent falsche Ansprüche erhob, die durch die Intriguen eines lasterhaften Hofes unterstützt wurden. Die Entwickelung oder Katastrophe des Ganzen bildete die Auffindung des wahren Eigenthümers und die Ertheilung der mühsam geernteten

Ehren. Der chinesische Komiker hatte, um die lachende Menge zu ergötzen, nicht vergessen, bei seinem Versuche, den Fankuei lächerlich zu machen, seiner Frau eine besondere Ehre zu Theil werden zu lassen. Er glaubte, daß, wie in China das Weib an edelen Eigenschaften den Mann übertrifft, dies auch bei den Fremden der Fall sein müsse.

Eilftes Kapitel.

Dramatische Unterhaltungen der Chinesen.

Die Chinesen haben, wie bereits früher angedeutet worden, sehr mangelhafte Kenntnisse von baulichen Anlagen und sind deshalb nicht im Stande, ein Gebäude zu errichten, das zu einem öffentlichen Theater dienen, oder auch nur auf diesen Namen Anspruch machen könnte. Ihre Gebäude zur Aufführung von Schauspielen werden, weil sie nur für vorübergehenden Gebrauch bestimmt sind, wie ein Zelt auf dem Felde aufgeschlagen und daher wieder abgerissen, sobald der Vertrag zwischen den Schauspielern und ihren Patronen zu Ende läuft. Sie sind von sehr verschiedener Größe, wenngleich nach demselben Plane eingerichtet, und bestehen aus vier an den Seiten eines großen Vierecks erbauten Flügeln. Auf einer Seite befindet sich die Bühne, welche das Ankleidezimmer und die Plattform für die Schauspieler enthält; auf der entgegengesetzten Seite sieht man eine, den Damen angewiesene große Gallerie, welche ihnen dieselben Annehmlichkeiten wie unsere Frontlogen gewährt. Wir haben hier einen practischen Beweis der chinesischen Höflichkeit, den ein Fremder wohl nicht vermuthen sollte, denn die Front wird als der vortheilhafteste Platz zum Sehen betrachtet. In dem Opernhause zu Rio-Janeiro ist eine große Loge auf der Höhe des Halbcirkels dem Kaiser angewiesen, der, in seinem Stuhle lehnend, einen bequemen Ueberblick der ganzen Scene genießt; dieselbe Ehre wird in China den Damen zuerkannt. Die beiden Seitengallerien sind für Herren bestimmt, welche für ihre Plätze zahlen; die Mitte oder das Parterre ist von Personen jeden Standes angefüllt, welche ohne irgend eine Zahlung zugelassen werden.

Wenn eines dieser Theater sehr groß ist und die Schauspieler von sehr gutem Rufe sind, so befindet sich die Nach-

barschaft in einer freudigen Aufregung und erinnert den Europäer an die Jahrmärkte und andere Volksfeste seiner Heimath. Zur Aufrechthaltung der Ordnung sind an verschiedenen Orten gewöhnliche oder besondere Polizeidiener, jeder mit einem Bündel Bambusstöcke in der Hand, aufgestellt. Bei der allgemein herrschenden Freude und Munterkeit ist Störung durch einen Ausbruch der Leidenschaft wenig zu befürchten; aber alle drängen sich begierig auf den die Sinne fesselnden Platz zu und hemmen so, ohne Jemanden zu nahe treten zu wollen, die Wege und verhindern den Durchgang der den Theilnehmern an der Unterhaltung offen bleiben sollte. Naht eine Dame mit einer Sänfte, so ist die Vermittlung eines Polizeidieners nicht erforderlich, denn die Träger machen sich ihre starken Baßstimmen so gut zu Nütze, daß der Weg ihnen schnell gebahnt wird; wenn aber ein Beamter eine Dame ihre kleinen Füße abmühen und von einer Seite zur andern wackeln sieht, um nur ja zeitig genug anzukommen, springt er ihr entgegen und bemüht sich, ihr einen Durchgang zu verschaffen.

Jede Gelegenheit benutzend, die sich mir darbot, mich mit dem Character der Chinesen bekannt zu machen, ging ich eines Morgens nach dem Frühstück mit meinem Diener, einem Eingeborenen, aus und erreichte die Scene etwa anderthalb Stunden vor Beginn der Vorstellung. Das Erscheinen eines Fan-kuei war unvermuthet, und Einige machten Bemerkungen darüber, ohne jedoch dabei etwas Beleidigendes auszustoßen. Mein Diener zahlte den Preis (einen halben Dollar) und sogleich wurde ich eingeladen, eine schmale wackelnde Treppe hinauf zur Gallerie zu steigen. Die Person, welche diesen Theil überwachte, brachte mir höflich einen Stuhl herbei, weil die Front-Abtheilungen oder Logen deren keine haben, und setzte ihn auf den dem Anblick günstigsten Platz, den er ausfindig machen konnte; während mein Diener, um zu beweisen, daß er sich seines fremden Herrn nicht schäme, dicht hinter mir niedersaß. Meine Nähe bei der Fronte der Loge zog die Aufmerksamkeit der gemischten Menge im Parterre auf, von der Einige versuchten, hinaufzuklettern, um mich zu fragen, welchen Eindruck die Scene auf mich mache. Eine der zur Ordnung bestimmten Personen hatte die Unklugheit diese Neugier zu theilen, und begann, mir eine Menge Fragen vorzulegen, bis der Director erschien und der Unterre-

dung ein Ende machte. Mein Stuhl wurde zurückgerollt, die neugierige Schaar auseinandergejagt, und der arme Mensch, der eben noch so geschäftig fragte, erhielt solche Vorwürfe, daß er scharlachroth wurde und das Blut ihm in Gesicht und Augen schoß. Der Chinese wird einen Hieb mit dem Bambusrohr eher verschmerzen, als einen Tadel, der sein Herz verwundet. Es ist dies ein, zu großen Hoffnungen ermunternder Charakterzug, der sie zu einem in hohem Grade für Lehre und Ermahnung empfänglichen Volke macht. Meine Gefälligkeit, indem ich zuließ, daß mein Stuhl dorthin gesetzt wurde, wo der Director es wünschte, und die Zufriedenheit, die aus meinen Blicken sprach, erwarb mir allgemeine Achtung, an der jeder Neuankommende Theil zu nehmen schien. Ich hatte so eine Gelegenheit zu sehen, daß Popularität eine schöne Sache ist, obgleich ich etwas wohlfeilen Kaufes dazu gelangte.

Die Zuschauer im Parterre sprachen, wie sie gewöhnlich sprechen, wenn sie sich in aufgeregtem Zustande befinden, nämlich so laut sie konnten, und da viele Sprecher aber wenig Zuhörer anwesend waren, so gab es einen Lärm, der mir Ohrenbrausen verursachte. Bisweilen erhielt die Scene einige Abwechselung durch eine Streitigkeit zwischen einem jungen Burschen und einem Polizeidiener. Ersterer wollte der Schauspiele besser ansichtig zu werden, eine der hohen das Dach tragenden Säulen hinanklettern und Letzterer trat diesem Vorhaben hemmend entgegen. Der Bursche hatte sich mit verstohlener Hast, ehe sein Plan entdeckt wurde, etwa bis zur Mitte hinaufgeschwungen; aber als er sich eben wegen seines guten Glückes gratuliren wollte, kam ein langes Bambusrohr mit seinem Rücken und Beinen in enge Berührung und nöthigte ihn schneller sich herabzulassen als er hinaufgestiegen. Einige, anscheinend mehr gegen Hiebe abgehärtet, störten sich nicht daran und erreichten die Balken, wo sie bis zu Ende des Stückes sitzen blieben. Alle Augenblicke erhob sich ein Geschrei, wenn sich Einer auf den Rand der Bühne setzte; allein sein Glück war von kurzer Dauer, denn sogleich fiel das Bambusrohr auf sein schuldiges Haupt hernieder. Die Ruhe und Fassung, mit der diese Täuschungen der Hoffnung und diese Zurückweisungen entgegengenommen wurden, mußten die Bewunderung eines Fremden erregen. Ein zorniger Blick und ein plötzliches Aufschreien war das einzige,

was die Ruhe trübte, welche durch die allgemein vorherrschende Munterkeit schnell wieder hergestellt wurde. Die Logen waren mit Herren in einfachen weißen oder grauen Kleidern besetzt; ein Diener reichte ihnen eine Flasche, einige Erfrischungen, die lange Tabakspfeife nebst dem zierlichen Beutel hin. Verbeugungen und andere Zeichen des Wiedererkennens wurden häufig gewechselt und ich bemerkte, wie Jeder seinem Nachbarn bereitwillig von dem, was er zu seinem eigenen Genusse mitgebracht hatte, mittheilte. Die Anwesenheit so vieler „himmlischen" Damen verlieh dem Schauspiel noch mehr Interesse und bot Gelegenheit genug zur Beobachtung ihrer Gewohnheiten und Sitten dar. Ihr Anzug war von der hier allgemein beliebten Farbe, blau mit schwarzem und mit weißem Besatze. Das Kleid ist um den Hals ziemlich enge anschließend und läßt die Arme zum Theil bloß; diese sind mit Ringen und Armbändern geziert. Aber die größte Sorgfalt war auf die Ausschmückung des Hauptes verlegt, wobei die Herrin und ihre Dienerinnen allen ihren Geschmack aufgeboten zu haben schienen.

Nachdem alle Winkel des Theaters ausgefüllt und alle geselligen Bemerkungen erschöpft waren, eröffneten die ohrzerreißenden Töne der Clarinette, gemischt mit dem lauten Schalle der Gongs und Trommeln, das Vorspiel. Jedes Auge war mit der größten Spannung auf die Bühne gerichtet. In diesem Augenblick war das Gedränge an beiden Eingängen des Parterres so heftig, daß jene, welche der Bühne nahestanden, ungeachtet ihres Widerstandes, indem sie sich an dem Rande der Bühne und ihren Stützen festklammerten, mehre Fuß weit unter die Bühne geschleudert wurden. Da es ihnen dadurch unmöglich wurde, etwas zu sehen, sammelten sie sich, drehten sich um, und gewannen durch gemeinsame Anstrengung ihre Plätze wieder. Dies widerholte sich von Zeit zu Zeit mehrmals während der Vorstellung, so daß das Volk dem auf und nieder wogenden Meere nicht unähnlich war. Bei dem Streite gerieht Keiner in Zorn, mochte er auch bei einer ihn besonders interessirenden Wendung des Stückes sich plötzlich unter die Bühne versetzt sehen, wo er nichts als Pfosten und Balken sehen konnte. — Die erste Person, welche auf der Scene erscheint, ist ein Rechtsgelehrter in seiner Amtstracht, der ein Scepter oder besser einen flachen Stab trägt, welcher statt der Schreibtä-

felchen dient, welche vor Erfindung des Papiers die Höflinge beim Lever oder beim Staatsrathe mitzubringen pflegten. Er geht mit einem abgemessenen, formellen und höchst komischen Schritte über die Bühne und lächelt mit der trefflich wiedergegebenen Selbstgefälligkeit eines Hofmanns. Von Zeit zu Zeit schwingt er sein Scepter oder betrachtet es mit Wohlgefallen, als wenn ihn die Selbstzufriedenheit erfülle, daß er jetzt mit dem „Sohne des Himmels" spreche und sich mit ihm berathe. Nach dieser Pantomime ergreift er eine lange Rolle, die auf den Kaiser hindeutet, und zeigt mehremal mit dem Finger als auf einen Gegenstand seiner höchsten Bewunderung darauf hin. Dies wird als ein Compliment auf den Kaiser angesehen und ein Fremder kann daraus zum Theil entnehmen, was man in China von einem Hofmann erwartet. Wenn dieses vorüber ist, zieht er sich zurück und es folgen die Pa-Siin oder acht Genien in den prachtvollsten Gewändern. Diese treten paarweise an den Rand der Bühne vor, heben ihre in den weiten Aermeln verborgenen Hände empor, beugen sich, knieen, verneigen sich, berühren den Boden mit den Stirnen und wiederholen dann dieselben Ceremonien in umgekehrter Ordnung mit einem unbeschreiblichen Anstand und vieler Anmuth. Nachdem diese Ceremonie gleichfalls beendet ist, sehen sie einander an und treten ab, um ihren Nachfolgern Platz zu machen. Die zwei letzten sind Frauen, welche statt einer Verbeugung einen Knix machen. Diese verschiedenen schönen Ehrfurchtsbezeigungen drücken ihre Dankbarkeit gegen die Patrone des Theaters aus. Die nächste Scene läßt uns einen Blick in das Innere des Kaiserhofes thun; Seine Majestät sitzt, rechts und links von hohen Staatsdienern umgeben, hinter einem kleinen Tischchen. Er ist vorzüglich durch die in seinen Kleidern vorherrschende gelbe Farbe und durch seine Züge, in denen Wohlwollen und Melancholie sich sonderbar vereinigen, erkennbar; eine freundliche Sorgsamkeit für das Gemeinwohl und die vielfachen Mühen der Regierung haben seinem Gesichte diesen traurigen Ausdruck verliehen. Ich habe mehre Kaiser in dieser Art dargestellt gesehen und alle schienen mir einer Familie anzugehören, so sehr ähnelten sie einander in Zügen und Haltung. Ihre Blicke, ihr Benehmen in all seinen Einzelheiten sind das Ergebniß der Berechnung und man kann daraus sehr gut einsehen, wie nach der Ansicht der Chinesen ihr oberster Herr-

scher in seinem Charakter und seinem Benehmen sein muß. Seine Räthe sind bei Besprechungen oft stürmisch und hitzig und bestehen auf ihren Behauptungen; allein er streckt, nicht mit drohendem, sondern mit bittendem Antlitz, seine Hand aus, und sie gehorchen. Er empfängt Depeschen und beantwortet sie eigenhändig mit der Leichtigkeit und Gewandtheit eines an Geschäfte gewohnten Mannes. Bald ist ein Entschluß gefaßt, ob ein Krieg begonnen, ein angreifender Feind zurückgeschlagen oder ein geraubtes Gebiet wieder errungen werden soll; dadurch wird Gelegenheit geboten, eine Schaar von Kriegern auftreten zu lassen, die von dem Wunsche entflammet sind, sich im blutigen Kampfe hervorzuthun.

Dann entwickelt sich das Schlachtfeld vor unsern Blicken, auf welchen die Schauspieler verschiedene Bewegungen ausführen, so daß das Ganze eine auffallende Mischung von Schwänken und Kampfproben abgibt. Nachdem wir dieser Zänkereien und Gefechte herzlich satt waren, kam endlich eine Scene, die wir verstehen und fühlen konnten. Zu unserer Unterhaltung und, ich möchte hinzusetzen, zu unserer Belehrung wurden uns Ereignisse aus dem wirklichen Leben vorgeführt; denn das Leben mit all seinen Wahrheiten wird nachgeahmt; Nichts wird hinzugesetzt, um das Gemälde in ein Zerrbild zu verwandeln, Nichts vergessen, was dazu beitragen könnte, die Aehnlichkeit desto vollkommener herzustellen. Die Züge des Schauspielers, seine Haltung und seine Stimme passen trefflich zu der Rolle, die er darzustellen hat; während durch langjährige Gewohnheit er so tief in den Sinn seiner Rolle eingedrungen ist, daß jede seiner Bewegungen genau ihrer Bedeutung entspricht. Bei dem Umgang mit den höhern und mittlern Ständen der Chinesen glaubt der Engländer etwas Studirtes und Formelles wahrzunehmen; allein auf der Bühne schienen mir Haltung und Bewegungen mit wenigen Ausnahmen, deren Sinn, wenn auch abweichend, doch nicht unverständlich ist, durchaus englisch zu sein. Wenn z. B. Jemanden es nicht gelingen will, einen Andern durch Beweisgründe zu überzeugen und zu etwas zu verleiten, schwankt er mit der offenen Hand auf ihn zu, als wolle er sein Mißfallen oder seine Verachtung, besonders wenn Jener ihm den Rücken zukehrt, an Tag legen. Eine andere Bedeutung liegt in dem Heraufstreifen der Hemdärmel; man will dadurch seine Bereitwilligkeit zeigen, etwas zu unternehmen,

wenn auch die bezügliche Handlung ganz mit Worten abgemacht wird. Geht ein Mann von hohem Range vielleicht mit der Absicht um, eine Prinzessin zu heirathen, so begibt er sich in Gesellschaft eines gewandten Freundes, welcher die Werbung für ihn eröffnet, zu Hofe. Der Freund aber fällt nicht gleich mit der Thür in das Haus hinein, sondern bedient sich mancher weitschweifigen Redeweise, um auf festen Boden zu treten. Voller Ungeduld streift der große Mann seine Aermel herauf, stolzirt von einer Seite zur andern und läßt durch die deutlichsten Handlungen merken, daß, wenn die Sache von ihm allein abhänge, er sie in kurzer Zeit in's Reine bringen würde. Wenn er nicht länger mehr zurückhalten kann, so kommt er aus seiner Verschanzung hervor und ist eben auf dem Punkte mit seiner Erklärung hervorzutreten, als er von seinem verschmitzten Gönner hartherzig zurückgeworfen wurde und sich aufs Neue dieser Qual, die er selbst sich auferlegt hat, unterwerfen muß. Die Unterredung der Prinzessin mit dem Hofmann dauert einige Zeit lang; aber der Ungestüme drückt sein Mißfallen über diese Verzögerung mit einem so wechselnden Reichthum von Gebärden und Pantominen aus, daß das Auge des Schauens nicht müde wird, während der Geist geneigt ist, diese Leidenschaft für eine wahrhaft empfundene zu halten. Es ist nicht leicht, den Zusammenhang aller dieser Scenen mit den früheren zu erkennen, obschon sich bisweilen der Faden derselben verfolgen läßt, der zu beweisen trachtet, daß oft geringfügige Umstände zu Ergebnissen von hoher Wichtigkeit führen. Ein kleines Täfelchen wird an einem der der Bühne gegenüberstehenden Tragepfeiler aufgehängt, welches in räthselhafter Sprache auf die zu erwartende Scene vorbereitet, ohne daß man aber eine Verkettung der verschiedenen Ereignisse unter einander daraus zu entnehmen im Stande wäre. Manche derselben sind indeß in sich vollendet und vielleicht in derselben Absicht wie eine Episode in ein Epos eingeschaltet, nämlich, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers anzufachen. In einer dieser Scenen tritt ein Charakter auf, der sehr dem Helden des Lustspieles: „Wo soll ich zu Mittag speisen", ähnlich ist. Er ist beinahe dem Hungertode nahe und trachtet nach einer glücklichen Gelegenheit, sein Verlangen nach einer guten Schüssel zu stillen. Unterwegs trifft er mehre Handwerker an, erbietet sich, an ihrer Arbeit theilzunehmen, in der Hoffnung, auch

ihr Mahl zu theilen; aber ungleich der gewöhnlichen Handlungsweise der Chinesen verzehren sie ihre Speisen, ohne ihm nur einen Bissen anzubieten. Ohne sich dadurch entmuthigen zu lassen, wendet er sich an einige Priester, die eben ihre Tasche auf Kosten eines freigebigen Wohlthäters gefüllt haben. Um ihre Freundschaft zu gewinnen, zeigt er sich bereit, ihnen bei einer wichtigen Unternehmung Hülfe zu leisten; sie nehmen sein Anerbieten mit der größten Bereitwilligkeit an, leeren aber, auf höchst unartige Weise ihre Schüsseln, ohne ein Korn Reiß für ihn übrig zu lassen. Die Verlegenheit des Hungernden, seine Klugheit und Ausdauer, um nur die geringste Nahrung zu gewinnen, wurden mit solcher Wahrheit und mit solchem Gefühle dargestellt, daß man kaum glauben konnte, den Eingeborenen eines Landes vor sich zu sehen, dessen Bewohner wegen ihrer Sonderbarkeiten bekannt sind.

Die Scenerie war ganz unwesentlich, weil die chinesische Bühne sich noch ziemlich in demselben Zustande befindet, worin Thespis die athenienſische zurückließ; dagegen waren die Costüme von ausgesuchter Pracht und das Spiel im Allgemeinen so vollkommen, daß auch das schärfste Auge keinen Verstoß erblicken konnte. Die Aufführung dauerte etwa sechs Stunden, ohne eine Pause; allein mit so großem Interesse schienen Spielende wie Zuschauer dem Stücke zu folgen, daß weder die Einen noch die Andern ermüdet waren. Da ich mehre Stunden lang in diesem heißen Lande, in unveränderter Lage auf einem harten Stuhle zugebracht hatte, so war ich sehr froh, als das Täfelchen zum letzten Male herunter genommen wurde.

Einst lud mich ein Handelsmann ein, einer andern Darstellung beizuwohnen, die wegen der Pracht der I-fukh oder Anzüge besonders interessant zu werden versprach. Da das Theater sich in einiger Entfernung von den englischen Factoreien befand, so nahmen wir ein hübsches Boot und glitten sanft, den Ufern des Flusses entlang, dem zum Schauplatz gewählten Orte zu. Mein Begleiter verständigte sich mit den Aufsehern und ich bestieg die Leiter, fand aber die Gallerie so besetzt, daß keine gute Stelle ausfindig zu machen war. Ich nahm daher, die Mütze auf dem Kopf, den ersten besten Platz ein, der sich mir darbot; kurz nachher fiel es mir aber ein, aus Artigkeit gegen die Gesellschaft, meine Mütze abzunehmen, und zwar wo möglich unbesehen. Es entging aber ihrer Aufmerksamkeit nicht, sondern ein Mur-

meln des Beifalls umgab mich von allen Seiten; so empfänglich ist das Volk für die geringste Ehrenbezeugung, die ihm von einem Fremden widerfährt. Ich fand, daß der Ruf in Bezug auf die Kleider nicht übertrieben war, denn an Schönheit übertrafen sie alles Lob und alle Beschreibung. Die erste Scene bezweckte das Glück und den Glanz der die obern Sphären bewohnenden Wesen, sowie die Sonne, den Mond und die Elemente in sonderbaren Personificationen, welche jene umschweben, vorzuführen. Der Mann, welcher die Sonne vorstellte, hielt ein rundes Bild der Sonnenscheibe und das Weib, welchem der Mond zugetheilt worden, einen Halbmond in Händen. Die Schauspieler gaben sich sehr große Mühe, die Conjunction und Opposition dieser himmlischen Körper bei ihrer Umwälzung in ihren anscheinenden Bahnen anschaulich zu machen. Der Donner schwang eine Axt und hüpfte und sprang in den sonderbarsten und verschiedensten Bewegungen umher. Der Herrscher, welcher durch Vermittelung einer Bergnimphe so hochgeehrt wurde, daß er Einlaß in den Wohnungen der Seligkeit empfing, fängt an einzusehen, daß selbst das höchste Glück den Sterblichen nicht vor den gewöhnlichen Unfällen dieses schwachen Lebens sichern kann. Ein verderbter Höfling verhüllt sich in eine Tigerhaut und ahmt unter dieser Bedeckung das Thier selber nach. Er stürzt in die innersten Gemächer der Damen, erschreckt sie auf's Höchste und wirft den Thronerben in den Graben. Die Schwestern eilen zum Könige, fallen vor ihm zu Boden und erzählen die traurige Kunde, daß ein Tiger den jungen Prinzen, welcher als der Sohn jener obenerwähnten Nimphe erscheint, weggeschleppt hat. Dieser Verlust geht dem unglücklichen Monarchen so zu Herzen, daß er der Welt entsagt und einen Nachfolger zu ernennen gedenkt. Durch den Einfluß eines listigen Weibes gelenkt, erwählt er einen jungen Mann, der gerade Verstand genug hat, um zu wissen, daß er ein Narr ist. Kaum ist die Uebertragung der Krone festgesetzt, als der unglückliche König stirbt und dem Schwachsinnigen der „goldne Kranz" aufs Haupt gesetzt wird. Statt aber über seine Erhebung hoch erfreut zu sein, beweint der Tölpel sein Loos mit den ungeschicktesten Klagen. Er fühlt sein Unvermögen und ruft aus: „Was soll ich machen?" mit solchen bemitleidenswerthen und dennoch so spaßhaften Aeußerungen, daß der Zuschauer nicht weiß, ob er weinen oder lachen soll.

Der Hofmann, welcher den Thronerben geraubt und des Vaters Herz gebrochen hatte, findet in dem neuen König ein geeignetes Werkzeug zur Ausführung seiner verrätherischen Pläne und stürzt das Reich in eine Untiefe bürgerlicher Zwietracht im Innern und verheerender Kriege von Außen.

Im Verfolge sehen wir einen Auftritt, der noch lebendig vor meiner Seele steht. Die Aussöhnung zwischen diesem Hofe und einem fremden Prinzen beruht auf der Auslieferung einer schädlichen Person. Der Schwiegersohn derselben wird mit dem darauf bezüglichen Briefe beauftragt, kehrt nach Hause zurück und verkleidet sich, um sich verbergen zu können. Wie er den Hof des fremden Monarchen erreicht, gewahrt er, daß er den Brief beim Umwechseln der Kleider hat fallen lassen, und, ohne Beglaubigungsschreiben entgeht er nur mit Mühe dem Verdacht, ein Spion zu sein. Er eilt zurück, verlangt seine Kleider, schüttelt sie mit ängstlicher Erwartung aus, allein kein Brief erscheint. Er wirft sich heftig auf den Stuhl, während sich in seinen Zügen ein unbeschreiblicher Ausdruck der Seelenqual und der Verzweiflung abspiegelt, welche die Wirklichkeit nicht besser vergegenwärtigen konnte. Aber während jedes Auge auf ihn geheftet ist, ruft er der Magd und fragt sie, ob sie nichts von dem Briefe wisse; sie antwortet, sie habe ihre Herrin einen Brief lesen hören, dessen Inhalt der und der sei. Die Herrin saß nicht weit von ihm und gab eben dem Kinde die Brust: und sobald er sich überzeugt, daß der Brief sich in ihrem Besitze befindet, betrachtet er sie mit einem solchen Lächeln auf den Wangen und solchem Feuer in den Blicken, daß der ganzen Versammlung ein Seufzer der Verwunderung entging; denn die Chinesen legen ihre Bewunderung nicht durch Klatschen, sondern einen Ton aus, der zwischen dem Seufzen und dem Stöhnen liegt. Der Zweck des Mannes war, der Frau den Brief zu entlocken, wozu dies Lächeln als ein Vorspiel diente; denn nun nimmt er einen Stuhl, setzt ihn daneben, legt eine Hand sanft auf ihre Schulter, tändelt mit der andern mit dem Kinde in einer so natürlichen ungezwungenen Weise, daß man sieht, wie die Natur das Herz des Menschen überall gleich geschaffen hat. Seine Bemühungen sind jedoch alle vergebens; denn wenn gleich eine Chinesin ihr Herz dem Gatten schenkt, so hat sie doch

zu viel Beständigkeit, um einen Verwandten zu verrathen oder ihre Ehre zu opfern.

Die Moral der chinesischen Bühne ist vortrefflich. Die Tugend leidet und ist nicht immer glücklich, aber das Laster, ob es auch eine Zeit lang des Glückes sich erfreut, findet zuletzt immer seine Bestrafung. Es ist die tadelloseste aller Volksbelustigungen, die ich hier oder anderwärts irgend kennen gelernt habe. Diese Bemerkung bezieht sich indeß auf die Theater der bessern Sorte, deren Gesellschaft oder deren Patrone ehrenwerthe Leute sind; über die Art und Weise untergeordneter Darstellungen, besonders wenn sie bei Nacht gespielt werden, kann ich aus eigener Beobachtung nicht urtheilen, befürchte aber, daß sie durch die Nationallaster entwürdigt sind. Einem Reisenden sind diese Aufführungen sehr zu empfehlen, weil er dadurch in das Innerste des häuslichen Lebens blicken kann, weil ihre Zimmer uns mit allen Verrichtungen und Vergnügungen der Einsamkeit und Zurückgezogenheit enthüllt werden. Um ihre Gemälde recht getreu und ähnlich zu machen, sind sie bei allen Scenen sehr umständlich und es ist erstaunlich, alle die kleineren in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängten Vorfälle zu sehen. Die Proben werden nur oberflächlich veranstaltet; der Direktor nimmt dabei seinen Platz hinter einem Vorhange ein und ruft, ein Buch in Händen haltend, jeden Spielenden der Reihe nach auf und macht sie in der Kürze auf ihre Rollen aufmerksam, indem er sie eine Stelle mit Nachdruck oder mit einer besondern Gebärde beim Spiel sagen läßt. Der Gesammtcharakter der chinesischen Bühne ist kurz der, daß die Scenerie erbärmlich, die Moral im Allgemeinen gut und das Spiel Allem, was nur im Westen in dieser Beziehung gesehen werden kann, gleichkommt, wo nicht gar es übertrifft; denn ihr Vorzug besteht in einer wunderbaren Treue und Wahrheit in all den feinsten Schatten des Wechsels bis zu den kleinsten Theilchen zu.

Zwölftes Kapitel.
Der Ackerbau bei den Chinesen.

Wollte ich behaupten, der Ackerbau befinde sich bei den Chinesen in einem Zustande unentwickelter Einfachheit, so


16.
F. W. Schoeler in Crefeld

würde ich den Leser irre führen, wenn ich auch vielleicht Jeden auffordern könnte, diese Behauptung zu widerlegen. Allgemeine Angaben sind für den Verfasser wie für den Leser sehr leicht, weil sie von beiden Seiten wenig Nachdenken oder Unterscheidung verlangen; aber gewöhnlich bleibt man dabei eben so klug als man gewesen. In Bezug auf den chinesischen Ackerbau glaube ich aber sagen zu können, daß er viele Spuren seines ursprünglichen Zustandes an sich trägt, besonders wenn wir die angewandten Werkzeuge berücksichtigen. Der Pflug besteht aus Baum, Handgriff und Schar, mit einem holzernen Stamm und hinten eine Unterstützung, durch welche die Erde an den Seiten geebnet wird.

(Siehe Zeichnung Nr. 15.)

Die Form der verschiedenen Theile und die rohe Zusammenfügung derselben zeigen deutlich, wie sich die Kunst bei ihren Anfängen entwickelte. Aber der Pflug entspricht seinem Zwecke, nämlich den Boden aufzuwühlen; darauf, daß die Scholle hübsch in gleichmäßiger Höhe an den Seiten aufgeworfen werde, wird bei ihnen nicht geachtet. Der Chinese ist oft genöthigt, unter Wasser zu arbeiten und es würde sich daher nicht gut mit den Schönheitsbegriffen vereinen lassen, auf alles dieses Rücksicht zu nehmen. In Großbri-

(Siehe Zeichnung Nr. 16.)

tannien kommen Anlage-Kapital und Wissenschaft dem Landwirthe zu Hülfe, und es ist uns dadurch nicht allein eine große Verschiedenheit der Verfahrungsweisen, sondern auch eine nirgend anders übertroffene Zweckmäßigkeit und Kürze der Arbeiten an die Hand gegeben. In China ist Nützlichkeit das Einzige, wonach man trachtet; auf eine schöne Form wird keine Rücksicht genommen, denn ein nur halb cultivirtes Volk ist leicht geneigt zu glauben, daß alles dem Auge Angenehme leicht zu entbehren ist. Die Egge auf unserer Zeichnung ist von etwas wohlgefälligerer Gestalt, mit drei Reihen Zähnen und einem Griff versehen, worauf der Arbeiter sich stützt, der sich, um dem Werkzeug mehr Schwere zu verleihen, auf dasselbe stellt. Bei uns ist der Zweck der Egge: den Boden möglichst fein zu zertheilen; die Chinesen beabsichtigen aber nicht bloß die Erde zu pulverisiren, sondern sie auch im Wasser so zu zertheilen, daß eine gleichartige Auflösung entsteht, weil der Reiß am Besten im Schlamme

gedeiht, oder von Pflug und Egge gehörig verarbeitet und mit dem erforderlichen Miste vermengt worden.

Angeschwemmte Stellen eignen sich am Besten zum Anbau des Reißes. Der Boden wird durch die von den Bergabhängen herabstürzenden Ströme fortgerissen und an ihrem Fuße abgesetzt, wodurch das Thal erweitert oder ein Delta gebildet wird. Dadurch entsteht ein für den Anbauer sehr geeigneter Ort und derselbe Fluß, der zur Anschwemmung des Ackers diente, bietet auch das nöthige Wasser um die Ufer und Schluchten zu tränken. So wird die Wiese durch eine einfache und schöne Fürsorge der Natur hervorgerufen und durch dieselbe Ursache bewässert. Die Felder sind durch hübsche Erdwälle abgetheilt, an denen oft Bächlein, in deren klaren Wellen im Sommer sich muntere Fischchen sonnen, vorübergleiten.

Bei der Anlage eines Reißfeldes wird in einem sehr gut gedüngten Winkel der Same sehr dicht ausgestreut, von wo die Pflanzen, wenn sie etwa eine Höhe von zehn Zoll erreicht haben, herausgenommen werden. Dieser Gebrauch ist ein sehr kluger, weil der Same, wenn eng gestreut, besser gedeiht, als wenn die Samenkörner weit von einander fallen; der lebenslustige Spruch: „Je mehr, desto besser", ist hier sehr gut angebracht. Das Keimen ist mit dem chemischen Wechsel oder der Gährung der Bestandtheile des Kornes verbunden, deren Heftigkeit von der Wärme des Ganzen abhängig ist. „Wenn Zwei zusammen liegen, so haben sie Hitze; wie kann aber Einer allein warm sein?" Eccles. IV. 11. Nachdem das Feld gehörig bearbeitet ist, werden diese Schößlinge herausgehoben, indem man mit einer Art Pflugschaar unter ihren feinen Wurzeln hinfährt; sie gleichen alsdann dem Schilfe, und werden in Körben fortgeschafft. Die mit dem Verpflanzen beschäftigten Leute nehmen auf den linken Arm ein Bündel und etwa in die Rechte eine Handvoll und setzen diese in dem Schlamme ein. Durch den Gebrauch sind sie in dieser Arbeit so geübt, daß sie ihnen mit großer Schnelligkeit von Statten geht und ein Mann, bei mäßigem Kraftaufwand im Stande ist, in der Minute zwanzig bis fünfundzwanzig Pflanzen einzusetzen. Sie sind genöthigt, dabei eine gerade Linie im Auge zu halten, obgleich sie, weil sie den Kopf immer zur Erde neigen, nach keinem bestimmten Punkt sich richten können, wodurch diese Linien demnach sehr



oft krumm werden. In einem Bande der chinesischen Encyclopädie werden zwei Leute dargestellt, welche sich bemühen einander zuvor zu kommen, indem diese Beschäftigung sehr leicht Wetteifer hervorzurufen geeignet ist. An einem nahen Baume wird ein Gong aufgehangen, das von einem Manne, anscheinend dem Obmanne, geschlagen wird. Die Streitenden sind genöthigt, indem sie in Cadenzen nach den Streichen der Trommel voranlaufen, jedes Mal nach der Pflanze zu greifen. Das Heitere bei diesem Spiel beruht nun darin, daß Jeder trachtet, den Andern durch Scherze und komische Geschichten von der Arbeit abzuhalten. Der Chinese ist von Natur ein großer Liebhaber der Munterkeit, und ein Fremder bahnt sich den Weg zu seinem Herzen, wenn er seiner Neigung zu Scherzen und losen Streichen nachgiebt.

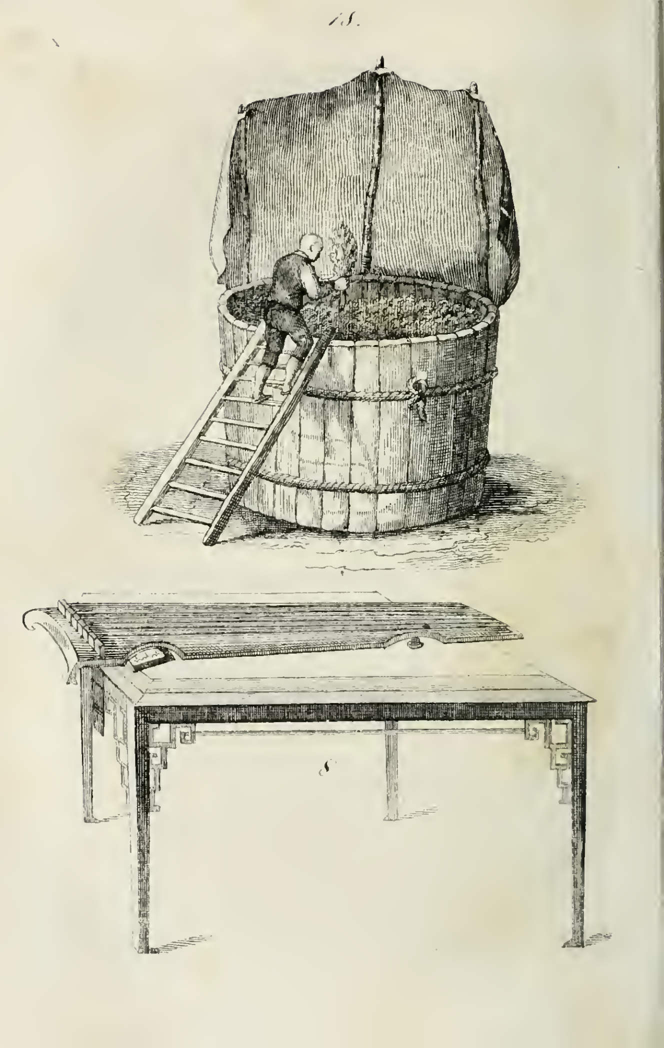
Der Reiß muß während seines Wachsthums zwei oder dreimal aufgehackt werden, was mit einem Geräthe geschieht, welches tiefer wie die bei uns gebräuchliche Hacke einschneidet und wegen der Kürze des Griffs in einer sitzenden Stellung gehandhabt werden muß. — Während das Korn reift, beschäftigt sich der Landmann mit dem Bewässern der Pflanze. Das Wasser wird durch verschiedene Kanäle und Abläufe aus einem benachbarten Flusse oder einer Sammelgrube in das Feld geleitet, um den Mangel einer erfrischenden Regenschauer zu ersetzen. Vermittels eines Wasserrades oder eines Schöpf-Eimers wird das Wasser in die Kanäle gebracht. Ersteres erhebt das Wasser durch eine Menge von Schaufelbrettern, die sich in einen Trog ausleeren und das Wasser mit sich reißen. Es ist nach dem Prinzip unserer Kettenpumpe gebaut, durch welche das Wasser auch mit einer Menge von Eimern emporgetragen wird; statt des Eimers ist es aber hier ein einfaches Brett, das, weil es ganz die Breite des
(Siehe Zeichnung Nr. 17.)
Kanals hat, das Wasser bequem darein ergießen kann. In der That bilden der Boden, die beiden Seitenwände und die beiden Querbretter des Rades jedesmal eine Art Eimer. Unsere neu erfundene Methode, das Wasser mittels eines das Rad umlaufenden Kragens zu erheben, ist nur um ein Wenig vervollkommnet. Die Anwendung des Eimers, der von zwei Leuten in der Schwebe gehalten wird, ist sehr alt und entspricht seinem Zwecke, das Wasser auf eine einfache und schnelle Weise herbeizuschaffen, viel besser als man es

glauben sollte, wenn man sich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt hat. Jeder von ihnen faßt zwei Schnüre, füllt den Eimer, indem er ihn untersinken läßt, hebt ihn durch Anziehen derselben empor und leert, durch eine schnelle Wendung der Hand, seinen Inhalt in den Eingang des Kanals oder Feldes, so wie man es in der Zeichnung dargestellt sieht, wo verschiedene Leute beschäftigt sind, das neben den Wurzeln emporsprossende Unkraut zu entfernen. Man wird dabei lebhaft an die schöne Bibelstelle erinnert: „Er soll das Wasser aus seinen Eimern gießen und sein Same wird in vielen Wassern sein.“ Die Leitung des Wassers nach seinen verschiedenen Bestimmungen ist uns von Homer trefflich in folgenden Versen geschildert:

„Wie wenn ein wässernder Mann von des Bergquells dunkelem Sprudel
„Ueber Saat und Gärten den Lauf dem Gewässer daherführt,
„Und mit der Hack' in den Händen den Schutt wegräumt aus der Rinne;
„Jetzo strömt es hervor und die Kieselchen alle des Baches
„Werden gewälzt; u. s. w.“

Ilias, XXI. Ges. 257—261. V.

Gegen Mittsommer ist der Reiß reif und es bietet einen angenehmen Anblick dar, wenn er, durch seine gelbliche Farbe, den Schnitter zur Erndte einladet, der dann mit einem unserer Sichel ähnlichen Instrument ihn abzuschneiden beginnt. Ein Anderer nimmt die Bündel, so oft sie von dem Schnitter niedergelegt werden, auf und schlägt damit gegen die Wände einer Tonne, eine möglichst vereinfachte Manier (Siehe Zeichnung Nr. 18.) zu dreschen. Eine Hälfte der Tonne ist von einem Vorhange umgeben, damit die Körner nicht vom Winde weggeweht werden. Nicht alle Arten Reiß werden jedoch in dieser Weise behandelt, denn oft wollen die Körner nach einem, solchen summarischen Verfahren ihre Zellen nicht verlassen; in diesem Falle werden die Halme auf eine Tonne gebracht und mit einem ganz dem unsrigen ähnlichen Flegel gedroschen. Doch wenn auch die Flegel in England und China der Form nach große Aehnlichkeit mit einander haben, so ist doch in der Art ihrer Handhabung ein bedeutender Unterschied. Der



Chinese dreht einfach den Schwengel um, als hätte er eine Peitsche in der Hand, während der kräftige Knecht in unsern Scheunen denselben über seinen Kopf in eine umschwingende Bewegung setzt, um die Schnelligkeit noch mehr zu beschleunigen. In dem einen Falle ist es eine Fertigkeit, wie Jeder wissen wird, der in das Geheimniß eingeweiht ist, im andern gar keine. Die Tenne oder der Dreschboden wird mit Tschuman, einer Mischung von Kalk und einem andern Bindemittel überzogen; hierauf wird der Reiß zum Wannen und nöthigenfalls zum Dreschen ausgebreitet. Beim Einerndten des Reißes, wobei die mindeste Erschütterung hinreicht, um die Körner zu lösen, geht sehr viel verloren und wo nur ein Bündel gelegen hat, findet man auf dem Felde ein kleines Häufchen Körner. Es schien mir dies so unverträglich mit der bekannten chinesischen Sparsamkeit, daß ich mir einst erlaubte, den Arbeiter darauf aufmerksam zu machen, der mir aber sagte, dies werde den Armen zurückgelassen. Ich glaube aber gar nicht, daß Großmuth die Ursache davon war und unser Aehrenlesen scheint bei ihnen wenig gekannt zu sein. Auch habe ich keinen Armen die Gelegenheit benutzen sehen, und kaum ist die Erndte eingesammelt, so beeilt sich auch der Eigenthümer den Boden auf's Neue umpflügen zu lassen, um eine zweite Einsaat vorzubereiten

Bisweilen wird auf dem Felde eine zweite Reißanlage gemacht, doch pflegt man in der Nachbarschaft von Macao die Felder mit Vegetabilien, wie mit Kartoffeln, Pe-thei, einer Art Raphanus, die im Wachsthum einer Rübe ähnlich ist, mit Zwiebeln u. s. w. zu bepflanzen. Bei der Oekonomie der Chinesen in Bezug auf den Anbau und bei der stäten Bearbeitung des Bodens mit Pflug und Karsten scheint es nie nöthig zu sein, die Aecker brach liegen zu lassen, und das Land liefert, ohne die mindeste zeitweise Ruhe zur Vertilgung des Unkrautes oder zur Ansammlung neuer Kräfte zu genießen, ein Maximum des Ertrages. Während die Vegetabilien auf dem Acker wachsen, wird er mit einer fruchtbringenden Mischung, die den Boden zugleich befeuchtet und verbessert, besprengt. Der Gebrauch, die Unreinlichkeiten einer Stadt in geräumigen Gruben dem Einfluß des Wetters auszusetzen und einige Theile an der Sonne austrocknen und sich verzehren zu lassen, schien mir anfangs nutzlos zu sein; nach reiflicher Ueberlegung und vielseitiger Nachfrage haben

sich aber seitdem meine Ansichten geändert, und ich bin geneigt, die Chinesen im Rechte zu halten. Indem ich aber dies zugestehe, möchte ich doch auf jeden Landwirth eine Taxe im Verhältniß des von ihm bebauten Bodens als eine Art Vergütung dafür festsetzen, daß er die ganze Atmosphäre mit Düften vergiftet, die man mit Ausnahme des Pallastes von Rio Janeiro nirgend anders antreffen möchte. Ich schlage vor, daß diese Summe zum Ankauf von Weihrauch verwendet werde, den man von Zeit zu Zeit zum allgemeinen Besten anzünde!

Dreizehntes Kapitel.

Medizinische Gesellschaft.

In diesem Kapitel wollen wir uns auf die Erfolge dieser Gesellschaft in der Würdigung des chinesischen Charakters, wie sie in den Krankenhäusern von Canton erzielt wurden, beschränken. — Wie oft ist behauptet worden, daß die Chinesen beim Anblick von Blut zitterten und vor dem bloßen Namen einer Operation zurückbebten und doch gibt es kein Volk, das dergleichen mit größerer Geduld und Standhaftigkeit sieht und erträgt. Als das Spital zu Macao mehre Monate lang offen stand, wurde es von Chinesen besucht, die in mehr als einer Hinsicht nicht als die besten Bewohner des Landes bekannt waren; aber an einem der Operationstage saß eine zahlreiche Reihe von Personen auf einer Bank, Andere ließen sich an den Stuhl des Operateurs, oder auf seinen Tisch festbinden und zwar sämmtlich nach ihrer Reihenfolge auf den Bänken. Nur einiges Geschrei ließ sich vernehmen, obgleich Manche furchtbar litten, wie dann und wann ein tiefer aber halb erstickter Seufzer oder Ausruf dies erkennen ließ. Die Art, wie diese Operationen im Großen abgemacht wurden, war mit gebührender Feierlichkeit begleitet; der Wundarzt verfuhr mit gewohnter Festigkeit und Umsicht, und die Reihe der Patienten unterbrach nur bisweilen das tiefe Schweigen durch eine ihren eigenen Unfall betreffende Bemerkung. Am untersten Ende hatte sich eine eingeborene Dame von sehr angenehmem Aeußern niedergelassen, ohne der Etiquette gemäß eine Einladung abzuwar-

ten. Als nun der Operateur sich ihr näherte, hörte ich sie sagen, ihre Augen seien noch nicht besser. „Nun," sprach der Wundarzt, „das ist Verstellung, denn sie sagte mir, als ich sie diesen Morgen fragte, sie seien besser." Die Ursache dieser Veränderung ihrer Angaben stellte sich nach der Beendigung der Operationen heraus, als sie mit wohlerheucheltem Erstaunen fragte, ob denn nichts an den Augen geschnitten würde. Die Antwort lautete, es bedürfe dessen gar nicht indem die ihr verschriebenen Mittel, wenn sie vorschriftsmäßig angewendet würden, den Fehler ganz beseitigten. Das genügte ihr aber keineswegs, denn sie hatte gesehen, daß Diejenigen, welche die Schmerzen nicht scheuten, geheilt wurden und das Spital verließen, während sie noch immer in Behandlung blieb; sie war deshalb nach reichlicher Ueberlegung zu dem Schluß gekommen, daß eine schnelle Hülfe wohl einigen Schmerz, sei er auch im Augenblick noch so heftig, wohl werth sei. Als ich später meinen Freund wiedersah, sagte ich zu ihm: Die Dame mochte wohl am Ende recht haben; denn da sie von starkem Körperbau ist, so hätte man leicht ihre Augenlider nach oben kehren und mit Vortheil einen Einschnitt machen können." „Ich bediene mich, erwiderte er, „nie der äußersten Mittel, so lange mildere ausreichend sind; hätte ich aber daran gedacht, so hätte ich ihr ihren Willen gethan." Sie hatte sich bemüht, ihre Unzufriedenheit hinter einem liebenswürdigen Lächeln und einer unter ihren Landsmänninnen selten anzutreffenden Sanftheit der Züge zu verstecken; aber dennoch merkte ich, daß diese Unzufriedenheit sehr groß war. Zu Canton hatte ein anderes Frauenzimmer eine ungeheure Geschwulst am Handgelenk, die sich sogar über einen Theil der Hand und des Vorderarms erstreckte. Durch die Verletzung dieser Theile hatte die ganze Gesundheit der Patientin so sehr gelitten, daß sie zwischen Leben und Tod schwankte. Die Abnahme des Armes war das einzige Mittel, ihr Leben zu retten, allein auf diesen Vorschlag wollte sie nicht eingehen, weil sie keine Freunde habe, die ihr beiständen u. s. w.; endlich sagte sie zu dem Arzte, wenn er ihr hundert Dollars gebe, so solle er das Vergnügen haben, das Glied abzuschneiden. Es scheint, daß das arme, abgezehrte und aller Vermuthung nach dem Tode nahe Geschöpf also gerechnet haben mußte: Wenn ich meinen Arm verliere, so wird mein Mann mich gewiß ver-

achten; wenn ich den Doctor, dessen Güte gleich der See und den großen Bergen, bewegen kann, mir hundert Dollars zu schenken, so kann ich meines Gatten Liebe erkaufen, oder wenn mir dies nicht gelingen sollte, so weiß ich, wovon ich leben kann." Dieser Vorschlag erregte den Unwillen der Anwesenden, welche glaubten, Furcht halte sie zurück, in das einzige Mittel einzuwilligen, das ihr Leben zu retten vermochte; allein diese Zumuthung wies sie mit den stärksten Zeichen und Ausdrücken der Verachtung zurück, als wenn Furcht das letzte wäre, was ihr in den Sinn kommen könnte; und wirklich, als ich kurz nachher der wirklichen Abnahme des Armes beiwohnte, war ich Zeuge, daß sie ihre Worte durch die That bewährte. Nur eines schien sie zu schmerzen, daß man ihr nämlich nicht gestatten wollte, den Bewegungen des Messers des Operateurs mit den Blicken zu folgen. Ihr Gatte, ein schwächlicher, junger Mann, saß während der Operation in dem Saale in rührender und gedankenvoller Stellung und erhob nur bisweilen den Blick, um einen vorübergehenden Diener zu fragen, ob Alles vorüber sei. Seine Ehegattin, welche seiner Güte Unrecht gethan hatte, erlangte bald die Farbe der zurückkehrenden Gesundheit wieder, ein freundliches Lächeln ersetzte die melancholische Regungslosigkeit ihrer Züge; und als ich sie zuletzt besuchte, waren sie und eine ihrer Leidensgefährtinnen sehr erfreut, den Stoff meines Winterrocks untersuchen zu dürfen, eine Gunst, die ihnen von Fremden selten gewährt wird und welche sie deshalb desto höher zu schätzen wußten.

Wir sind von jeher daran gewohnt gewesen zu hören, daß die Chinesen nicht allein eine große Abneigung gegen Vorfälle haben, bei denen Blut vergossen, sondern auch einen tiefwurzelnden Widerwillen und Mißtrauen gegen die Fremden hegen. Nach dem, was wir in dieser Beziehung in manchen Schriften lesen, sollte man glauben, die Chinesen würden es vorziehen, unter der gerechtfertigten Sorgfalt eines Eingeborenen zu sterben als aus den Händen eines Fremden die Gesundheit entgegenzunehmen. — Ein Blick in eines unserer Krankenhäuser würde den Wißbegierigen sogleich überzeugen, daß solche Behauptungen sich nur auf Vermuthungen, Hörensagen oder persönliche Ansichten stützen, die vor der ernsten Forschung nicht bestehen können. Ganze Schaaren kann man dort sehen, die auf das Wort des Arztes wie auf

Worte des Himmels lauschen, und ihn gleich einem Wesen ansehen, das, um der leidenden Menschheit Genesung und Wohlsein zu bringen, aus den Regionen der Seligen herniedergestiegen sind. „Er ist wie ein Gott", sagte ein kluger Indianer, der viel mit Europäern verkehrt hatte, „denn er ist ohne Unterlaß beschäftigt." War das Compliment auch unverdient, so war doch der Gedanke ein erhabener; nennt doch die heilige Schrift eine rastlose Thätigkeit unter den Attributen der Gottheit! Allein nicht bloß die Armen (die oft durch die Noth getrieben werden, von einem Fremden Hülfe zu begehren, weil die Hand des Bruders sie ihnen versagt, bedienen sich der Unterstützung, die ihnen durch das Spital dargeboten wird, sondern Personen von Rang und Stand sieht man oft, von einem ganzen Dienerschwarm umgeben, sich mit den niedern Classen vermischen, und geduldig abwarten, bis die Zeit es dem Arzte gestattet, zu ihnen zu kommen. Unter den Patienten dieser Gattung befand sich auch ein Offizier aus dem stehenden Heere, der uns bald zu erkennen gab, daß er besser mit den Bequemlichkeiten und dem Ueberflusse des vornehmen Lebens als mit den Beschwerden des Kriegsdienstes bekannt war. Bei einem ganz geringen Schmerz schrie er laut auf, während seine Diener mit höchst bekümmerten Gesichtern, die Klagen ihres Herren im Echo in einer höchst rührenden Weise wiederholten, die ihrem Gefühle alle Ehre machte; denn den Chinesen fehlt es keineswegs an Herz, für Andere mitzuempfinden. Es wurde ihm in der festgesetzten Art eine Medizin gereicht, worauf sich der große Mann mit den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen zurückzog, nachdem er vorher noch denjenigen Dienern des Hospitals, die Eingeborene waren, seine besondere Aufmerksamkeit erwiesen hatte, da man ihre Anstellung bei einem solchen Institute für mehr als hinreichend hielt, ihre niedrige Abstammung vergessen zu machen. Und er war nicht der Einzige, der ihnen diese Anerkennung zu Theil werden ließ, da sie, wie wir oft untereinander bemerkten, wohl nie diese Ehre erreicht hätten, wenn sie nicht im Spital beschäftigt gewesen wären. Nach Verlauf einiger Tage erschien der junge Offizier abermals und entschuldigte sich dadurch, daß er sagte: „Wenn mein Diener mir die Medizin reicht, die Sie mir verschrieben haben, so kann ich nicht unterlassen, laut zu schreien, weshalb er alsdann sein Vorhaben nicht

ausführen konnte. Da Sie nun Sich an mein Schreien nicht stören werden, so muß ich Sie bitten, mir die Medizin gütigst selbst zu reichen. Aber allen diesen", hier zeigte er mit der Hand auf eine Menge Kranker beiderlei Geschlechts, „ist die Zeit kostbar, mir ist sie von keiner Bedeutung; bedienen Sie mich daher, wenn Sie mit allen Andern fertig sind." Jeder Mann von Einsicht und Gefühl würde dasselbe gethan haben, aber wie wenige meiner Leser hätten diese Aeußerung von einem Chinesen erwarten sollen? Zudem darf ich hinzusetzen, daß dieser Fall keine vereinzelte Erscheinung, sondern nur ein Beispiel von dem ist, was sich bei jeder geeigneten Gelegenheit wiederholt. Unter den außer dem Hause wohnenden Patienten der Cantoner Anstalt zählte man auch den Nam-Hai, oder obersten Vorstand des Bezirkes, einen Mann von höchst würdevollem Benehmen. Der Verfasser besuchte ihn in Gesellschaft des Dr. Parker und der Herren Morrison und Thom und bewunderte die Ordnung seiner ganzen Einrichtung und Umgebung. Er berichtete uns, wie sich die chinesischen Aerzte über die Ursache seiner Krankheit geäußert hatten und schrieb in unserer Gegenwart eine kurze Darstellung seiner Krankheit nieder, damit der Arzt sie jedesmal mit einem Blick überschauen könnte. Als sich die Krankheit einem glücklichen Ausgange näherte, fuhr er fort, von Zeit zu Zeit ein ähnliches Gesundheitsbülletin abzufassen, worin er sorgfältig und mit der gewissenhaftesten Genauigkeit jede Verbesserung und jedes ihn noch belästigende Krankheitssymptom niederschrieb. Die Aerzte bei uns finden nicht immer so wahrheitsliebende und einsichtsvolle Patienten. Diesen Gesundheitsbülletins gab er denselben Namen, der in China den Petitionen eines Untergebenen an einen Höhern beigelegt wird, weshalb sie in sehr demüthigem und bescheidenem Tone abgefaßt waren. Ohne Zweifel wollte er den Ausdruck in seiner eigentlichen Bedeutung, nämlich eine genaue und geordnete Angabe bezeichnend, anwenden, ohne auf seine zufällige Nebenbedeutung zu achten, allein mein chinesischer Lehrer betrachtete die Sache nicht von dieser Seite, denn als ihm eines derselben vorgelegt wurde, guckte er, wie ein humoristischer Freund von mir beobachtete, erst durch die Brille, dann auf ihre Oberfläche und endlich gar unter derselben hinweg, als wenn er weder seinem Instrumente noch seinen Augen glauben wollte.

Diese Werthschätzung der Güte und Geschicklichkeit des Fremden beschränkt sich nicht bloß auf das männliche Geschlecht; die Frauen geben hiervon einen wo möglich noch besseren Beweis. Das arme vorerwähnte Geschöpf, deren Brust einen Schauder erregenden Anblick darbot, wurde ohne von einer Freundin begleitet zu sein, in das Zimmer gebracht, mit Händen und Füßen auf einen Tisch festgebunden und unterwarf sich ohne einen Seufzer oder Stöhnen der furchtbaren Operation; ja Nichts zeigte ihre furchtbaren Leiden an, wie das Beben ihres Fußes, so weit es in der engen Einzwängung desselben zu sehen war. Eine andere ihrer Landsmänninnen bestand dieselbe Operation; da aber die Hülle dicker war als der Doctor vermuthet hatte, so konnte er den Theil nicht mit der gewöhnlichen erfolgreichen Schnelligkeit entfernen, wodurch ihre Qual nicht allein verlängert, sondern sogar noch bedeutend gesteigert wurde; zudem mochte in ihrer Körperbildung etwas liegen, was dazu beitrug, ihre Schmerzen noch zu mehren. Ein Chinese, der zu seiner Ausbildung in das Spital eingetreten war, und sich durch seine unablässige Aufmerksamkeit auf die Kranken ausgezeichnet hatte, versuchte, sie durch Trostgründe zu beruhigen; worauf sie mit einer Standhaftigkeit und einem Zutrauen, die mich wahrhaft in Erstaunen setzten, zumal, wenn man die Heftigkeit des Schmerzes und die Geneigtheit der Natur, bei solchen Gelegenheiten ganz entmuthigt zu werden, berücksichtigt: „Der Doctor wird schon für mich sorgen.“ Die Gattin eines mährischen Missionars sprach, als die Flammen ihrer brennenden Wohnung sie und ihre Kinder umhüllten: „Du hast wohlgethan, lieber Heiland; ich hatte nichts Besseres erwartet!“ In beiden Beispielen sehen wir denselben Muth, obgleich das eine durch die Gnade des Erlösers hervorgerufen wurde, das andere aber nicht. Wir fühlen uns hier gedrungen, uns die Frage vorzuwerfen: „Was vermöchte das Evangelium mit solchen Herzen?“ Um zu beweisen, daß dieser Muth kein vorübergehender, etwa erzwungener sei, hatte sie noch eine andere Probe zu bestehen. Eine Frau, welche dieselbe Operation eine Stunde vor ihr erduldet hatte, starb an demselben Abend. Als man das Schicksal dieser Unglücklichen ihr erzählte, sagte sie: „Sie war älter wie ich, empfand daher nicht so viele Qual wie ich und darum kann ihr Tod mich auch nicht beunruhigen.“ Diese Art, die Größe

des Schmerzes mit der Hoffnung auf Genesung in Verbindung zu bringen, muß auf den ersten Blick sonderbar erscheinen; allein sie begründet sich auf Erfahrung und ließe sich leicht durch die Theorie nachweisen. Ihr ganzer Krankheitsfall war sehr merkwürdig und verdiente eine genaue und treue Aufzeichnung; aber besonders auffallend schien mir, bei einer so durchaus kranken Brust eine solche robuste und kräftige Gesundheit anzutreffen. Ich sah sie einen oder zwei Tage, ehe ich Canton verließ; die Heilung war bereits weit vorgeschritten und alle ihre Schmerzen und Leiden hatten sie verlassen. Sie sagte unter andern zu mir, die Chinesen seien alle schlechte Leute, gab mir aber, als ich fragte, was sie ihr gethan hätten, keine Antwort. Später ließ sich aus ihren Reden entnehmen, daß sie das Benehmen der Fremden für so ausgezeichnet hielt, daß ihr dagegen der Charakter ihrer Landsleute niedrig vorkam. Wenn dies ein schönes Beispiel von den Ansichten ist, welche die Chinesen von uns hegen — ich meinestheils bin davon überzeugt —, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß sie Verstand genug besitzen, das Gute einzusehen und zu erwählen, und daneben Güte des Herzens genug, um es zu vergelten. Und können wir etwa nicht mit Achtung von Anstalten sprechen, die zu Entdeckungen und Ergebnissen führen, welche so sehr zur Ehre der menschlichen Natur gereichen und den Beweis liefern, daß eine Nation, wenn sie strenge die äußeren Grenzen der Sittlichkeit im Auge hält, zugleich ihren innern Werth sichert?

Vierzehntes Kapitel.

Das Heerwesen und die Seemacht der Chinesen.

Die Chinesen scheinen eine eben so große Vorliebe für kriegerische Thaten zu haben, wie irgend ein Volk des Alterthums, dessen Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat. Die Reize und das Gewühl der Schlacht, der Sieg und die Niederlage wackrer Kämpfer werden auf allen Bühnen dargestellt, und Gebildete, wie Pöbel folgen einem solchen Schauspiel mit gleicher Begeisterung. Wir sehen, wie der kraft-

volle Mann einen Speer ergreift, den kaum zwei andere zu tragen im Stande sind, ihn wie einen Spazierstock um sein Haupt schwingt und sich dann blutdürstend an der Spitze seiner Anhänger auf seine Feinde stürzt. Ein anderer erhebt eine Fahne und stampft den Boden, als wolle er die Stärke seines Geistes durch die Stärke seiner Schritte beweisen. Ein dritter streckt stolz seinen Bart hervor, legt die Hand an sein Schwert und geht, voll kriegerischen Zorns und Sehnsucht nach kühnen Thaten, auf und ab. Die Chinesen haben zu allen Zeiten, wenn auch nicht immer in der Praxis, wenigstens in der Theorie große Lust zum Kampfe bewiesen. Sie haben großes Vergnügen an der Kriegskunst gezeigt, wenn sie auch mehr als einmal es vorzogen, die rauhe Wirklichkeit zu fliehen. Sie haben in früheren Zeiten häufig Kriege unter einander geführt, manche Schlachten von verschiedenem Erfolge mit ihren Nachbarn gefochten und üben noch heutigen Tages eine wirkliche oder doch sogenannte Herrschaft über alle angrenzenden Länder aus, ein Uebergewicht, das sie doch einzig ihren Waffen zu verdanken haben. Wenn es dem Bevollmächtigten Lin zu Tunku gelungen wäre, unsere Schiffe zu verbrennen und wenn er gefunden hätte, daß wir zu schwach oder durch den Kampf in unsern indischen Besitzungen zu sehr entkräftet gewesen wären, uns zu rächen, so würde er, um sein Werk zu vollenden, sogleich mit einem Heere aus Tibet hervorgebrochen sein, um Calcutta zu besetzen.

Die Waffen der Chinesen bestehen aus verschiedenen Arten Lanzen, Bogen, Schwertern und Luntenflinten. Sie scheinen noch die irrige Ansicht zu hegen, eine Waffe müsse in Größe und Schreckbarkeit mit ihren Verrichtungen im Verhältniß stehen. Inzwischen bedient man sich nicht selten eines kurzen Schwertes und eines leichten Schildes, woraus sich schließen läßt, daß sie bisweilen der Stimme der Erfahrung Folge leisten. Sie sind in dem Gebrauche dieser leichten Waffen sehr gewandt und wissen sie mit Schnelligkeit und Leichtigkeit zu handhaben. Diese Bemerkung bezieht sich indeß bloß auf die Soldaten, welche zur Besatzung einer Stadt gehören und ich möchte wohl sehr bezweifeln, ob die zehn oder zwanzig Tausend, die sich auf dem Wege nach Macao befanden, ebenso sehr in dem Gebrauch dieser Waffe unterwiesen worden sind. Ihre Luntenflinten sind im Ver-

gleich mit unsern Büchsen jedenfalls erbärmlich; aber sie werden sich nothwendiger Weise damit behelfen müssen, da das ganze chinesische Reich keine Flinte liefert, indem es an Kalksteinfelsen und folglich auch an Feuersteinen fehlt. Eine Abtheilung chinesischer Soldaten folgte dem Nambai, als er einen Aufstand zu unterdrücken ging, welcher die Factoreien mit Vernichtung bedrohte, und gewährte uns eine treffliche Gelegenheit, dieselben in der Nähe zu sehen. An Gleichförmigkeit in Waffen und Kleidungen war nicht zu denken, und wenn sie auch in einer Reihe aufgestellt waren, so war doch von einem gleichmäßigen Schritte keine Spur zu sehen. Kurze Zeit nachher legten sie ihre Waffen ab und verwandelten sie in Ruhesitze. Dennoch ließ sich eine große Gewandtheit der Glieder, wie sie nur die Frucht langer Uebungen sein kann, nicht verkennen. Die waffenlose Menge zog sich, als sie ihrer ansichtig wurde, zurück und wir mußten daher auf den Anblick eines Treffens verzichten. Sie zeigten großen Widerwillen dagegen, sich ihrer Waffen zu bedienen, und überließen es der Polizei, mit den hartnäckigsten der Aufwiegler fertig zu werden. Ein Soldat, nur mit einem Schwerte gewaffnet, trieb mehre, welche sich den Polizeisoldaten widersetzten, zurück und gab uns eine Probe von der Schnelligkeit seiner Füße, die ihm sehr zur Ehre gereichte. Wenn diese Schaar ein schönes Beispiel eines Regimentes war, so waren wir geneigt zu glauben, jeder Soldat wähle die Waffe, die ihm am Besten zusagt, eine Meinung, die sich durch das, was wir in den Wachthäusern, auf der Bühne und überall anderswo finden, bestärkt. *)

Ein starker, im Gebrauch einer tödtlichen Waffe wohl geübter Mann darf nicht als Feind verachtet werden, besonders wo er die Wahl des Bodens hat und er den regelmä-

*) Ein Herr Leontiew, welcher die russische Mission nach China begleitete, beschreibt eine Musterung chinesischer Truppen, die zu Albasinsk in der Mandschurei statt fand (Vergl. Ausland Nro. 266. 1843):

„Die Soldaten begaben sich einzeln, die Offiziere in Cabriolets (Tsche) an den Ort der Revue. Einige Soldaten hatten Bogen und Pfeile in der Hand, andere trugen sehr kleine Gewehre auf der Schulter, und Manche, die wahrscheinlich nur den Haufen vermehren sollten, hatten gar keine Waffen. Am

ßigen Kampf in das Schwanken der Ebbe und Fluth des Gefechtes oder in die ungesehenen Listen des Hinterhalts ver=

Thore der Stadt, das nur halb geöffnet war, untersuchte die Wache mit Hülfe von Papierlaternen Diejenigen, welche hinausgehen wollten. In den Vorstädten kamen wir durch einige enge Gäßchen nach der Ebene Yan=schen=wa, wo wir die Kanonen aufgestellt fanden. Ich war neugierig dieselben zu untersuchen, da das ganze Reich noch nicht im Stande ist, solche zu gießen und die, welche vorhanden sind, den Holländern abgenommen oder unter der Leitung der (katholischen) Missionäre vor mehr als einem Jahrhundert gegossen wurden. Ich untersuchte sie und fand daß sie auf hölzernen Laffetten mit vier Rädern ruhten und mit Stricken voller Knöpfe festgebunden waren. Ich war nicht wenig erstaunt, ging zu einem andern Geschütz und mein Erstaunen nahm zu, als ich fand, daß die Laffette selbst ihre Festigkeit nur den Stricken verdankte, mit denen man sie zusammengebunden hatte. Um eine Kanone zu laden, nimmt man eine gewisse Menge Da=jao, d. h. ein grobes Pulver, das aus gestoßener Kohle mit sehr wenig Schwefel und Salpeter besteht; das Zündloch wird mit einem bessern Pulver angefüllt, bei welchem der Salpeter vorherrscht, und das Anzünden geschieht vermittelst einer Lunte von zusammengedrehtem Papier; wenn das Feuer sich der Ladung mittheilt, fängt der Da=jao an zu flackern, die Kanone bewegt sich vor= und rückwärts, und erst eine Minute nachher geht der Schuß los.

Auf das Kanonenfeuer folgten die Uebungen mit dem kleinen Gewehr, wobei die Mitte der Linie anfing und das Feuer an den beiden Flügeln aufhörte; jede Reihe feuerte besonders, und machte zuvor unter dem Schall der Cymbeln eine Bewegung vorwärts. Dies wiederholte sich sechs mal. Dann machte jede Reihe eine Bewegung rückwärts, feuerte abermals, und nahm dann wieder ihre vorige Stellung ein. Hier begann dann ein allgemeines Rottenfeuer, wobei die hinteren Reihen sehr hoch schossen, um ihre Kameraden nicht zu treffen. Solchergestalt endete das Exercitium von 2000 Mann Infanterie.

Während dieser Uebung war die Reiterei, die Offiziere, wie die gemeinen Soldaten, links und rechts um den Guandi (Oberbefehlshaber) versammelt, neben den in Form kleiner Bogen aufgestellten Fahnen. Diese Cavallerie begab sich auf ein Zei=

wandeln kann, die Schaaren welche die Chinesen hierbei aufbieten könnten, sind Nebensache. Je größer die Zahl, desto schwieriger die Aufrechthaltung der Ordnung, desto leichter die Verbreitung eines plötzlichen Schreckens, desto verderblicher jede Salve des Feindes, weil kaum ein Schuß abgefeuert werden kann, der nicht einigen Schaden bringe. Natürlich wird sich die Frage erheben, was die Chinesen von militärischer Taktik, oder der Kunst, ein Heer in Schlachtordnung aufzustellen, verstehen. Diese Frage bestimmt zu beantworten, vermögen wir nicht; dennoch glaube ich, daß wir der Wahrheit ziemlich nahe kämen, wenn wir sagen: wenig oder gar nichts; denn so oft wir ihre Soldaten vor unsern Augen sehen, können wir selbst nicht die ersten Grundsätze der Ordnung bei ihnen wahrnehmen. In früherer Zeit hatten sie einige Kenntniß davon, aber, wenn sie sich auch in der Industrie vervollkommnet haben und glücklicher geworden sind, so haben sie in allen übrigen Zweigen des Wissens abgenommen, Tyrannei und Wissenschaft sind keine Geschwister, sie stehen einander direct gegenüber; wenn Eines steigt, muß das Andere fallen. In einem Bande einer chinesischen Encyclopädie finden wir einige Aufschlüsse über den Gegenstand, wovon ich meinen Lesern eine kurze Skizze geben will. Die Chinesen haben eine große Vorliebe für die Zahl Fünf

---

chen mit den Tamtams in der vollständigsten Unordnung nach der entgegengesetzten Seite, die, welche gut beritten waren, weit voraus, so daß die schlecht Berittenen große Mühe hatten ihnen zu folgen. Mit dieser Debandade schloß die Revue. Die Befehlshaber gingen fort, darauf die Corpskommandanten, die Offiziere und Soldaten ohne irgend eine Ordnung zu beobachten. Diejenigen Soldaten, welche mit Gewehren bewaffnet waren, trugen einen Leibrock von blauem, weiß eingefaßten Nankin; dies unterschied sie von denen, die ohne Waffen waren und nur in die Reihe traten, um die Zahl zu vermehren. Unter Gewehr muß man einen dicken, eisernen Cylinder verstehen, welcher aus Mangel an Reinlichkeit ganz schwarz und ohne Ladestock und Batterie an einem Gewehrkolben befestigt ist. Die Batterie ist durch ein kleines am Ende gespaltenes Eisenstäbchen ersetzt, in welchem eine mit Salpeter getränkte Papierlunte sich befindet, mit der man das Pulver auf der Pfanne anzündet.

und deßhalb wurden die Soldaten zu Fünfen geordnet. Zehn dieser Gruppen bildeten eine Compagnie von fünfzig Mann, sei es zu Pferde, sei es zu Fuß, acht Compagnien ein Bataillon oder Tschinn. Jede Compagnie hatte fünf Fähnriche und ebensoviel Ueberzählige, also belief sich das Bataillon auf vierhundert und vierzig Mann. Die Anzahl einer Compagnie scheint nicht immer auf fünfzig beschränkt, sondern bedeutenden Abänderungen unterworfen gewesen zu sein. Wenn die Soldaten in Bataillonen aufgestellt waren, scheinen sie bisweilen zwei und dreißig Compagnien gezählt zu haben, die so geordnet waren, daß das Heer eine gewisse Form erhielt. Jede derselben hatte einen eigenthümlichen Namen, wie „der fliegende Drache", „die segelnden Wolken" u. s. w. Ebenso hatte sie acht Ecken, der acht Kwa, die man in unserm Kapitel über die Philosophie beschrieben und abgebildet finden wird, entsprechend; denn diese Kwa, welche die Formel oder die wissenschaftlichen Grundsätze der ganzen Natur bilden, müssen nothwendig auch in der Anordnung eines Heeres befolgt werden. — So beachteten sie die Lehre eines römischen Redners, der „Natur zu folgen", und ich glaube, daß man hierin nur ihre Weisheit bewundern kann. Die Armee bestand zuweilen aus acht Bataillonen und füllte ein vollkommenes Quadrat aus, in dessen Mittelpunkt der General seinen Sitz hatte und sein Zelt errichten ließ. Vier und zwanzig Bataillone, zur Hälfte ausgewählte Leute, bildeten zwei halbkreisförmige Linien auf einer Seite dieses Quadrats; man nannte sie die Umherziehenden und scheinen sie ziemlich genau den velites oder dem leichten Fußvolk der Römer entsprochen zu haben. Sie hatten die Pflicht, den Feind zunächst anzugreifen, während der General in Mitten seiner Phalanx ein ruhiger Zuschauer der Schlacht blieb. Diese Einrichtung wird, dünkt mir, Jedem, selbst dem, der an solche Forschungen nicht gewohnt ist, angemessen erscheinen. Zwölf Bataillone rückten nun vor, die feindliche Vorhut anzugreifen; jedes derselben war nach seiner Anordnung im Stande, die Disciplin in seinem Innern aufrecht zu halten und einen erfolgreichen Angriff auf den Feind zu unternehmen. Wurde eines zurückgetrieben, so wurde es sogleich durch ein frisches Bataillon auf der Nachhut ersetzt und ein neues Gefecht begann alsdann. Zum Lobe der römischen Kriegskunst wird angeführt, daß, um die Entscheidung einer

Schlacht zu bewirken, der Feind die Kraft und den Muth haben mußte, sie zu drei verschiedenen Malen zu überwinden; in der chinesischen Kriegsführung waren aber wenigstens vier und zwanzig nach einanderfolgende Angriffe, ehe der Feind auf den Kern der Armee drang, wo er noch eine handfeste Schaar frischer, kampflustiger Soldaten antraf. Ich hätte bei den Abkömmlingen des himmlischen Reiches keine solche durchdachte Kriegsführung vermuthet, hätte ich sie nicht aus den Worten ihrer eigenen Encyclopädie kennen gelernt. Auch besitzt diese Angabe genug Zeugnisse der Glaubwürdigkeit, so daß der Gedanke, dieses sei westlichen Nationen entlehnt worden, gar nicht zulässig ist. Es bleibt noch zu sehen übrig, ob unsre Truppen, sollten sie an der Küste landen und einen Einfall in das Land machen, noch Spuren dieser Disciplin antreffen werden. Wenn sie ein solches Heer antreffen sollten, so werden sie, wie wenig Entschlossenheit die Chinesen auch besitzen, Mühe haben, einen Sieg zu erkämpfen; treffen sie dagegen einen ungeordneten Haufen, so werden sie ihn, wie zahlreich er auch sein mag, in die Flucht schlagen. Unbeschränktes Vertrauen auf den Muth des Offiziers und unbedingter Gehorsam vor dem Commandoworte, wodurch eine Colonne Sipoys wie ein Stück einer Maschine zum Feuergeben vorrückt, scheinen mir in China zu den Seltenheiten zu gehören.

Dieser allgemeinen Ansicht über ihre Kriegskunst, die ich ihrer Encyclopädie entnommen habe, folgen zahlreiche Anweisungen über die Anordnung eines Heeres, Marschbefehle, Lageraufschlagen, ferner wie der General mit Wachen zu umgeben ist, Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit einer Militairperson, die aber die Einrichtung und deren zweckmäßige Anwendbarkeit zu urtheilen im Stande wäre, sehr angenehm unterhalten würden. — Boxen scheint bei ihnen zur vollkommenen Ausbildung eines Soldaten zu gehören, damit er, wenn er die Waffen verlieren sollte, sich mit den Fäusten noch wehren könnte. Bei Kämpfen auf der Bühne habe ich die Streidenden oft die Waffen niederwerfen und den Kampf mit den Fäusten fortsetzen sehen. Der Vordergrund nebenstehender Zeichnung zeigt uns ein Paar; Beide haben eben

(Siehe Zeichnung.)

ihre Schwerter zu Boden geworfen. Die Chinesen machen mit ihrem Körper die verschiedenartigsten Stellungen, scheinen


19.

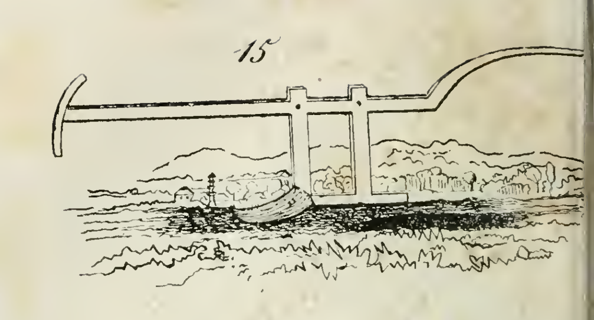


aber noch gar nicht zu wissen, wie man einen Schlag parirt. Statt dessen suchen sie ihre langen Nägel dem Feinde in die Augen zu graben, der nicht weiß, daß eine geringe Wendung der Hand genügt, das Unheil von seinen Sehorganen abzuwenden. Noch auffallender muß es jedoch erscheinen, daß es ihnen unbekannt ist, daß und wie man die Faust zusammenballt, sie schlagen bloß mit der offenen Hand oder wenig gekrümmten Fingern. Als Vorspiel machen sie allerlei Uebungen; zu denen Brust und Arm entblöſ't werden und die ein für die Nation charakteristisches Schauspiel darbieten. Proben dieser vorbereitenden Entwickelung ihrer Geschicklichlichkeit sieht man bisweilen im gewöhnlichen Leben, wenn die Wirkung eines Strudels erzürnter Flüche nicht ausreichend erscheint; Nie bin ich jedoch so glücklich gewesen, Jemanden einen Streich ertheilen zu sehen, der einem Europäer einen auch nur augenblicklichen Schmerz bereitet hätte. In einem Werke, das ich über Fechtkunst besitze, wird ein Mann dargestellt, wie er ein schweres Gewicht, das an einem Seile hing, schwang, um seine Muskelstärke zu vermehren; ein ähnliches Verfahren war vor einigen Jahren bei den englischen Preisfechtern sehr gebräuchlich, wenn wir auch die Ehre dieser Erfindung den Chinesen zuschreiben werden müssen. Könnten wir etwas gleich einem eingetheilten Bogen daran entdecken, so könnte man glauben, man stütze sich hierbei auf das Prinzip des von Roberts erfundenen ballistischen Pendels, um die Kraft der aus der Seele einer Kanone hinausgeschossenen Kugel zu ermitteln. Ich lief einst nicht weit von einem Schlagbaum zu Macao Gefahr, von dieser Kunst einen Beweis zu empfangen. Ein Begleiter von mir hatte nämlich die Wallhüter beleidigt, indem er an einer verletzten Stelle der Mauer hineinguckte, um sich das Innere anzusehen. Einer derselben näherte sich als Vertreter der Uebrigen, und bemühte sich eifrigst, uns alle verschiedenen Körperbewegungen deren er fähig wäre, vorzuspielen. Bei jeder bedeutenderen Bewegung stieß er einen lärmenden Fluch aus, um seinen Thaten größere Wirkung zu verleihen und immerwährend jauchzten seine auf der Mauer stehenden Freunde ihm lauten Beifall zu, während der Verfasser ruhig den Zeitpunkt, der eine Selbstvertheidigung nöthig machte, abwartete; da dies aber nicht nöthig zu werden schien, so zog ich mich endlich zurück, nachdem ich dem Athleten Zeit genug gewährt hat-

te, wenn er es nur wollte, nicht bei bloßen Gesticulationen zu bleiben.

Die chinesische Seemacht verdient kaum eine so wichtige Benennung. Ihre Kriegsjunken oder Soldatenschiffe halten etwa zwei hundert Tonnen, haben zwei Maste und ebenso viele Segel, welche durch Schnüre und Falten ausgebreitet und zusamengezogen werden können. Die Gestalt ist ein wenig mehr gedrungen als die der gewöhnlichen Junken, aber noch immer sehr ungeschickt und unbequem. Beim chinesischen Schiffbau wird nur darauf gesehen, daß dazu viel Holz verwandt wird; auf Festigkeit der Construction oder auf ein Prinzip der Zusammenstellung wird gar nicht geachtet. Ungeheure Balken laufen vom Schnabel zum Stern, und von einer Seite zur andern, um dem Schiffe Dauerhaftigkeit zu geben, oder die verschiedenen Theile zusammen zu halten. Da aber alle Gefüge mit diesen Balken verbunden sind, wird durch einen kräftigen Schuß, wenn er einen dieser Hauptbalken trifft, das ganze Schiff in die größte Gefahr gebracht. Die Schutzeinfassung des Schiffes erhebt sich gegen die Enden desselben zu und ist im Mittelpunkt, wo die Kanonen aufgestellt sind, weggenommen. Letztere sind auf hölzernen Gestellen befestigt und können weder höher noch niedriger gerichtet werden. Bei dem kleinen Treffen bei Tschuenpe fuhren die meisten Schüsse zwischen den Segeln und dem Tauwerk der „Hyacynthe" und des „Volage" hindurch. Wegen der zahlreichen Bevölkerung von China sind diese Junken darauf berechnet, recht viele Menschen zu fassen, die übrigens auch die Eigenschaft haben, mit einem engen Raume sich zu behelfen; die Schifffahrtkunst erfordert bei ihnen nicht viel, weil ihre Masten und ihr Tauwerk höchst einfach sind. Aus diesem Grunde wurde der Plan, sich fremder Schiffe zu bedienen, aufgegeben, weil sie unter der Leitung eingeborener Seeleute zu Kerkern geworden wären, in welche man hunderte von Menschen zusammenstopfte und die der Feind nach seiner Willkür ohne Mühe auf den Boden des Meeres hätte versenken können.

15



21.

一善

Fünfzehntes Kapitel.

Chinesische Philosophie.

„Die Weisen des Alterthums", sagt der Verfasser eines Werkes über Combinationen, „betrachteten Nachfolgendes als die Elemente aller Wechsel, die ihnen im Reiche der Natur oder der Herrschaft der Welt entgegentraten:

„1. Das Urprinzip, oder Wesenheit und Bewegung, Lebensthätigkeit oder Luft.
„2. Struktur, Organisation und Zahl.
„3. Yin und Yang, oder Dunkelheit und Licht, Ruhe oder Thätigkeit.
„4. Vollständig oder mangelhaft, d. i. Erwachsener oder nicht Erwachsener.
„5. Gehen und Kommen, oder Vergangenheit und Zukunft.
„6. Voranrücken und Zurückschreiten.
„7. Beständig oder verändert.
„8. Glück und Unheil, glücklich oder schädlich.

Dies waren acht Begriffspaare, unter welche jene Philosophen alle Erscheinungen, die ihnen in der physischen oder moralischen Welt entgegentraten, zu ordnen suchten. Jedem Thiere und jeder Pflanze wurde seine Wesenheit und Lebensthätigkeit, die Organisation und Anzahl der einzelnen Theile angewiesen; es ist thärig oder lässig, ausgewachsen oder noch im Zustand der Entwickelung, vergangen oder zukünftig, da sie, wie die hebräische Sprache, keine eigentliche Gegenwart unterscheiden; es nähert sich uns oder flieht uns, ist unveränderlich oder dem Wechsel unterworfen, und lebenden Wesen entweder nützlich oder schädlich.

Diese verschiedenen Paare von Kategorien scheinen, sei es um sie dem Auge wohlgefälliger zu machen, sei es um sie leichter dem Gedächtnisse einprägen zu können, im Umfange eines Kreises angeordnet zu sein. Vielleicht war dies der erste Schritt der Chinesen zu der Naturwissenschaft, der Logik oder der Metaphysik, weil sie mit allen dreien etwas gemein hatten.

Jene Weisen scheinen bei ihren Forschungen bemerkt zu haben, daß die Zahlen in grade und ungrade, d. h. durch zwei oder nur durch eins theilbare zerfallen; und da sie fanden, daß die Zahlen 2, 3, 4, 5 in den Theilen vieler Thiere

und vieler Pflanzen wiederkehren, so kamen sie auf die Ansicht des Pythagoras oder eines seiner Vorgänger, daß die Zahlen auf die Natur einen wohlthätigen Einfluß äußerten.*) Um diese Idee in Bezug auf die ersten Prinzipien, nämlich grade und ungrade Zahlen, weiter auszuführen, begannen sie mit der Einzahl und der Zweizahl, und nannten jene Yong, diese Yin. Beide wurden so bezeichnet:

Yin. Yang.
1. — — 2. ——

Widerholen wir die erste, so haben wir 3. == == das größere Yin.

Widerholen wir die zweite, so haben wir 4. ===== das größere Yang.

Setzen wir das Yang oben, so entsteht 5. ==—== das kleine Yang.

Setzen wir das Yin oben, so entsteht 6. ==—== das kleine Yin.

Diese sechs Zeichen können, wenn man nur jedesmal eins der beiden ersten mit den betreffenden vier letzten verbindet, auf acht verschiedene Weisen, je zwei und zwei, kombinirt werden, so daß wieder neue Zusammenstellungen hervorgerufen werden.



Diese heißen nun die acht Kwa, haben jede ihre eigene Benennung und scheinen als die Grundformen jener acht obenerwähnten Begriffspaare betrachtet worden zu sein.

Wir bemerken, daß diese Kwa aus sechs verschiedenen Theilen gebildet sind und außerdem, daß vierundsechszig die sechste Potenz von zwei ist. Da nun auf diesen Umstand

*) Man vergleiche sein Leben von Jamblichus, Porphyrius und einem andern anonymen Biographen, worin hierauf mehrfach aufmerksam gemacht wird.

eine sehr große Wichtigkeit verlegt ist, müssen wir suchen, indem wir diese Kwa je zwei und zwei mit einander verbinden, vierundsechszig verschiedene Bezeichnungen zu erlangen. Jede dieser Bezeichnungen empfängt alsdann ihren angessemenen Namen und bedeutet gewisse Gegenstände oder vielmehr ihre Eigenschaften und Kennzeichen.

Diese Erfindung wird dem Vater der chinesischen Literatur Fuhhe zugeschrieben, hierauf erlitt sie durch Wanwang eine geringe Abänderung, indem dieser die Spitze, nämlich ☰ auf die rechte Seite setzte und West nannte. Er theilte die vierundsechszig Begriffe in Gruppen und bildete neue Combinationen, dadurch, daß er die verschiedenen Glieder mit einander in derselben Weise verband, wie Fuhhe mit seinen Kwa gethan hatte. Confucius legte gleichfalls seine Hand daran, nicht etwa um zu verbessern oder zu ändern (denn zu jenem fehlte es ihm an Scharfsinn, zu diesem an Muth), sondern um ihre Anwendung auf die Staatsregierung zu beschränken, gleichwie Socrates die Aufmerksamkeit der Menschen von dem Studium der Natur, περὶ παντων φύσεως, auf die Betrachtung der Moral hinlenkte. Confucius' Plan gelang und die Blicke seiner Landsleute sind seitdem beständig auf ihn als den Inbegriff alles Wissens gerichtet gewesen; in einem eben vor mir liegenden Werke ist sogar behauptet, daß seit den Zeiten des Confucius die Lehre der Combinationen in Verfall gerathen und heutiges Tages ihr Studium vergessen sei. Diese Lehre der Combinationen, mag man sie auch jetzt als einen Haufen mystischer Kabbala ansehen, bildete den ersten Entwurf einer Philosophie des Menschen und verdient daher als eine antiquarische Merkwürdigkeit Achtung. Sie wäre wohl einer besseren Behandlung von Seiten der Chinesen werth. Diese hätten sie einerseits als eine schätzbare Ueberlieferung empfangen, andererseits sich bestreben müssen, ihre Wahrheit durch das Studium der Natur zu ermitteln. Aber man wollte bloß auf Confucius' Stimme achten, weil er so glücklich gewesen war, in einem Zeitalter zu leben, wo Wissenschaft und Unabhängigkeit des Gedankens im Abnehmen begriffen, und die einzelnen Herrscher, die China unter sich vertheilt hatten, der Weichlichkeit und Trägheit ergeben, oder in blutige Kriege mit einander verwickelt waren. — Die Lehrer der Moral scheinen, von Socrates herab, all=

gemein gegen die Erforscher der Wahrheiten der Natur einen entschiedenen Widerwillen gehegt zu haben. Hutchinson entnahm in seinen „Moses' Principia" das Wenige, was er von der Naturphilosophie wußte, aus den Werken der Schriftsteller über Naturwissenschaft und schimpfte zugleich nach Leibeskräften über sie, wegen des ihm erwiesenen Dienstes; Pope bewirft in seinem „Versuch über den Menschen" Newton mit Koth und legt seinen herzlichen Wunsch dadurch an den Tag, daß der Leser nichts studiren möge, was über die in dem Werk ertheilte Vorschrift hinausginge.

Männer von dem größten Talent widmeten sich, nachdem sie das Studium der Natur aufgegeben hatten, der Ethik, während die Uebrigen die Bruchstücke des Fuhhe aufgriffen und sie zu einer Wahrsagerei umwandelten, gerade wie die Chaldäer ihre astronomischen Kenntnisse nur auf astrologische Zwecke anwandten. Bei einer Unterhaltung mit einem Zimmermann erwähnte ich den Gegenstand, worauf dieser sogleich Stift und Papier ergriff und ohne Hülfe eines Buches ein Diagramm niederzeichnete. Wie sich von einer so schnell ausgeführten Figur vermuthen ließ, war sie nicht ohne Irrthümer, aber sie bewies mir, daß gewöhnliche Leute eine solche Fähigkeit erlangen zu können glauben. Dieses philosophische und wahrsagende Diagramm liegt jetzt eben vor, weil ich es mir, unter andern Erinnerungen an China, aufbewahrt habe. Es besteht aus funf Kreisen, in deren Mittelpunkt sich die Erde befindet und erinnert daher sogleich durch seine Aehnlichkeit an die Sphären der Philosophie der Griechen. In dem innersten Kreise sind die vier Weltgenden bezeichnet; auf dem folgenden die zwölf Perioden, in welche der Tag (von vierundzwanzig Stunden) eingetheilt ist, auf dem nächsten die acht zu Anfang dieses Kapitels beschriebenen Kwa und endlich auf dem äußern Kreise gewisse Begriffe, vierundzwanzig an der Zahl, welche, wie ich vermuthe, Symbole sind, die mit denen auf den innern Kreisen in Verbindung stehen und worauf ihre Prophezeiungen sich begründen. Alle verschiedenen Wissenschaften sind in dieser Weise zusammengestellt; jedem Gegenstande gleicht oder entspricht ein anderer, der ihm innerhalb oder außerhalb des Kreises diametral gegenüber steht. Herrn Swainson's Ansichten über die kreisförmige Classifizirung der Thiere entsprechen ganz den chinesischen Begriffen, obgleich wohl weder er noch sein Vorgänger bis zum

himmlischen Reiche gegangen sind, um die erste Grundlage zu seinem Systeme zu schöpfen. Ich vergleiche diese vorzüglichen Zoologen mit den Chinesen, nicht um ihr Verdienst zu schmälern, denn ich bin der Meinung, daß sie die Wahrheit auf ihrer Seite haben und daß ihr System ebenso gut auf Pflanzen, wie auf Thiere anwendbar ist.

Die acht Kwa bilden ein System von Analogien und Folgerungen, die ich mit möglichster Einfachheit zu entwickeln mich bemüht habe. Habe ich den Leser verwirrt, so bin ich gern bereit, ihn um Vergebung zu bitten, und habe ich die Sache nicht mit Beibehaltung eines gewissen durchführbaren Prinzips dargestellt, so hoffe ich bei einer künftigen Gelegenheit diesen Fehler wieder gut machen zu können.

Yin und Yang. Ich muß jetzt auf ein anderes Diagramm hinweisen, daß nach Fuhhe's Ansicht das gegenseitige Bedingen gewisser Verhältnisse in der Natur bezeichnen soll. Licht und Dunkel, Handlung und Unthätigkeit, Hitze und

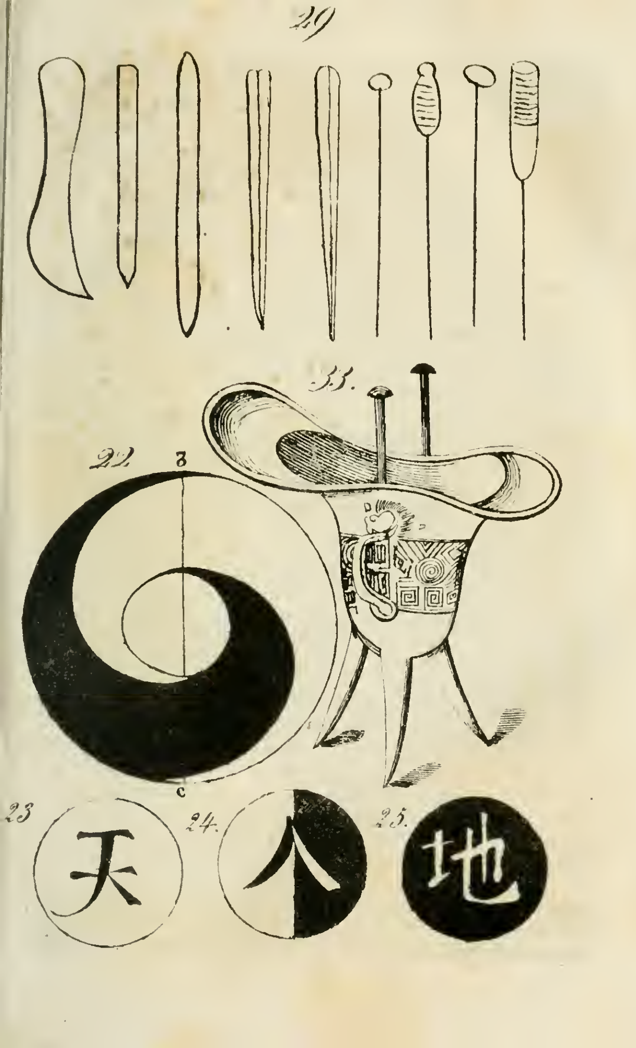
(Siehe Zeichnung Nr. 22.)

Kälte, sind Gegensätze, die einander entsprechen. In obiger Figur bezeichnen Schwarz die Dunkelheit, Weiß das Licht; wie jenes sich bei a erweitert, wächst die Dunkelheit bis sie ein Minimum und das Licht ein Maximum wird; von b beginnt das Licht wieder abzunehmen, während der dunkle Theil wächst. Nennen wir das Dunkel Yin und das Licht Yang, so haben wir nicht allein die Bezeichnung, sondern auch den Inbegriff, die Wesenheit dieses Theiles der chinesischen Philosophie. Durch ein solches Diagramm könnte man die verschiedenen Temperaturen das ganze Jahr hindurch bezeichnen; bei b wäre das Maximum der Hitze, bei c der Kälte; auch könnte man das Licht und die Dunkelheit während den vierundzwanzig Stunden des Tages so ausdrücken; es wäre alsdann Mittag bei b und Mitternacht bei c. Im menschlichen Körper sind verschiedene Organe dazu bestimmt, gewissen Theilen neue Bestandtheile zuzuführen, andere, sie wieder hinwegführen; diese Verrichtungen entsprechen dem Plus oder Minus in der Algebra und können durch dasselbe Diagramm angedeutet werden. Wenn wir aber die Thätigkeit und die Ruhe der Nerven als Gegensätze zu einander betrachten, so glaube ich, daß wir den Ideen der Chinesen näher kommen können. Beide sind zum Leben erforderlich; ist das Nervensystem sehr aufgeregt, so leiden Geist und Körper darunter,

wenn zu wenig, sind Krankheit und körperliche Untauglichkeit die Folge davon. Bezeichnen wir die Nerventhätigkeit, mit Yang, die Ruhe oder Unthätigkeit des Systemes hingegen mit Yin, so haben wir zwei einander entgegengesetzte Zustände, die beide zum Leben und zur Gesundheit gleich sehr erforderlich sind. Denken wir uns jetzt erstere durch den hellen Theil der Figur, letztere durch den dunklen vergegenwärtigt, und wir haben eine lebendige und klare Darstellung einer wohlbekannten Erscheinung im menschlichen Körperbau. Verachten wir daher die gewundene Linie des armen Chinesen nicht; können wir sie doch auf manche Gegenstände, die wir um uns antreffen, anwenden; räumen wir ihnen vielmehr ein, daß sie Scharfsinn genug besessen hätten, manche philosophische Wahrheit zu ermitteln, wenn sie nicht das Unglück gehabt hätten, Confucius als den Exponenten aller Weisheit und Wissenschaft anzusehen.

(Siehe Zeichnung Nr. 23, 24, 25.)

Die drei Bezeichnungen — Himmel, Mensch und Erde. Der Himmel wird durch einen hellen, die Erde durch einen dunkeln und der Mensch durch einen zur Hälfte hellen und zur Hälfte dunkeln Kreis dargestellt, weil bei ihm Körper und Seele etwas Materielles und etwas Immateritlles sind. Diese drei Diagramme finden sich im zehnten Theile des Yihking, und ihnen folgen einige Seiten philosophischer Betrachtungen über die von ihnen bezeichneten Begriffe. Taou, Wort, *Λογοσ*, oder ewige Vernunft wird als die Ursache oder Entstehung des Himmels und der Erde angesehen. Es entspricht daher der Gottheit; es scheint keine Persönlichkeit zu haben, Nichts, was unsere Furcht erregen oder unsere Liebe zu gewinnen vermöchte. Himmel und Erde geben das Dasein dem Menschen, der Himmel und Erde und alle Geschöpfe erkennt. Da im Menschen sich die Vollkommenheit vereint, so geht daraus hervor, daß er im Stande ist, ein Volk zu bilden, d. h., Menschen zu einem socialen Gemeinzweck zu vereinen. Die Fähigkeit, Staaten zu gründen, besaßen nach ihrer Ansicht nur wenige, die Sching Dschin genannt wurden. Eine Regierung ist ihnen das Vorzüglichste, was Erde oder Himmel aufzuweisen haben; wer daher dies Vorzüglichste schaffen will, muß selber zu den Ausgezeichneten gehören. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß Confucius, der nach dem Range eines Sching


29
33.
22
b
c
23
天
24.
人
25.
地

Dschin strebt, um Staaten umzubilden und zu verbessern, so wenig von Religion sprach. Er wollte Gott nicht in seine Gedanken einschließen, weil er selber gern als ein Gott gelten wollte. In der Philosophie des Yih King findet sich viel Scharfsinn und Anschein der Wahrheit, aber es ist in der Theorie zum allgemeinen Verständniß zu dunkel; und dennoch glaubt man oft, es lasse sich in gewöhnliche Thatsachen ein. „Der Himmel", sagt der rfasser desselben, „entwickelt durch den Einfluß des Lichtes und der Wärme die Früchte und bringt sie zur Reife; die Sching Dschin organisiren und vervollkommnen eine Gemeinschaft. Beide haben vier Diener. Die Diener des Himmels sind Frühling, Sommer, Herbst und Winter; Yin und Yang, Kälte und Dunkel, Licht und Hitze, steigen darin auf und nieder. Die Sching Dschin oder Staatengründer haben vier Diener, die Philosophie, die Poesie, sittliche Bücher und Geschichte; Höflichkeit und Musik bewegen sich in ihrer Sphäre auf und nieder. Es ist des Frühlings Werk die Keime hervorzulocken, des Sommers — sie zu reifen, des Herbstes — sie zu sammeln, und des Winters sie aufzuschichten; ebenso muß die Philosophie den Staat bilden, moralische Bücher müssen ihn zur Reife bringen, die Poesie muß die Früchte einsammeln und die Geschichte sie aufbewahren. Das Gefühl der Frömmigkeit ist dem Menschen in so hohem Grade angeboren, daß selbst der Atheismus nicht alle Spuren desselben ganz verläugnen kann. „Wenn Jemand eine Verbindung mit Himmel und Erde, Sonne und Mond aufrecht erhält, so weicht er nicht von seiner Gattung ab. Ein aufrecht einhergehender Mensch verdient ehrenwerth genannt zu werden; wenn aber seine Ehre nicht mit jener des Himmels und der Erde übereinstimmt, so verletzt er die Ordnung des Himmels und der Erde, was das größte aller Unglücke ist".

Sechzehntes Kapitel.

Nahrung der Chinesen.

Der Stab des Lebens ist in China der Reiß, und lange Gewohnheit hat so sehr ihre bekannte Gewalt bei den Eingeborenen ausgeübt, daß sie sich ebenso sehr aus Neigung als

aus Nothwendigkeit davon ernähren. Den meisten Europäern erscheint der Reiß als eine geschmacklose Kost, so daß wir uns wundern, wie die Chinesen und Hindus eine solche Vorliebe dafür an Tag legen können; allein bei uns wird der Reiß selten in der Art zubereitet, daß er dasselbe lockerkörnige Aussehen hat, wie wenn er von den Völkern des Ostens zubereitet wird. Er hat nicht den Geschmack des indianischen Reißes, jene eigene Würzigkeit, welche ihn denen, die ihn in südlicheren Gegenden genießen, so angenehm macht, zumal sie durch Anderer Beispiel ermuntert werden. Die Chinesen essen ihn aus einer Schüssel, die sie, statt ihn wie die Hindus oder die Bewohner der Philippinen mit den Fingern oder einem spitzen Stücke Holz Korn für Korn zu genießen, an den Mund setzen und mit einer raschen Bewegung herunterschlucken. An Bord der Schiffe, die sich an den Ufern des Cantonflusses drängen, sieht man gegen Abend Kinder vom verschiedensten Alter ihre Mütter umgeben, welche alsdann ihre Schüsseln zum Ueberschütten mit Reiß füllen; diese nehmen sie alsdann und leeren sie mit einer Gier, welche ein sprechendes Zeugniß abgiebt, daß ihre Wünsche sich nicht höher als bis zur Reißschüssel versteigen. Dies ist die Nahrung der ärmsten Klasse; diejenigen jedoch, denen das Glück auch nur etwas mehr gewährt hat, als zum Reißankauf erforderlich ist, verwenden es für Fisch, Schweinefleisch und Geflügel, um dem Reiß, dem Hauptlebensmittel, größeren Reiz zu verleihen. Demnach scheint man in China eben so sehr wie bei uns, vegetabilische Nahrungsstoffe mit animalischen zu verbinden, jene aber dabei vorwalten zu lassen.

Bei der Zurichtung der Fische, des Geflügels u. s. w. für die Tafel beweisen die Chinesen große Geschicklichkeit und guten Geschmack. Der ihnen gewöhnlich gemachte Vorwurf, daß ein Eingeborener Alles essen würde, was nur den Namen Fleisch trage, ist anscheinend richtig, indem er nach dem in dem Sprüchwort: „Wirf nichts fort, so fehlt Dir nichts“ zu handeln scheint. Man sollte aber bedenken, daß dies aus Liebe zur Veränderung und nicht aus Mangel an dem Benöthigten geschieht, der die Zigeuner selbst mit dem Fleische, der als ungenießbar weggeworfenen Thiere versöhnt.

Der Chinese liebt den Aufwand und er wird daher immer für eine Menge Schüsseln Sorge tragen, sei ihr Inhalt auch noch so bescheiden. Fische von jeder Gattung sind bei ihnen

für die Tafel geeignet und da die Gewässer daran Ueberfluß haben, so kann es bei Tische nie an denselben fehlen. Beim ersten Anblick sollte man glauben, ihre Anzahl müsse sich wegen der großen Anzahl der Fischerboote bedeutend verringern; allein die große Fruchtbarkeit der Fische dient uns zur Erklärung ihres häufigen Vorkommens; zudem fangen die Fischer auch viele Hai- und Raubfische ein, die sich nur von ihren kleineren Brüdern ernähren, wodurch Millionen für das Netz gesichert werden, die sonst durch jene verschlungen werden würden. Der Tod eines einzigen Haifisches ist das Leben vieler Hunderte seiner Gefährten in der salzigen Tiefe, weil er eben in dem Augenblicke, wo er anfängt, ein Blutbad um sich anzustellen, dahin gerafft wird. Große Quantitäten Fisch werden in der Sonne gedörrt und in Läden und auf Marktplätzen an Händler verkauft, welche sie wieder, etwa wie bei uns die Sardellen, als Beispeisen für weniger schmackhafte Gerichte losschlagen. An Schweinefleisch ist großer Ueberfluß; für das Auge eines Europäers ist es aber wegen seines glänzenden, welken Aussehens durchaus nicht empfehlend. Es hat nicht denselben Geschmack wie unser Schweinefleisch, und ist nur dann genießbar, wenn es in dünnen Scheiben geschnitten und in Salzsauce gebraten ist, um so seinen eigenthümlichen scharfen Geschmack zu verdrängen. Die Eingeborenen schneiden es in lange Schnitten oder Streifen und hangen diese zum Trocknen in die Sonne. In dieser Weise behandelt, schmecken sie selbst einem Europäer, wenn man gleich durch ihre Form zu dem Glauben verleitet wird, sie seien vorher von einem Hund oder einer Katze, wenn nicht gekostet, doch beschnüffelt worden. Die Federviehzucht wird sehr lebhaft betrieben, der Größe und Beschaffenheit nach sind sie aber selten empfehlungswerth und ist ihr Fleisch, weil die Thiere gleich nach dem Schlachten schon zubereitet werden, zaserig und saftlos. Das Abwechseln zwischen fettem Schweinefleisch und magerem Geflügel ist höchst selten geeignet den Appetit eines Fremden zu erregen, der mit Mühen und zugleich mit einem heißen Klima zu kämpfen hat; für seine Gesundheit möchte diese Nahrung eben so wenig zuträglich sein. Die Gänse werden eben so wie Fisch und Schweinefleisch getrocknet und sehen wegen des Mangels an Fleisch dem Skelett eines Vogels, den man mit einer Haut überzogen, sehr ähnlich. Das Blut der gemeinen Vögel wird

weggeschüttet, das der Gänse aber in einem kleinen Gefäße aufbewahrt, damit es beim Gerinnen die Gestalt kleiner Kuchen annehmen könne. Alsdann wird es in Wasser gesetzt, um ihm einen Theil der Farbe zu benehmen, und vermuthlich auch zu seiner Verbesserung beizutragen. Die Chinesen scheinen also beim Genusse des Blutes, der ihnen untersagt ist, einen Unterschied zu machen: „Denn Blut, mit dem Fleische daran, welches des letztern Leben ist, sollt ihr nicht essen.“ Worin der wesentliche Unterschied zwischen dem Blute beider Thiere beruht, ist eine Frage, deren Lösung ich gelehrteren Gastronomen als ich bin, überlassen muß. Ich hatte vergessen, eines für die Zoologie merkwürdigen Umstandes in Bezug auf das Schwein zu erwähnen, nämlich der überraschenden Aehnlichkeit seiner Eigenheiten mit denen seines Herrn. Der Chinese bewundert ein volles Gesicht und die glatte Rundung eines Schmeerbauches, und wenn ihm Muße und Mittel genug gewährt sind, strebt er danach, diese Vorzüge der Körperschönheit zu erlangen. In dieser Hinsicht wiederholt sich nun genau dasselbe bei der in China gewöhnlichen Schweineart. Früh schon nimmt der Rücken eine erhabene Beugung an; der Bauch wird voll und rundlich, und auch der Kopf schwillt an. Moralischer Seits ist diese Aehnlichkeit eben so interessant. Seit dem Beginne ihres Verkehrs mit Ausländern haben die chinesischen Behörden immer eine Neigung an den Tag gelegt, jeder Vorschrift des gesunden Menschenverstandes entgegenzuwirken, und sich nie, gleich andern Völkern, zur Vernunft bringen lassen. Das Schwein wird in einem Troge transportirt, der an einer von zwei Männern getragenen Stange hängt und eben groß genug für dasselbe ist. Diese Art zu tragen ist, bei der Niedrigkeit der Arbeitslöhne und der Enge der Wege, für das Land ganz angemessen; die Schwierigkeit liegt nur darin, das Schwein in diese Behausung zu bringen. Zu diesem Ende wird der Trog vor den Kopf des Schweines hingestellt; dann wird es rücklings beim Schwanze gezogen, wobei das Thier, indem es seinem Wohlthäter für diese Freundschaftsbezeugung einen Streich zu spielen vermeint, plötzlich einen Satz vorwärts macht und — den ihm bestimmten Platz einnimmt. Ist man an der bezeichneten Stelle angelangt, so treiben die Träger es aus dem Troge hinaus, indem sie ihm ins Gesicht speien.

Meine Ansichten über die Diplomatik der Chinesen gründen sich sämmtlich auf die Forderung, daß man erst den Charakter der Eingeborenen ermitteln und nach dieser Erfahrung handeln müsse; so hat es wenigstens der Chinese mit seinem Schweine gemacht, und dadurch seinen Zweck erreicht!

Bekanntlich sind Hunde ein Lieblingsgericht der Eingeborenen. Sie werden noch ganz jung gemästet und können, wenn sie gut gereinigt und zugerichtet sind, selbst von einem Europäer genossen werden, ohne Widerwillen in ihm zu erregen. Sie werden in Körben zum Verkauf ausgeboten und scheinen sich in ihr Schicksal ruhig zu ergeben. Katzen werden gleichfalls von Feinschmeckern sehr gesucht, scheinen aber auf dieses Kompliment nicht sehr versessen zu sein, denn sie stoßen, mögen sie nun in einen Sack gebunden oder in einen kleinen Käfig eingesperrt sein, ein lautes und trauriges Geschrei aus, als wenn sie des ihnen bevorstehenden Looses bewußt seien. Die Leute, welche sich von dem Verkauf dieser Thiere ernähren, sind die fühllosesten Menschen von der Welt, weßhalb wohl die Katze guten Grund zu ihrem Geheul haben mag. Die Käufer öffnen den Katzen das Maul und untersuchen ihre Zähne, um zu ermitteln, wie alt sie sind und ob von guter Gesundheit. Eines Tages sah ich, als ich an einem Laden vorüberkam, einen alten Mann, der sich eifrigst abmühte, seine Katze dazu zu bringen, daß sie ein wenig ihr vorgesetzte Milch fräße. Obgleich nun die Katze selten Milch verschmäht, so konnte doch diese trotz aller Bemühungen nicht dazu gebracht werden, davon zu kosten. Der Alte seufzte und stöhnte tief auf, während zwei andere Kätzchen mit ihrem ohrenzerreißenden Geschrei sich vernehmen ließen; dann sah er mich einmal an, als wisse er nicht, ob er mich würdigen sollte, seinen Schmerz mit ihm zu theilen. Das Thier war wirklich sehr krank und konnte seine Jungen nicht säugen, und so lief er Gefahr, die Hoffnungen einer ganzen Saison vereitelt zu sehen.

Unter den Vegetabilien des Landes nennen wir zuerst den Pihtai, welcher, der Form und Farbe seiner Blätter nach, der Rübe gleicht. Die Mittelzaser des Blattes ist merkwürdig wegen ihrer weißen Farbe und ihrer Dicke, zwei charakteristische Zeichen, welche die Pflanze sogleich erkennen lassen und ihr, wenn sie auf dem Tische erscheint, ein hübsches Aussehen verleihen. Unter den weniger geschätzten

Nahrungsstoffen verdient die süße Kartoffel einen Platz, deren Geschmack aber selten besonders gut ist. Die Wurzel der Sagittaria (Pfeilwurzel) wird häufig genossen, von den Fremden aber nur wenig begehrt. Die Liin Hwe (Nelumbo oder Wasserlilie) ist bei den Eingeborenen sehr geschätzt und wird auch von den Ausländern nicht verachtet. Die sogenannte Wurzel besteht aus einer Menge Gelenke von blasser Farbe und ganz durchlöchert. Nach der genauen Bezeichnung der Botanik ist es keine Wurzel, sondern ein Stengel, der horizontal auf dem Wasser hinläuft und aus dessen Gelenken prachtvolle Blätter und Blüthen hervorsprossen. Wenn der Stengel lange im Wasser gelegen hat, so wird er ganz weiß und in ähnlicher Weise, wie es mit dem Sellerie und dem Sauerkohl der Fall ist, genießbar. Gekocht ist dies Gemüse ziemlich zähe und erfordert ein Paar guter Kinnbacken. Auch ist ihr Saft von auffallender Zähigkeit und läßt sich eben so lang ziehen, wie die Masse, woraus die Spinne ihren Faden zieht. Die Meht oder Wasserwallnuß ist der Knollen einer Binsenart, die in Form und Farbe unseren Wallnüssen gleicht. Sie ist eine dichte körnige Masse, die aber nicht, gleich der Kartoffel im Munde zergeht. Sie ist von sehr angenehmem Geschmack, nur ist dabei mehr Kauen erforderlich, als wir auf unsere Pflanzenspeisen zu verwenden pflegen. Die nahe den Marktplätzen wohnenden Chinesen kochen die Meht um sie als eine wohlfeile augenblickliche Erfrischung zu verkaufen. Ein, in einer sußen syrupartigen Sauce gekochter Mehlkloß und eine Meht, die den siedenden Topf durch ihre schneeweiße Farbe ziert, — das sind die Hauptartikel der offenen Küchen am Wege. Eine Art Schlingpflanze, die besonders gerne über das Wasser hinläuft, wird gleichfalls zum Gebrauch der Tafel viel gezogen. Nach den frischen grünen Blättern zu urtheilen, sollte ein Fremder glauben, dies Kraut müsse eine recht gute Kost sein, aber Wenige können sich nur nach langem Gebrauch zuletzt an diese Speise gewöhnen. Andere Gemüse, die in einer Salzbrühe aufbewahrt werden, sieht man oft in Fässern auf dem Markte feil bieten, die der unermüdliche Chinese sich nicht scheut, an den beiden Enden einer biegsamen Stange aufgehangen von Thür zu Thür zu tragen.

In Bezug auf Schnelle und Leichtigkeit beim Kochen mag wohl China von keinem Lande übertroffen werden. Auf

den Straßen werden Geflügel, Reiß und Nudeln für diejenigen gekocht, die zu Hause nicht kochen lassen, und diese Speisen kommen den Hungernden noch keinen Penny (10 Pfennig pr.) zu stehen. In ausgedehnterer Weise wird die Kochkunst auf den kleinen längst den Ufern der Flüsse und Buchtungen einherfahrenden Böten betrieben. Ein Theil des Verdecks ist abgenommen; statt dessen gewahrt man einen ungeheuren Kochkessel auf einer großen irdenen Pfanne, die statt des Heerdes dient, während der blaue Himmel den Rauchfang abgeben muß. Der Kessel ist zum Kochen des Reißes bestimmt, dessen Dampf wieder verschiedene auf einem darüber liegenden Roste ruhenden Töpfe erwärmt. Nachts legt der Schmied Hammer und Zange bei Seite und setzt seinen Reißkessel, vielleicht auch noch zwei oder drei andere Töpfe zur Bereitung schmackhafter Nebenspeisen auf. Bei uns hat der Ofen des Bäckers die ärmere Klasse von der Nothwendigkeit des Brodbackens, die sie eben zur Anstrengung hätte ermuntern sollen, befreit und so möchten wohl wenige Völker ihre Mittel so wenig in Anwendung bringen. Die Chinesen könnten recht gut einige Missionare unter die niedern Stände in England schicken, um sie zu lehren, wie sie ihre Nahrung bereiten sollen und wie Wohlfeilheit sich mit Schmackhaftigkeit vereinen läßt.

Die Tische der Reichen sind im Ueberflusse mit allerlei künstlichen Gerichten, die eine üppige Einbildungskraft nur zu ersinnen vermöchte, versehen. Suppen aus Schwalbennestern, Haifischfinnen, Seeschnepfen, und fast alle Thiere, die sich zu Gelee verarbeiten lassen, werden als die ersten Schüsseln aufgetragen. Geschmorte Fische, Geflügel und andere Thiere folgen hierauf in einer ununterbrochenen Kette, die dem jetzt schon satten Fremden kein Ende zu machen scheint. Sie sind sehr schmackhaft und man entbehrt nur einige Pflanzenspeisen, um den allzugroßen Reiz, den sie auf den Gaumen ausüben, zu mildern. Jedesmal wird ein Tablett mit mehren Schüsseln hereingebracht, die schnell und geräuschlos erscheinen und ebenso wieder verschwinden. Je weiter das Mahl vorrückt, desto größer werden die Schüsseln, ein Gebrauch, der unserer Ansicht, daß das Essen den Appetit verringert, schnurstracks entgegensteht. Die Gäste sind an verschiedenen Tischen gruppirt, wodurch die Unterhaltung und auch die Bedienung sehr erleichtert wird. Von Zeit zu Zeit

erhebt sich der Wirth und trinkt einem der Gäste zu, der, die Aufforderung annehmend, gleichfalls aufsteht. Dann machen beide einander eine Verbeugung, leeren ihre Gläser und zeigen einander durch eine geschickte Handbewegung den Boden derselben, zum Beweise, daß Nichts darin zurückgeblieben ist. Man bemerkt bei diesen Gastmählern einen seltenen Anstand und Verfeinerung, die jedoch durch ein vernünftiges Benehmen so sehr verdeckt werden, daß sie uns nicht übertrieben oder unnatürlich vorkommen. Für einen Fremden geht zu Anfang der chinesischen Mahlzeit Alles recht gut, er bekommt einen vorübergehenden Geschmack aller gut zubereiteten Speisen und kann zugleich seinem Wunsch, Neues zu sehen und zu lernen, genügen; allein wenn die Gänge anfangen, in großerer Ausdehnung und schneller zu kommen, so ist's mit dem Essen vorbei und gerne möchte er vom Tische aufstehen; doch wehe, der Wirth und seine Freunde nöthigen und drängen ihn unaufhörlich zur Theilnahme und zwar um so mehr, je größer die Schüsseln, bis endlich alle seine Complimente, höfliche Ablehnungen, Dankbezeugungen u. s. w. erschöpft sind und er in einen Zustand trostloser Betäubung versinkt, der nur bisweilen von einer erzwungenen Verbeugung oder einem vorübergehenden Lächeln unterbrochen wird. Durch ganz neue Vorbereitungen wird er aber bald aus dieser Träumerei erweckt. Die Diener pflanzen an einem andern Ende des Saales große Tische mit einer Rustigkeit auf, die anzudeuten scheint, daß sie wohl wissen, welche Ueberraschung sie durch das nun zu Erwartende hervorrufen werden. Wieder erscheint ein Diener mit einer Schüssel, worauf ein großes Stück Fleisch, das oft kein unbeträchtlicher Theil eines ganzen Schafes ist, und die er an jedem der Tische anbietet, indem er sie mit einer graziösen Wendung über seinem Kopfe emporhebt. Auf diese Weise wird jedes Stück Fleisch als ein Weihopfer behandelt und es erklärt sich dadurch, warum dem Aaron der Befehl gegeben wurde, von gewissen Opfern Brust und Schulter zu nehmen. Durch diese Handlung wird das Fleisch den Göttern zum Opfer angeboten, gleichwie der Diener die reichlichen Speisen den Gästen seines Herrn anbietet. Nachdem diese Ceremonie mit jeder Schüssel vorgenommen worden, wird das Fleisch zertheilt und auf Teller gelegt, damit die Gäste nach Belieben sich bedienen können. Abermals wird nun der Gast mit Nöthigungen bestürmt und

er ist zuletzt gezwungen, so gut es geht, es mit dem Fleische zu versuchen, das er aber gewöhnlich kalt und saftlos und ohne die mindeste Würze oder Sauce finden wird. Verzweifelnd wird er daher bald Gabel und Messer niederlegen, während die Eingeborenen sich der besten Laune zwei oder drei Stunden mit Essen beschäftigen, so geschickt wissen sie den Ton aufrecht zu erhalten.

Die Bäcker in China geben sich meist mit Backen von Pasteten ab, bei denen der Zucker durchaus nicht gespart wird. Kuchen von allen Sorten und Größen werden für Arme wie für Reiche verfertigt. Eine sehr beliebte Sorte wird mit gehacktem Fleisch, meist Schweinefleisch, gefüllt und reichlich Zucker u. dgl. beigefügt. Der Bäcker hat auf einer Seite einen Klumpen Teig, auf der andern einen Haufen gehacktes Fleisch liegen. Von jenem nimmt er ein Stück, rollt es zu einer Kugel, schlägt diese flach, bedeckt sie mit Fleisch und gibt ihr dann die Kugelgestalt wieder. Diese wird in eine Ringform gelegt und erhält, durch einen einzigen Schlag mit der Hand, die Gestalt eines Kuchens von bestimmter Größe und Dicke.

Der Ofen oder besser die Vorbereitung zum Backen ist einzig in der Form, aber nicht ohne Schafrsinn in der Anlage. Ein unsern kupfernen Kesseln ähnlicher Ofen steht im Zimmer. Die Vertiefung wird mit Holzkohlen angefüllt und eine genau der Oeffnung entsprechende Platte hängt an Ketten von einem Balken herab, der, dadurch daß man ihn höher oder tiefer lassen kann, einem Waagebalken gleicht. Auf diese Platte legt man die Kuchen und anderen Gebäcke, bringt sie dann über das Feuer oder zieht sie zurück, indem man den Balken nach Belieben um seine Achse dreht. Dadurch wird die Schaufel entbehrlich und die zu backenden Gegenstände können auch ganz bequem auf der Platte angeordnet werden. Diese Vorrichtung, durch die man die Kuchen auf das Feuer heben und vom Feuer entfernen kann, entspricht den Krahnen an den Werften, durch die in Schiffe ein- und ausgeladen wird und durch diesen Vergleich wird man im Stande sein, sich von dem Apparate eine deutliche Vorstellung zu machen.

Siebenzehntes Kapitel.

Logik und Metaphysik.

Die Logik der Chinesen beschränkt sich hauptsächlich auf denjenigen Theil, den wir Methode nennen, oder auf die Kunst, unsere Gedanken theils des Gedächtnisses, theils des leichteren Erlernens wegen, in eine gewisse Ordnung zu bringen. Der Chinese zwingt, als ein wahrhafter Anhänger von Hypothesen, alle Arten von Erscheinungen sich in die Schranken seines Systems zu fügen. Er ist ein Despot, der Gesetze für die Natur bildet, statt aus ihr die Gesetze zu entnehmen; dennoch glaubt er eine Autorität für sich zu haben. Er hat zum Beispiel die Bemerkung gemacht, daß die Zahl Fünf sich oft in den Werken der Schöpfung wiederholt und hegt außerdem eine große Achtung vor der Zahl Acht; deßhalb glaubt er, manche Erscheinungen der moralischen wie der physischen Welt ließen sich einer dieser beiden Zahlen unterordnen. In jedem wissenschaftlichen Werke treten ein oder zwei logische Diagramme dem Auge des Fremden entgegen, welche ihn, wenn er ein Engländer ist, an Moore's Almanach erinnern, worin durch gewisse, um einander beschriebene mystische Kreise die Geheimnisse des Schicksals enthüllt werden. Der Chinese beschreibt nämlich mehre Kreise um einen gemeinsamen Mittelpunkt, theilt deren Umfang in fünf oder acht verschiedene Bogen und bezeichnet sie mit den Namen Holz, Wasser, Metall, Erde, Feuer, oder mit den acht Kwa, d. i. den Zeichen der Wahrsagertafel. Diesen entsprechen auf dem Umfange der größeren oder kleineren Kreise die Namen verschiedener Erscheinungen, welche auf die betreffende Wissenschaft Bezug haben. Wie fantastisch, verwirrend und nutzlos diese Kreise auch sind, so ist doch, wenn man sieht, wie nach einer logischen Anordnung gestrebt wird, ersichtlich, daß sich, wie weit sie auch von der Wahrheit entfernt sind, Verstand und kluge Berechnung bei ihnen nicht verkennen lassen.

In ihrer Metaphysik wird die Seele nicht getrennt vom Körper betrachtet, noch werden ihr besondere Eigenschaften beigemessen. Man hält sie für eine Wesenheit von feiner zarter Natur, die nach dem Tode zum Himmel emporsteige, allein in welcher Eigenschaft und mit welcher Begabung, ist nicht angedeutet. Diese Wissenschaft hat, wie sie von den Chinesen betrachtet wird, nichts von dem erhabenen Cha-

rakter, der ihr von der platonischen Schule beigelegt wird; ebenso wenig Verwandtschaft zeigt sie mit dem Materialismus der Neuzeit, denn der Kopf und das Gehirn haben an der Denk- und Gefühlsweise im Allgemeinen keinen Antheil. Den Ansichten jener Philosophie zufolge, welche ich den Materialismus der Neuzeit nenne, wird das Gehirn als der Sitz aller geistigen Verrichtungen, wie auch der Leidenschaften oder jener Gefühle, die den Willen des Menschen bestimmen, betrachtet. Bei den Eingeborenen von China sitzt die Thätigkeit des Denkens wie des Gefühls allein im Rumpfe; der Kopf kommt bei keiner Handlung, wenigstens nicht bei einer Haupthandlung in Betracht. Es scheint ein durchgreifender Grundsatz zu sein, daß jedes der verschiedenen Glieder des Körpers in dem geistigen Bereiche einem Zwecke genügt, der genau jenem im animalischen Systeme entspricht. Das Herz ist die Quelle des Lebens gleich wie es der große Behälter des Blutes und das Hauptorgan zu dessen Kreislauf im Körper ist. Deßhalb ist es der Sitz der Seele, jenes feine subtile Princip, das den ganzen Körper durch Vernunft erhellt. Durch diese Quelle des Lichtes versehen, wird der ganze Körper von Licht durchglüht.

Daß das Herz der eigentliche Wohnort der Seele sei, scheint eine Ansicht zu sein, die ebenso alt ist, wie die Philosophie selber. Man findet sie allenthalben in der heiligen Schrift wieder, wo „die Gedanken" und „die Meinungen des Herzens" anzeigen, daß es als der Sitz des Verstandes angesehen wurde. Der Ausdruck, „es sei denn, daß die silberne Schnur gelöset werde," läßt sich am Besten erklären. wenn man das Herz mit einem Zelte vergleicht, worin der Geist wohnt, einem Zelte, das niedergerissen wird beim Tode, wenn die silberne Schnur oder der kostbare Faden des Lebens getrennt wird.

Das Herz wird mit dem Hofe eines Monarchen verglichen, dem das Licht der Belehrung entstrahlt, während die anderen wichtigen Organe des Körpers ihre verschiedenen Aemter haben. So sind die Lungen das Amt, welches die Berichte entgegennimmt und über sie entscheidet. Ihre Verrichtung, indem sie die Luft durch den ganzen Körper verbreiten, scheint den Begriff hervorgerufen zu haben, daß bei der Willensthätigkeit von hier aus vernunftgemäß alle Vorschriften ausgehen. Es wäre nicht schwer die Aehnlichkeit

der Lungen mit einer Kanzlei nachzuweisen. Die Leber ist das Kriegsministerium, aus welchem die auf Disciplin, militärische Taktik, Kriegskünste u. s. w. bezüglichen Befehle erlassen werden. Die Geneigtheit der Leber, mit dem Geiste zu sympathisiren, wenn er eifrig mit der Ordnung seiner Gedanken oder mit dem Ersinnen von Plänen zur Erreichung eines Zweckes beschäftigt ist, mag die Ursache gewesen sein; weshalb man ihr eine Stelle gegeben hat, bei welcher Geschicklichkeit und Muth in gleichem Masse erforderlich sind. Die Gallenblase ist wegen der Verbindung, in welcher sie zu der Leber steht, und wegen ihrer Wichtigkeit im Körperbau des Menschen, diejenige Behörde, welche die unumstößlichen Befehle erläßt. Die Galle wird von der Leber bereitet; so werden auch entscheidende Maßregeln durch Kriegsrath, Besprechungen u. s. w. beschlossen. Das Pferd hat keine Willenskraft, keine Beständigkeit, weil — so sagen die Chinesen — ihm das wichtige Organ, die Gallenblase mangelt. Die Brust beschützt das Herz und scheint die von den Lungen eingesogene Luft zu enthalten. Sie ist der Sitz der Freude, weil bei freudiger Nachricht sie sich erhebt und bebet. Sie gleicht daher dem Hofe, wohin die Boten ihre Botschaft bringen und von dem Minister entsandt werden. Das Schlagen des Herzens gleicht dem lebendigen Geräusch eines Amtshofes, wo alles Interesse, alles Hast und Eile ist. Der Magen ist der Haushofmeister, der das Eingekommene in dem Staatsschatze aufhäuft. In früheren Zeiten pflegten Regierungsbeamten und Fürsten großen Vorrath aufzusammeln, um in Zeiten der Theurung, wenn das Volk unruhig wurde, die Ruhe durch Vertheilung von Lebensmitteln wiederherstellen zu können. Die japanischen Behörden oder Erbherren befolgen dieses Verfahren und beschwichtigen oft einen wüthenden Aufstand durch eine rechtzeitige Freigiebigkeit. Es wäre dies keine üble Weise, die Repeal-Agitatoren von Irland zu beschwichtigen. Die Milz ist das Organ der „Essenz des Wassers"*), weil sie das Amt des fünffachen Geschmackes ist und man ohne Feuchtigkeit nichts schmecken kann. Sie ist daher nicht allein der Ort, wo das Urtheil

*) Die „Essenz des Wassers" scheint Gas zu sein, was wir mit Chymus, im Gegensatz zu Tsing Schwru (reines Wasser) oder Chylus bezeichnen.

über schmackhafte Sachen erlassen oder ihre Verdienste geprüft werden, sondern ihre Amtsgerechtigkeit erstreckt sich auch auf das geistige Gebiet, sie ist der Sitz jener Fähigkeit, die uns in den Stand setzt, die Schönheiten der Poesie zu empfinden und zu unterscheiden, wie auch die verschiedenen Gewürze, die zur Schmackhaftigkeit einer Speise beitragen, zu beurtheilen. Sie entspricht mithin dem Theile des Schädels, den die Phrenologisten den Geschmacksinn nennen. Die größeren Eingeweide sind der Sitz der Behörde, welche die Anordnungen der Natur entgegennimmt und weiter verbreitet, oder das Taou, indem hier die Nahrung die von den Gesetzen des Weltalls vorgeschriebene Veränderung erleidet. Die kleineren Eingeweide sind bei diesen Verrichtungen behilflich. In der heiligen Schrift ist es das Herz, welches denkt und die Eingeweide fühlen; sie sind der Sitz des Verlangens wie des Mitleids; bei den Chinesen scheinen sie keine solche, unsern Gefühlen entsprechende Bestimmung zu haben. Die Nerven sind der Sitz der Macht, denn die Weisheit, „die Belehrung aus scharfsinnigen Erfindungen schöpft", ist Macht. Aus ihnen stammen daher alle merkwürdigen Künste, sie sind das eigentliche bildende Organ. Das alte Testament scheint das Organ zum geheimen Wohnorte des Gewissens zu machen; nehmen wir nur die Stelle: „Meine Nieren züchtigen mich während der Nacht." Um die Zwölfzahl vollzumachen, finden wir noch vier andere Organe angeführt; drei derselben sind jedoch von unbestimmtem Charakter, indem die chinesischen Schriftsteller nur unklare und einander widersprechende Winke in Bezug auf ihre Form und Lage geben; indeß können wir sie füglich übergehen, weil sie keinen Antheil an der geistigen Organisation haben und nur bei dem Geschäfte der Secretion mitwirken sollen. Nach den Ansichten neuerer Forscher zerfällt das Gehirn wie eine Meierei in verschiedene Theile, und man erwartet von jedem Felde eine bestimmte, der Natur des Bodens entsprechende Frucht. Bei den chinesischen Untersuchungen über diesen Gegenstand werden den Theilen, welche verdienstlich zur Erhaltung der Gesundheit mitwirken, ehrenvolle Posten in der Republik der Gedanken und Empfindungen beigelegt. Ich sage in der Republik, nicht in der Monarchie, denn Alle dienen und befehlen zugleich; die Wage der Macht bleibt so lange gleich, als die Gesundheit währt, und verliert das Gleichge-

wicht, wenn Krankheit eintritt. Das Gehirn wird bei uns als der Mittelpunkt des Denkens und des Gefühls angesehen, und zwar mit Recht, weil wir die Erfahrung gemacht haben, daß die geistigen Fähigkeiten bei den niedern Thierclassen der Entwickelung dieses Organes entsprechen. Aber die verschiedenen Organe, welche die Philosophie oder Metaphysik der Chinesen mit dem wesentlichen Theile der verschiedenen Verrichtungen belastet hat, sind übrigens durch das Nervensystem so genau mit dem Kopfe verbunden, daß die Gesundheit des Geistes und die des Körpers in hohem Grade unzertrennlich sind.

Achtzehntes Kapitel.

Die chinesische Sprache.

Die chinesischen Gelehrten, welche auf Kanghe's Befehl die Zusammenstellung eines Wörterbuches unternahmen, verstanden die Grundsätze, nach denen ihre Sprache gebildet worden, nicht; ihre Arbeiten bezeichnet daher eine mühevolle Dunkelheit und eine Verdrehung der philosophischen Methode, die wohl schwerlich auf dem ganzen Gebiete der Literatur ihres Gleichen finden möchte, und fremde Gelehrten haben sich diesen Vorgängen mit einer Ergebenheit angeschlossen, die nur bedauern läßt, daß sie auf eine so irrige Ansicht verwandt wurde. Hierin liegt die Quelle jener Dunkelheit die bisher über alle die chinesische Sprache betreffenden Fragen geherrscht hat. Die endlosen verworrenen Formen, in welchen sie sich uns bisher gezeigt hat, sind einzig den chinesischen Lexicographen zuzuschreiben, die unerfahren in wissenschaftlichen Untersuchungen und ohne die Vorschriften der Grammatik im Allgemeinen zu kennen, gar nicht im Stande waren, ein vernunftgemäßes System zu ersinnen, wie nahe bei der Hand sich auch die Materialien befinden mochten. Es wird nicht unmöglich sein, einen kurzen Begriff von dem von ihnen befolgten Verfahren zu geben, ohne dabei der chinesischen Charaktere zu bedürfen.

Einige der gewöhnlichsten Wortendungen der deutschen Sprache sind k e i t, u n g, l i c h, t h u m, s c h a f t

u. s. w.*) Angenommen ein Sonderling setze sich hin und wollte alle auf **keit** endenden Worte niederschreiben, dann ebenso mit den Silben **ung**, **lich**, **thum**, **schaft** u. s. w. verfahren, so würde ein in dieser Art zusammengestelltes Wörterbuch von unserer Etymologie eine sonderbare Vorstellung geben, und dem Lernenden nicht wenig Verwechselung und Verwirrung erschaffen. Nun enden abir nicht alle Worte auf diese Sylben, man mußte also suchen, diese unter eine der angenommenen Ordnungen einzuschalten, was folgender Maßen geschehen könnte: Worte, die eine ke am Anfang oder in der Mitte, oder am Ende haben, wurden unter **keit** geordnet; Worte, die ein g enthalten unter **ung**, l unter **lich** und t unter **thum**. Unsere Sprache wurde nach diesem neuen und eigenthümlichen Plane der Lexicographie behandelt, gleich einem Wirrwarr von Unbegreiflichkeiten aussehend, die einen Jeden in Verlegenheit setzen möchten. Nun haben die Chinesen und ihre Nachahmer ein diesem ganz analoges Verfahren beobachtet; man braucht sich daher nicht zu wundern, daß die Ableitung in einer so wortreichen Sprache Allen, die einen Blick darauf werfen, parodox scheint. Die zweihundert und vierzehn sogenannten Wurzelwörter gleichen nach der Häufigkeit des Vorkommens und der Anwendung den Sylben **keit**, **ung**, **lich**, **thum**, **schaft** u. s. w. und wurden ohne die mindeste Begründung als die Bestandtheile aller übrigen Begriffe in der Sprache angesehen, die man, dem System zu Liebe und in Widerspruch mit allen Grundsätzen der Vernunft und der naturgemäßen Logik, zerlegte. Darin liegt der Irrthum aller angestellten Versuche einer Classification der Wörter, den des Dr. Marshmann nicht ausgenommen.

In der Analyse, welche ich in dem Septemberhefte des „Chinese Repertory« vom Jahr 1838 in Vorschlag brachte, sind etwa fünfzehnhundert Wörter, nebst den angemessenen Schriftzeichen als Stammwörter behandelt und jenen Wurzelwörtern beigefügt; sie sind demnach die Wurzeln der Sprache. Sie entsprechen den Wurzelwörtern der hebräi-

*) Ich habe versucht, die Erklärung des Verfassers, welche sich auf die englische Sprache bezieht, auf die deutsche anzuwenden, und mich dabei, wenn die englischen Beispiele nicht für unsere Sprache paßten, andere geeignete in der deutschen aufzufinden bemüht. W.

schen und anderen orientalischen Sprachen, wie auch den Urwörtern der unsrigen. Einige dieser Worte enthalten einen Hauptbegriff wie König=, andere einen Nebenbegriff wie thum, in Königthum. In meiner Analyse folgen die Ableitungen nach den Stammwörtern, gerade wie es mit der deutschen Sprache geschieht, weil sie in derselben Weise gebildet sind, die bei der Bildung anderer, alter und neuerer Sprachen instinctmäßig beobachtet wurde. Jeder dieser Wurzeln eine bezeichnende Bedeutung beizulegen, hat mir bereits viele Zeit geraubt und es würde noch mehr derselben erforderlich sein, ehe das Werk vollendet wäre. Je weiter man vorrückt, desto größere Verwandtschaft erlangt die chinesische Sprache bei jedem neuen Schritte mit andern auf einfache Grundsätze zurückgeführten Sprachen, desto mehr beweis't sie uns, daß die Nationen Ostasiens und Westeuropa's, von Natur aus unter ähnlichen Verhältnissen lebend, in sprachlicher Beziehung ähnliche Grundsätze befolgten. In dem von mir gegebenen Umriß haben wir ein Seitenstück zum Arabischen, Teutonischen und zum Sanscrit, insofern wir alle zusammengesetzte Worte, durch eine leichte und erfahrungsgemäße Methode auf einfache zurückführen können. Wollte man zu beweisen versuchen, daß das Chinesische in seiner Zusammensetzung von allen andern Sprachen durchaus nicht verschieden ist, so möchte dies beim ersten Anblick thöricht erscheinen, allein ehe ein Vierteljahrhundert vorüber ist, wird man erstaunen, wie jemals Einer dieses hat in Zweifel ziehen können. Einige Philologen, deren Freundschaft ich genieße, haben meine Behauptung bestritten; ich begehre nur, daß weder sie noch Diejenigen, welche mir beistimmen, meiner Ansicht auf guten Glauben beistimmen, sondern daß sie nach eigener Untersuchung über den Gegenstand urtheilen.

Wenn wir dem Mangel an geistiger Einsicht und Scharfblick ein System zuschreiben müssen, das aus einer schönen Sprache eine verworrene Masse widerstrebender, unvereinbarer Elemente gemacht hat, so verschulden nicht minder die fremden Gelehrten, welche sich den luftigen Träumen einer ideographischen Schrift hingegeben haben; sie haben sich selber und Alle, die ihnen Glauben beimaßen, getäuscht, denn es gibt in der Sprache kein Symbol ohne einen Ton. Drucker und Pedanten haben gewisse Zeichen erfunden, die für Beispiele ideographischer Schrift gelten sollen; z. B. im Buche

des heil. Isidor begegnen wir fünf und zwanzig solcher Zeichen, aber sie machen keinen Theil der Sprache aus, und zwar aus einem entscheidenden Grunde, — sie lassen sich nämlich weder lesen noch aussprechen. Die Menschen bedienten sich zum Ausdrucke ihrer Gedanken gewisser Töne, ehe sie ein Bild oder eine graphische Darstellung anwandten, um das eine oder das andere dem Geiste vorzuführen. Der Chinese nannte ein Schaf Yang, ehe er sein Bild zeichnete oder ein Schriftzeichen dafür erwählte; als er dies Bild vollendet hatte, nannte oder las er es Yang. Ihm wie Allen, welche dieselbe Sprache redeten, rief es sogleich den Ton und den Begriff in's Gedächtniß, und ich lege es daher als einen Grundsatz nieder, daß alle chinesischen Charaktere eben so gut einen Ton mit sich verbinden, wie jedes Wort oder jeder Buchstabe in unserer Sprache, denn die Einwohner China's lesen diese Wörter gerade wie wir diejenigen, die wir von Kindesbeinen an erlernt haben. Nicht alle Eingeborenen lesen die Charaktere in demselben Tone, sondern mit Modulationen des Tones, denn sie haben gleich den Griechen ihre verschiedenen Dialecte. Die Japaner und die Liu-tschu-Einwohner, die eine abweichende Sprache besitzen, können das Chinesische ohne vorhergehendes Studium ebensowenig lesen, wie jeder andere Europäer. Als ich einem Eingeborenen einst das neuntausend zwei und fünfzigste Wort in „Morrison's Wörterbuch" vorlegte, las er es Siu, d. h. so, wie es im Chinesischen gesprochen wird, während ein Anderer es Osami nannte, wie es in seiner eignen Sprache heißt. Wenn mich ein fremder fragte, was dies für ein Schriftzeichen sei, würde ich ihm Siu antworten; fragte er nach der Bedeutung, so würde ich hinzufügen lenken, was gleichbedeutend ist mit Osami. Diese Sachen sind an und für sich so einfach, daß jeder Versuch, sie noch klarer zu machen, nur zu deren Verwirrung dienen würde.

Ich behaupte, daß im Chinesischen jedes, die Wurzel- oder Stammwörter ein angemessenes Symbol hat, welches sowohl den Ton wie den Begriff in sich schließt. Die abgeleiteten Wörter, die sich auf mehr als vierzigtausend belaufen, entstehen durch die Verbindung zweier oder dreier Worte mit einander, wie es auch in unserer Sprache geschieht. Haus und Uhr sind zwei unserm Ohr und unserm Verstande gleich bekannte Stammwörter; wünschen wir eine

Uhr zu bezeichnen, die für das Haus bestimmt ist, so vereinigen wir sie zu einem Worte, Hausuhr. Wacht und Haus sind ebenfalls Stammworte und bilden, wenn sie vereint sind, ein zusammengesetztes Wort, das seine eigene Erklärung in sich trägt, eben weil die Grundbegriffe so deutlich sind. Mein Zweck bei der Anlage eines chinesischen Wörterbuchs wäre demnach, die Bedeutung der Urwörter so bestimmt festzustellen, daß sie, zusammengesetzt, ihren Begriff ebenso klar in sich tragen, wie die Worte Wachthaus, Hausuhr u. s. w. Einige unserer Worte bestehen aus drei Urwörtern, wie Kaufmannschaft aus Kauf, Mann, schaft. Dies kommt auch im Chinesischen vor; allein in dem eben genannten Falle betrachten wir Kaufmann als ein einfaches Wort, weil wir lieber zwei kleine Gruppen haben, wie eine sehr große; und dies scheint der Grundsatz zu sein, den man bei Bildung der Sprache im Auge gehabt hat.

Das Chinesische hat noch eine andere, deßhalb der Erwähnung werthe Eigenthümlichkeit, weil sich in keiner Sprache ein Gegenstück dazu nachweisen läßt. Setzen wir z. B. die Worte Wacht und Haus zur Aufstellung eines Begriffes zusammen, so würden sie beim Lesen nicht Wachthaus, sondern Haus sagen; um aber Zweideutigkeit zu vermeiden würden sie diese besondere Gattung eines Hauses dadurch bezeichnen, daß sie das Wort mit einem verschiedenen Tone oder einer andern Modulation der Stimme aussprechen. Hierin liegt die Hauptschwierigkeit der chinesischen Sprache, die das Erlernen und das Analysiren bedeutend erschwert. Doch jede Sprache hat eine Eigenthümlichkeit, bei der ein Jeder strauchelt und die den Fremden bei seinen ersten Anfängen verwirrt. Das Malayische, anscheinend die leichteste aller leichten Sprachen ist bei der Anwendung einiger weniger Worte so eigenthümlich und fein, daß selbst der Scharfsinn des Geschicktesten nicht selten in Verlegenheit geräth. Allein man unterscheide eine Schwierigkeit von einer Unlösbarkeit; jene kann durch Nachforschen, diese aber nur durch eine Aufdeckung aufgehellt werden. Es kann überhaupt keine Unlösbarkeit in irgend einer menschlichen Erfindung sein, wenn wir auch im gewöhnlichen Leben oft dieses Ausdruckes uns bei Aufgaben bedienen, die nicht leicht zu erforschen sind.

Man hat den einsylbigen Charakter der chinesischen Sprache als ein charakteristisches Unterscheidungszeichen derselben von

allen übrigen aufstellen wollen. Daß die zusammengesetzten Wörter mit einer einzigen Sylbe bezeichnet werden können, wie Landhaus durch Haus, ist eine ganz besondere Eigenschaft; daß aber die Stammwörter einsylbig sind, ist keine Eigenthümlichkeit, denn die Ur- oder Wurzelwörter in allen Sprachen sind einsylbig und scheint dies in einem von der Natur uns eingepflanzten Gesetze zu beruhen. Alle einfachen Wörter unserer (der englischen) Sprache, die saxonischen Ursprungs sind, haben nur eine Sylbe. Die Hauptthätigkeiten des menschlichen Lebens, die Körpertheile, die Nahrung, die Hausgeräthe, die gemeinen Pflanzen des Feldes und das Vieh auf den Wiesen werden mit einsylbigen Wörtern bezeichnet, wie: schlaf(en), lauf(en), geh(en); Kopf, Ohr, Hand, Mund; Brod, Salz; Stuhl, Tisch, Bank; Schaf, Ochs, Kuh, Hirsch. Wenn sie mehr als eine Sylbe haben, so sind es abgeleitete Wörter wie Finger von Fang oder fremde Worte wie Tafel, Butter u. a. Es wäre eine belehrende Uebung für Jemanden, der tiefer in die Principien seiner Muttersprache eindringen wollte, das Saxonische oder in dessen Ermangelung ein oder das andere Wörterbuch zu Rath zu ziehen, und die saxonische Composita auf ihren Ursprung zurückzuführen. Eine solche Untersuchung würde zeigen, daß sie sämmtlich einsylbig sind. Im Lateinischen und Griechischen ist diese Thatsache so in die Augen fallend, daß wir nur ein Wörterbuch in die Hand zu nehmen brachuen, um uns davon zu überzeugen. Die aus drei Buchstaben bestehenden Wurzeln der hebräischen Sprache scheinen eine Ausnahme von dieser Regel zu sein; aber die einfachen Begriffe haben im Chaldäischen und Syrischen nur einen Vocal und viele hebräische Wörter haben gleichfalls nicht mehr wie einen. Die Punktirung bei den Masoreten legt ein weiteres Zeugniß für die einsylbige Natur der Wörter in ihrem ursprünglichen Zustande ab und zeugt zugleich von ihrem hohen Alter. Diese aus drei Consonanten bestehenden Worte gleichen den Wörtern thistle, nettle, die nicht thist-el und net-tel sondern thist'l und net'l ausgesprochen werden*) und einer einzigen Sylbe näher wie zweien kommen. Liang

*) Auch im Deutschen werden die obigen Wörter, Distel, Nessel, der Aussprache nach, fast wie einsylbige behandelt.
W.

Hiin, Tsiun werden bei den Chinesen wie einsylbige Wörter behandelt, obschon die Wörter Nessel und Distel eher darauf Anspruch machen könnten. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß einige dieser chinesischen Wörter Composita sind, eine Vermuthung, die, wie ich denke, sich bestätigt finden wird, wenn man in China weitere Untersuchungen angestellt haben wird. In den polynesischen Sprachen wird den Wurzelwörtern am Ende ein Vocal angehängt oder ein solcher zwischen zwei Consonanten eingeschoben, um einen dem Ohre angenehmen Schall hervorzubringen, oder die Aussprache zu erleichtern; so mögen viele zweisylbige Wörter, die ursprünglich nur eine Sylbe hatten, entstanden sein.

Die Entstehung der Sprache ist als eine zu lösende Aufgabe behandelt worden; aber die heilige Schrift gibt uns ein Mittel an die Hand, das Geheimniß ohne große Mühe zu durchdringen. Als der Mensch sich noch im Paradiese befand, ward er durch ein höheres Wesen angewiesen, seine Sprachorgane anzuwenden, indem er allen Thieren, die an ihm vorübergehen mußten, einen Namen ertheilen sollte. Jedes der lebendigen Wesen wurde durch einen einsylbigen Laut bezeichnet und dieser Laut wurde der Name. „Und wie Adam jedes lebendige Thier benannte, das war sein Name.“ Die ihn umgebenden Gegenstände wurden wahrscheinlich ebenso behandelt und so sah sich der Mensch im Besitze einer Anzahl einsylbiger Wurzelwörter, aus denen er eine hinreichende Menge von Ableitungen bildete, die den gewöhnlichen Zwecken der Mittheilung entsprechend waren. Alle Nationen haben diese Methode angenommen, und wir schließen daraus, daß Adam der erste war, der dies Beispiel gab. Die beliebte Ansicht, als sei diese Benennung der Thiere des Feldes ein Beweis der geistigen Bevorzugung des Adam gewesen, wird durch keine Erfahrung in der Zoologie oder in der Philosophie der Grammatik gerechtfertigt; sie ist nur eine Träumerei, durch einen Zufall aus einem der alten Schlupfwinkel der Metaphysik entwichen, die mit verwitterten Gebilden gefüllt sind, welche von stubenhockenden Philosophen Essenzen genannt werden. Adam konnte nichts von den Eigenschaften oder der Natur eines Löwen kennen, wenn er ihm nicht zu seinem Lager folgte oder seinen Leib aufriß. Selbst die Engel lernen durch Beobachtung; nur die Gottheit allein ist fähig mit einem einzigen Blicke die Natur der Dinge zu

ergründen. Dadurch waren unsere Voreltern das, was sie zu sein strebten, Götter, die das Gute vom Bösen unterscheiden. Die oberflächlichste Kenntniß der Sprache lehrt schon, daß kein Wort im Stande ist, die Natur eines Löwen oder jedes andern Thieres auszudrücken. Ein aus zwei Wörtern bestehender Name kann bezeichnen, daß ein Thier einen langen Schweif, einen Höcker auf dem Rücken hat, aber um eine Charakteristik derselben im Auszuge zu geben, bedarf es schon mehrerer Sätze.

Als Adam den Sachen Namen gab, waren die ersten Worte Substantiva, dann entstanden Zeitwörter, welche die Thätigkeit oder Gewohnheit der bezeichneten Substantiva andeutete. Die gemeine Sprache liefert Beispiele davon, wie ferret (Frettchen), to ferret d. h. ein Wesen gleich einem Frettchen zu seinem Schlupfwinkel hinaustreiben; dog (Hund) to dog, Jemanden auf den Fersen folgen, wie dieses Thier. Im Chinesischen entstanden zuerst Hauptwörter und wurden durch ihre biegsame Natur in Zeitwörter, Eigenschaftswörter u. s. w. umgewandelt. Die englische Sprache ist besser wie irgend eine andere Sprache geeignet, den Geist der chinesischen Sprache zu durchdringen, was auf der Thatsache beruht, daß viele Wörter und Sätze noch jetzt viel von ihrer ursprünglichen Einfachheit beibehalten haben.

Von woher empfing der Mensch die ersten Winke zur Bildung eines Schriftalphabets? Das ist eine mit der eben behandelten eng zusammenhängende Frage. Die Antwort ist aus der Hieroglyphen-Schreibart oder einer Bilderschrift zur Bezeichnung gewisser Dinge und Thätigkeiten, sowie sich deren die Aegypter und die Chinesen bedienten. Sollte ein fremdes Wort geschrieben werden, so war kein anderes Mittel als ein oder mehre wohlbekannte Symbole zu wählen und dadurch nicht den Sinn, sondern den Klang dieses fremden Wortes wieder zu geben versuchen. Wollte man etwa das englische Wort lay (ein Minnelied) dem Klange nach nachahmen, so würde der Chinese le als den nächstliegenden Laut wählen, was Vortheil, Interesse bezeichnet. Das so angewandte Schriftzeichen würde nicht die Idee, sondern nur den Schall oder die Aussprache angeben. Hätte man sich einmal entschlossen, die Schriftzeichen nicht zur Andeutung des Sinnes, sondern nur des Schalles anzuwenden, so konnte der Chinese jede dem Worte le nahekommende Sylbe in seiner

eigenen Sprache, durch dieselben Schriftzeichen ausdrücken; z. B. leang würde, statt ein eigenes angemessenes Symbol zu haben, in zwei Sylben — le-ang — zerlegt und mit zwei Schriftzeichen le und ang, die nur den Klang vergegenwärtigen, geschrieben werden. So haben es die Japanesen (die den Chinesen ihr Alphabet entlehnten) gemacht; jedes Schriftzeichen besteht aus einem Vokal und einem Consonanten. Darin stimmt die Schrift auch mit dem Sanskrit und wie es scheint, mit dem Hebräischen und den verwandten Dialecten überein. Wollte man le noch mehr zerlegen, so könnte man dies dadurch bewirken, daß man das Schriftzeichen für l wähle und e (Kleidung) statt des Vocals gebrauche, alsdann wäre die alphabetische Schreibweise angewandt. Bis zu diesem Grade haben es die Koreaner, welche, ebenso wie die Japaner, ihr Alphabet den chinesischen Schriftzeichen entnahmen, gebracht. Demnach bilden das Chinesische, das Japanische und das Koreanische eine fortschreitende Entwickelung der Schrift, von dem ersten Streben nach Sinnbilderei bis zur endlichen Zerlegung in ein Alphabet, wodurch alle zur Zusammensetzung eines Wortes erforderlichen Laute als die einfachen Bestandtheile zur mündlichen Mittheilung benutzt werden. Es ist nicht leicht einen Leser durch bloße Anführung dieser Thatsachen von der Stärke der Beweisführung zu überzeugen, aber wenn er Muße hat, so mag er einige Aufmerksamkeit auf das Chinesische und nebenbei auf das Japanische und auf das Koreanische richten und er wird einsehen, worauf meine Behauptungen sich gründen. Es sollte mich freuen, Männer von Einsicht sich dieser Sache annehmen zu sehen, und zwar unabhängig von den sonderbaren und närrischen Ansichten, die man in den chinesischen Wörterbüchern so häufig antrifft. Sie würden eine Aufgabe finden, die durch ihre Belehrung wohl ihre Mühe zu lohnen und ihren Eifer anzuregen geeignet ist, wenn sie nur die Vortheile im Auge halten, die unserm Vaterlande sehr bald durch einen fortgesetzten Verkehr mit jener Nation erwachsen werden.

In der griechischen und arabischen Sprache und in jener der Sandbwichinseln, die wir wegen ihrer Entfernung von einander in Bezug auf grammatische Verhältnisse auswählen, bediente man sich jederzeit gewisser Consonanten oder digammatischer Laute, und durch ihre Verschmelzung mit Vokalen

Wohlklang zu erzeugen und zu befördern. Im Griechischen scheinen diese Laute v, w, g, s, h und ph gewesen zu sein. Im Arabischen sind w und y Digammas, in welche man u und i des Wohlklangs wegen umwandelte. Im Polynesischen sind w und v gleichfalls Digammas. „Sieh her", wird Nana maï ue geschrieben, aber Nana may vue ausgesprochen; uahein wird wahein, oahu wahu gelesen. Im Griechischen nahmen die Vokale, wenn sie ein Wort anfingen, unter gewissen Umständen am Anfang einen Consonanten an, der je nach der Verschiedenheit des Dialects, ein anderer ist, wie h, v, w, y, s, g, ph. Die Chinesen haben dieselbe Methode in Anwendung gebracht und lesen sowohl an wie gan, d. h mit oder auch ohne Vorsetzung eines Anfangsconsonanten; w verwandelt sich in y, h in k und s, und y in g; so wird also yi ausgesprochen gi. Auffallend ist es, daß die Laute, die ich in Ermangelung einer angemessenen Benennung Digammas nannte, im Chinesischen genau dieselben sind wie im Griechischen. Diese Uebereinstimmung muß aus einem von der Einrichtung der Sprachorgane abgeleiteten Gesetze herrühren. Bei der Feststellung der Aussprache des Chinesischen muß man wohl auf diese verschiedenen euphonischen Buchstaben achten und sich ihren der Veränderung unterworfenen Charakter merken, weil man sonst leicht in Verlegenheit gerathen kann, indem z. B., je nachdem der Bewohner einer andern Provinz es ausspricht, hiin auch kiin oder siin gelesen wird,

In Bezug auf die Etymologie (d. i. auf die Ableitung der Wörter von gewissen ursprünglichen Wurzeln, die einsylbig sind, mit gleichzeitiger Anwendung biegsamer und veränderlicher Laute) weicht das Chinesische nicht von den andern Sprachen ab. Durch das Studium derselben sieht man, daß es keine Zeichen ohne Laute gab, eine Thatsache, die genau bestätigt, was schon eine vernunftgemäße Betrachtung uns an die Hand gibt. Durch diese letztgenannte Erfahrung lös't sich eine Menge von Hirngespinsten, so daß wir Manches im wahren Lichte sehen können. Durch eine Untersuchung des Ueberganges vieler ihrer Schriftzeichen in das Alphapet der Japanesen und der Koreanen erlangen wir eine kurze, aber höchst genügende Uebersicht der verschiedenen Stufen, durch welche die alphapetische Schrift den Zustand ihrer jetzigen Vervollkommnung erstieg.

Die Bilderschrift der Aegyptier erlitt dieselbe Veränderung, indem ein Symbol für das ganze Wort durch mehre Symbole, einer für jeden seiner Vokale und Consonanten, ersetzt wurde. Anfangs trug das Symbol den Laut und den Sinn in sich; später deutete es nur den Klang an, wurde also eigentlich ein Buchstabe des Alphapets. Als Dr. Young die Entdeckung machte, daß diese Hieroglyphen Töne andeuteten, legte er den Grund zu allen nachfolgenden Entdeckungen und vertrieb dadurch den bösen Geist, der so lange Zeit die Kunde der ägyptischen Sprache in diamantenen Ketten gehalten hatte. Man hat öfter versucht, sein Verdienst zu schmälern, aber Jeder, der nach einem reiflichen Studium über diesen Gegenstand ein Urtheil zu fällen berechtigt ist, wird ihn stets hoch in Ehren halten. Champollion und seine Schüler verdienen gleichfalls unsterbliches Lob dafür, daß sie Young's Ideen mit so viel Talent und Ausdauer verfolgten. Um das Bereich der grammatischen Philosophie ganz zu erforschen, fehlt nur eines, nämlich eine vollständige Analyse der chinesischen Sprache, die schon in so hohem Grade ausgebildet ist, daß sie ohne Zweifel endlich zur Vollendung gelangen wird. Gesundheit, Leben oder Muße werden mir vielleicht nicht gewährt sein, alle Einzelnheiten auszuführen; doch wenn der Plan vorgezeichnet ist und einige Theile zu Stande gebracht sind, wird es Andern, denen ein längeres Leben und glücklichere Anlagen beschieden sind, nicht schwer fallen, das geordnete System aufzustellen.

Neunzehntes Kapitel.

Beredsamkeit der Chinesen.

Das Chinesische hat, obschon es eine sehr reiche Sprache ist, dennoch einen fühlbaren Mangel an Vokaltönen oder wenigstens an solchen Lauten, die durch die alphabetische Schrift ausgedrückt werden können. In Dr. Morrison's Sylben-Wörterbuch belaufen sie sich auf 411, in der That eine sehr geringe Anzahl, und obgleich die ganze Aussprache, bevor ein bestimmtes Urtheil darüber gefällt werden kann, noch einer genaueren Durchsicht bedarf, so glaube ich dennoch, daß diese Zahl sich nicht besonders vermehren dürfte, wenn

man auch jeden irgendwie im Gespräche noch vorkommenden Ausdruck hinzufügen wollte. Wegen dieser seltenen Wiederkehr der Wurzeltöne machen viele Worte von der verschiedensten Bedeutung auf das Ohr des Fremden denselben Eindruck; aus diesem Grunde findet man in unsern Wörterbüchern Schriftzeichen unter demselben Klange aufgeführt, deren Sinn himmelweit von einander abweicht. Die Sinnlosigkeit dieser Einrichtung ist Niemand ganz deutlich zu machen, der nicht einem die „Sprache der Mandarinen" lehrenden Chinesen zugehört und manche kostbare Stunde über den Seiten seines Quartbandes verschwitzt hat, ohne den ihm von seinem Lehrer angegebenen Laut auffinden zu können. Um den nothwendig bei der Unterhaltung daraus entstehenden Zweideutigkeiten und Mißverständnissen vorzubeugen, bedienen sich die Chinesen zweier scharfsinnigen Mittel. Sie nehmen nämlich erstens ein Wort von ähnlicher Bedeutung und stellen es neben dasjenige, welches man anzuwenden wünscht. Kiin bedeutet z. B. sehen; es kann aber auch heißen gaffen, ein Etablissement, mit der Hand ergreifen, fest oder solid; wenn aber kan, d. h. gaffen, damit verbunden wird, so ist die Zweideutigkeit beseitigt und kan kiin heißt dann so viel wie sehen.

Die zweite Methode, um den durch gleichen Klang für verschiedene Worte bisweilen entstehenden Doppelsinn zu entfernen, besteht in der Anwendung der Accente, die, wenn sie auch fast in allen andern Sprachen vorkommen, dennoch im Chinesischen einen Nachdruck und eine Bestimmtheit haben, die durch den gleichbleibenden oder den sich verändernden Ton der Stimme bei den Sprachen der Völker des Westens nicht zu erreichen sind.

Man zählt im Chinesischen vier Accente oder vier verschiedene Arten der Modulation der Stimme; die Stimme kann aufsteigen, niedersteigen, eine Zeit lang auf derselben Höhe bleiben oder dieselben nur flüchtig berühren. Diese vier Modulationen lassen sich mit Hülfe einer Violine zugleich dem Ohre und dem Auge deutlich machen. Wenn, während der Bogen über eine Seite gestrichen wird, der Finger von B auf C springt, so haben wir ein Beispiel des Schang sching oder der aufsteigenden Modulation; geht der Finger dagegen von C auf B, so haben wir den Keusching oder die herabsteigende Modulation; doch wenn der Finger ruhen

bleibt, während der Bogen sanft über die Saite gezogen wird, so haben wir die gleichbleibende oder gehaltene Modulation, den Ping-sching. Wenn statt des lang gezogenen Tones der Bogen, während der Finger unbewegt bleibt, durch eine plötzliche Wendung des Handgelenks eine andere Art Staccato- oder abgerissener Ton erzeugt wird, so würde dieser dem Dschu-sching oder abbrechenden Tone entsprechen. Der nachdenkende Leser wird uns vielleicht in's Gedächtniß rufen, daß jede dieser Modulationen mit dem höhern oder tiefern Tone der Stimme erzeugt werde, mithin jeder derselben doppelt vorkommen könne. Diese Folgerung wäre richtig, denn die Eingeborenen zählen acht Modulationen, vier hohe und vier tiefe, deren jede durch einen besondern bezeichnenden Namen ausgedrückt wird. Man hat versucht, diese Modulationen durch Musiknoten zu bezeichnen; allein dieser Versuch war ein unglücklicher, denn wir haben kein Symbol, um anzudeuten, daß man auf der Violine von B auf C springe, wenn es gleich, um Effekt zu erzielen, bisweilen vorkommen mag; auf der Flöte, dem Pianoforte und der Orgel ist dies sogar eine Unmöglichkeit.

Die Griechen, die ein sehr scharfsinniges Volk waren und genau gezogene Gränzen liebten, lehren uns, daß beim Singen die Stimme von Note zu Note schreitet oder sich diastematisch bewegt; beim Sprechen dagegen gleitet sie auf und nieder, ohne auf einem Tone zu ruhen, oder, wie sie sich ausdrückten, sie bewegt sich beständig. Die betreffenden Beobachtungen kann man bei Aristoxenus und andern Schriftstellern über Musik, in der Einleitung zu ihren Schriften finden. Die chinesische Modulation ist eine Zusammensetzung von Singen und Sprechen, eine Recitativweise, zu der sich kein Seitenstück nachweisen läßt. Es kann uns daher nicht wundern, daß sie einen sonderbaren Eindruck auf das Ohr des Zuhörers ausübt, wenn er von fremden Küsten kommt. Dieser Eindruck wird durch reiflicheres Studium eher geschwächt als gestärkt, denn das Ohr wird dadurch schärfer und faßt die Eigenthümlichkeiten genauer auf. Wenn etwa Jemand, der sich der Sprache befleißigt, einen Fremden reden hört, der vielleicht einen Eingeborenen, wegen der durch eine Operation oder eine Amputation verursachten Schmerzen zu beruhigen sucht, und ein anderer Eingeborener diese Worte, um sie dem Leidenden deutlicher zu machen, wiederholt, so

wird man einen auffallenden Unterschied bemerken. Die Aussprache des Einen ist von unbeschreibbarer Zahmheit, in jener des Andern liegt eine Kraft und eine Fülle der Bedeutung, die den Sinn nicht blos zu dem Ohre, sondern auch ins Herz des Zuhörers trägt. Der durchgängige Umfang der Stimme bei der auf und absteigenden Modulation scheint mir so viel wie die Intervalle zwischen B und C, also ein halber Ton zu sein und der Unterschied zwischen den hohen und niedern Modulationen eine Quinte zu betragen. Es ist indeß nicht nöthig, die Gränzen der Stimme so genau zu ziehen, da jeder beim Sprechen seinem eigenen Wohlgefallen sich überlassen kann. Will er auf ein Wort den Nachdruck legen, so kann er auf dem Tone verweilen, indem er mit der Stimme auf- und niederfährt, schnell oder langsam redet, einen langgehaltenen Ton ausstoßt oder einen kurzen Ton ungewohnlich schnell abbricht.

Bei den Gesprächen, Disputen und Streitfragen der Chinesen sind diese Modulationen von der höchsten Wichtigkeit und scheinen, weit entfernt, dem Sprechenden durch ihre genaue Beobachtung Schranken anzulegen, der Stimme nur desto größeren und freieren Spielraum zu gewähren. Der Chinese liebt es mit Worten zu donnern und es kömmt mir vor als wenn es ihm so viel Genuß bereite, einen Strudel von Flüchen auszustoßen, als einem streitsüchtigen Manne eine gute Tracht Prügel zu ertheilen. Bei solchen Gelegenheiten steht besonders die gehaltene Modulation — das Ping Sching in der höchsten Achtung, weil sie den Redenden in den Stand setzt, einen fast unaufhörlichen Sturm in die Pforte des Gehöres zu donnern, so daß ein Ausstoßen einsylbiger Worte die zehnfache Wirkung derjenigen erreicht, die möglich ist, wenn man jene Verstärkung dabei nicht in Anwendung bringt. Die Chinesen sind sehr große Freunde von Monopolen, zum wenigsten ist die Regierung äußerst geneigt, denselben Schutz angedeihen zu lassen; doch hat nicht allein das männliche Geschlecht das Vorrecht sich der Mundartillerie zu bedienen; denn die schönen Damen setzen bisweilen die ihnen von den weisen Sittenlehrern auferlegte Schicklichkeit so sehr hintan, daß sie hervorkommen und auf öffentlicher Straße mit einander zanken. Dann ist das Ping Sching an seinem rechten Orte, fliegt mit Windesschnelle über das wohlgepflügte Thal und würde, wäre ein Echo in

der Nähe, eine ebenso neue als anziehende Wirkung hervorbringen; anziehend in sofern die Stimme der Frauen meist klangvoll, die Aussprache meist klar und deutlich ist, besonders wenn das Gefühl der Rede größeren Nachdruck verleiht; daher wird der Fremde, der sich mit dem chinesischen Accent und der Beugung der Stimme bekannt zu machen wünscht, hier die beste Gelegenheit zu seiner Ausbildung finden. Wer es dagegen vorzieht, sich die Unterschiede im Tone und der Wirkung auf eine weniger geräuschvolle Weise anzueignen, möge nur auf die Verkäufer von Spezereien in der Straße lauschen, welche nicht bloß dieselben mit großem Wortschwall anpreisen, sondern auch mit einer großen Zungengeläufigkeit solch eine Lebendigkeit und Gewandtheit der Geberden verbinden, daß man zu glauben versucht ist, sie seien zu besserer Beschäftigung fähig als großsprecherische Anpreisungen unter einem Haufen ungebildeter Leute, die nur zuhören und lachen, auszuschreien.

Wie wichtig es ist, einen genauen Unterschied zwischen den Modulationen zu machen, muß oft der Fremde erfahren, der sich abmüht, um sich den Eingeborenen, die er antrifft, verständlich zu machen. Er spricht einen Satz aus und ist einer Antwort gewärtig, während man ihn mit großen Augen ansieht. Die Worte, die Construction und die Töne, insofern die Buchstaben artikulirt werden, sind wohl chinesisch, aber der eigenthümliche Gesang, der bei besonderen Ausdrücken unumgänglich nothwendig ist, fehlt; deßhalb wird die Bedeutung von Jemanden aus dem gemeinen Haufen nicht aufgefaßt, bis vielleicht ein Anwesender, den Sinn errathend, die Worte mit der richtigen Betonung wiederholt, worauf instinktmäßig ein Lächeln als Zeichen des Verständnisses alle Gesichter überfliegt. Man hat oft scherzweise behauptet, es lasse sich ein ganzes Buch schreiben, worin nur der Laut i vorkomme, und die Eingeborenen seien oft in der Verlegenheit, einander zu verstehen; allein solche Bemerkungen haben mehr Belustigendes als Wahres, denn obgleich es viele Worte bei ihnen gibt, die wir der Orthographie nach für ein und dieselben halten, so tragen doch diese Modulationen, Hülfswörter, der Zusammenhang u. s. w. vereint dazu bei, die Rede verständlich zu machen. Wenn ein Ausdruck von zweifelhafter Bedeutung angewandt wird, so beschreibt der Sprechende auf seiner Hand das betreffende Schriftzeichen und die Undeutlichkeit ist auf der Stelle entfernt. Dem Ausländer bieten diese

Eigenthümlichkeiten nicht geringe Schwierigkeiten dar. Wenn er einige Zeit in dem indischen Archipel zugebracht und gelernt hat, sich mit Hülfe eines kleinen Wörterbuchs verständlich zu machen, so wird er, wenn er China erreicht, sich nicht wenig getäuscht sehen, da er finden wird, daß das aus seinem Handbuch und seinem Wörterbuch mit großer Mühe gesammelte Chinesisch von den Eingeborenen ebenso wenig verstanden wird, wie in England. Es ist dies ein Grund, weßhalb so wenige Personen aus der Menge deren, die China besuchten, sich auf die Sprache, wie sie gesprochen wird, verlegt haben. Sie wurden beim ersten Versuche entmuthigt und stießen auf so viele Hindernisse, daß sie verzweifelnd auf das Studium verzichteten und sich mit dem sogenannten „Canton-Englisch", einem gemischten Dialekt von großer Wortdürftigkeit und Unbestimmtheit, begnügten.

Der eigenthümliche Erzählungston der Chinesen verdient die Aufmerksamkeit des Sprachforschers, nicht weil er eine auffallende Erscheinung ist, die deßhalb auf einen Platz unter den Forschungen der Sprachenkenner Anspruch machen kann, sondern weil dieser Erzählungston etwas Classisches besitzt. Martianus Capella erzählt uns, nachdem er den Unterschied zwischen Singen und Sprechen angegeben, daß alle Verse oder Gedichte in einer Weise hergesagt werden, die mit jedem der beiden etwas gemein hat. Wenn wir Jemanden sagen wollten, er müsse nach China gehen, um zu lernen, wie Virgils Georgica gelesen werden müsse, so wird er glauben, wir scherzten; wenn wir jedoch Capella Glauben beimessen sollen, so kommen das Lesen der chinesischen Prosa und ihre Aussprache im Wesentlichen dem Erzählungstone in der lateinischen Poesie sehr nahe. Ich bin sehr zu der Ansicht geneigt, daß in der Kindheit der Sprachen alle alten Nationen sich der Beihülfe des Gesanges bedienten, um ihren Worten mehr Ausdruck und größeren Reiz für's Ohr zu verleihen; die Chinesen sind nun, weil sie alles Altherkömmliche lieben, diesen Resten der Vorzeit treu geblieben, während die Sänger Italiens, die gleich ihren Brüdern in andern Ländern eine Vorliebe für das Alte hegten, sie wenigstens zum Theil in der Erzählungsweise ihrer Poesien beibehielten. Der praktische Nutzen der Accente der Griechen, des Acutus, Gravis und Circumflex läßt sich besser als durch alle Beispiele im Bereich neuerer Erfahrungen, durch Hindeutung auf die chinesischen

Modulatianen nachweisen. Bei dem Acutus wuchs wahrscheinlich die Stimme, beim Gravis senkte sie sich, indeß sie beim Circumflex einen Augenblick verweilte, ohne ihre Höhe zu verändern; das heißt die Griechen hätten ihr Schang sching, ihr Keu-sching und ihr Ping sching. Die Accente der hebräischen Sprache sind immer ein Gegenstand der Nachforschungen gewesen, und wenn auch ihr Einfluß auf das Verbinden und Trennen von Sentenzen ziemlich bekannt ist, so bleibt ihre eigentliche Natur doch noch immer eine zu lösende Aufgabe; nehmen wir aber an, daß das Wort Gottes in der alten Weise, d. h. mit einer großen Verschiedenheit der Biegungen der Stimme, gelesen wird, so können diese Accente als ihre symbolische Vertreter betrachtet werden und verdienen deßhalb unsere Achtung für die antiquarischen Winke, die sie uns an die Hand geben.

In der Redekunst scheint der Chinese zu glänzen, wenn ihrer Ausübung nur öffentliche Ermuthigung zu Theil würde. Ich ziehe diesen Schluß aus dem, was wir in den Straßen wahrnehmen, wo wir doch, sollte man denken, eben nicht die besten Beispiele antreffen sollten. Viele der umherziehenden Verkäufer von Arzneien u. dgl. scheinen ihr Glück beim Absatze der Medicamente einzig der überzeugenden Kraft ihrer Lobeserhebungen zu danken. Sie haben eine Wahl der Ausdrücke und eine Menge von Beweisen, je nach den Eigenschaften der Käufer, und eine große Verschiedenheit von Tonänderungen und Modulationen, wodurch sie ihren Worten so viel Leben und Wirklichkeit geben, daß Viele den Geschichten, die sie vernehmen, glauben, obgleich sie dieselben als unwahr anerkennen, sobald die bestehenden Töne im Ohre verklungen sind. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft eines Menschen von sehr schmutzigem Aeußern, der einige Monate ehe ich das Land verließ, sich gegenüber den englischen Faktoreien in Canton einstellte. Er gab vor, die Zukunft eines Menschen aus der Stellung eines Muttermahles oder jedes natürlichen Kennzeichens am Körper lesen zu können. Um nun seine Zuschauer zu verleiten, seinen prophetischen Rath anzunehmen, pflegte er Beispiele aus der Geschichte zu wählen, nach denen er zeigte, wie z. B. ein Muttermahl unter dem Auge von gewissen Eigenthümlichkeiten des Glückes begleitet war. Es schien aber nicht, als ob das auf der Wange des Fragenden befindliche Zeichen zu dieser Vorbedeutung für sich allein be-

trachtet werden mußte, sondern es mußte dabei noch auf die Neigung der Person oder auf die Aufmerksamkeit eines andern, den Wirkungen des ersten entgegenwirkenden Muttermahles Rücksicht genommen werden. Welchen Werth auch seine Methode haben möchte, er trug Sorge, sie in einem bewunderns-werthen Redestyle darzustellen. Er zeigte eine ängstliche, trefflich affectirte Ernsthaftigkeit bei der Erklärung der Grundsätze seiner Kunst, eine vorsichtige Genauigkeit in dem Nachweis wie Gegensätze, die einander aufheben oder modifiziren können, und schien immer unschlüssig zu zögern, ehe er eine Entscheidung aussprach, um ja nicht durch Unachtsamkeit die Wahrheit zu gefährden. Bei jedem Ruhpunkt, bei jeder Zusammenziehung einer Reihe von Beweisen und Lehrsätzen, die er mit aller Wissenschaftlichkeit und anscheinender Wahrheitsliebe eines mit solchen Geheimnissen vertrauten Mannes bis zur Schlußfolgerung durchgegangen hatte, warf er seine Blicke rings umher, als wollte er die Aufmerksamkeit eines jeden Zuschauers fesseln und heftete sie zuletzt starr auf die Person, die er, sei es seines Rufes, sei es seines Unterhalts wegen, zu überzeugen strebte. Er sah wohl ein, wie wichtig es sei, seine Zuhörer hinzureißen und er möchte daher sich wohl zum Lehrer für diejenigen eignen, welche sich die ersten Sporen auf der Rednerbühne verdienen wollen. Die anziehende Anmuth der Aussprache beschränkt sich nicht auf das Reden, sondern dehnt sich auch bei solchen Leuten auf das Lesen aus. Hat Einer zum Beispiel ein Buch erlangt, das mit Skizzen aus dem Leben geschmückt und mit Beschreibungen zur Auflösung alles Räthselhaften versehen ist, so wird das Bild gezeigt und die Beschreibung mit einer Aufmerksamkeit auf Pausen, Abwechseln des Tones und Stimmveränderungen gelesen, die von so dramatischer Wirkung sind, daß jeder Zuhörer entzückt ist. Buchhändler bedienen sich oft desselben Verfahrens und lesen ihre Geschichten mit ausgezeichnetem Humor und einer durch lange häufige Uebung biegsam und melodisch gewordenen Stimme.

Ich schließe dieses Kapitel mit der Bemerkung, daß die Modulationen der Stimme bei poetischen Erzeugnissen bestimmten Regeln unterliegen; es dürfen z. B. zwei nacheinanderfolgende Verse nicht mit derselben Modulation enden, und das Ping sching kann, je nach dem Geschmack und der Absicht des Dichters mit jeder der drei andern wechseln.

Zwanzigstes Kapitel.

Schriftstellerei und Schreibkunst bei den Chinesen.

Die Chinesen sehen die Kunst, die Gedanken des Geistes in einem anmuthigen und klaren Styl auf das Papier zu bringen, für den höchsten Grad wissenschaftlicher Ausbildung an. Zur Ausübung dieser Kunst besitzen sie eine reiche Sprache, einen großen Schatz an Bildern, die den verschiedensten Bereichen der Natur entnommen sind und eine unzählige Menge von Redensarten und Denksprüchen. Diese Worte, Ideen und Denksprüche auswendig zu lernen und durch Wiederholung und Nachdenken sich ganz anzueignen, ist das Streben und die Aufgabe jedes Lernbegierigen. Mein Lehrer zeigte mir dieses manchmal durch sein eigenes Beispiel, indem er aus einem classischen Werke einen Spruch wählte, sich in seinen Stuhl zurückwarf, die Augen schloß und die Worte vor sich hinmurmelte. Er sagte mir, durch dieses Verfahren mache der Schüler Fortschritte und sei in kurzer Zeit ganz befähigt, sich im Schreiben mit Gewandtheit der Anordnung und mit Reichthum der Sprache auszudrücken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Jünglinge, wollten sie die Kraftstellen aus einigen unserer besten Autoren wählen, zerlegen, sich aneignen und mit dem unzerstörlichen Ernste eines Chinesen darüber nachdenken, bis sie in ihrem Gedächtnisse eingegraben seien, sie ihre Zeit besser verbrächten, als wenn sie etwas Stuckwerk von Latein und Griechisch zusammenscharren, um es, sobald einmal der Lehrer keine Aufgabe mehr fordert, zur Seite zu legen und zu vergessen. Sie erlangten dadurch Fülle der Gedanken, einen Reichthum an Phrasen und eine Menge von Bahnen, in denen ihre Ideen sich mit Leichtigkeit und Vortheil bewegen können. Dies würde jedoch nur einen Theil ihrer Erziehung bilden, da die gelehrten Sprachen, die Mathematik, die Geschichte und die Geographie gleichfalls ihre Rechte auf die Aufmerksamkeit des Studirenden behaupten. In China scheint dies aber die vorzüglichste, ich möchte sagen, die einzige Beschäftigung gebildeter Personen zu sein. Zwar erlangen sie einige Kenntnisse ethischer Grundsätze und sammeln Manches aus dem Gebiete ihrer vaterländischen Geschichte; allein eine eigentliche Bekanntschaft mit den Na=

tionen der Erde, ihrer Politik, ihren Producten, ihren Geschichtsbüchern u. s. w., die Eigenschaften der Zahlen und der Größen und eine Philosophie der Grammatik im Allgemeinen, Alles dieses bleibt ausgeschlossen. Ihre Encyclopädie, das San-tsai, das ihre ganze Gelehrsamkeit umfaßt, ist mit Ausnahme einiger in höherm Range stehender Personen für Alle ein versiegeltes Buch. „Niemand", sagte mir ein Eingeborener, als er das Buch auf meinem Tische liegen sah, „der nicht den vierten Rang als Regierungsbeamter erreicht hat, wagt es hier hineinzublicken".

Da auf den Styl so viel Zeit und Aufmerksamkeit verwandt wird, dagegen alle nicht dahin bezweckenden Studien sorgfältig vermieden werden, so dürften wir auf eine Ausbildung in dieser Kunst schließen, die von keiner andern, weder alten noch neuern Nation übertroffen wird. Der Fremde, der ein gereiftes Urtheil darüber zu fällen befähigt ist, wird sich in seiner Erwartung nicht getäuscht sehen. Freunde der griechischen Literatur werden nicht leicht zugestehen, daß irgend etwas im Stande ist, die Grazie und Vollendung der attischen Modulation zu übertreffen und nach meiner bescheidenen Meinung haben sie Recht; aber der chinesische Styl besitzt sowohl durch die Wahl der eigentlichen Begriffswörter, wie durch die Anwendung der sogenannten Partikeln unvergleichliche Schönheiten. Als ich vor einigen Jahren mit Dr. Morrison in China zusammenkam, lobte er mir die Kunst der edlen Schreibart im chinesischen Reiche auf's Höchste und erklärte sich auf das Entschiedenste dahin, daß keine Nation im Stande sei, in dieser Beziehung mit ihm zu wetteifern. In der Verbindung der Sätze tragen die Chinesen Sorge dafür, daß sie paarweise mit einander in Einklang stehen und eine gleiche Anzahl Worte enthalten, welcher Gebrauch nicht allein der schönen Form wegen, sondern auch als ein Mittel zur Beforderung der Deutlichkeit angenommen wurde, indem die Interpunction hier ihren gewohnten Beistand versagt hat. Sie thun sich sehr viel auf ihre geschickte und ungezwungene Art der Satzfügung zu gute und glauben, hier alle übrigen Sprachen weit hinter sich zu lassen. Als mein Lehrer über diesen Gegenstand mit mir sich unterhielt, schien er sich in seinem eigenen Elemente sehr zu behagen und ganz von den stolzen Gefühlen erfüllt zu sein, die das Bewußtsein eines Vorranges über andere einflößt. Ich ergriff einst die Gele-

genheit ihm zu sagen, daß ein harmonischer Parallelismus der englischen Sprache nicht abgehe, und führte ihm ein auf's Gerathewohl aus Johnson gewähltes Beispiel an, in welchem zwar die Anzahl der Wörter in jedem Satz nicht wie im Chinesischen dieselben sind, dennoch ein gewisser Rythmus und eine Uebereinstimmung im Sinne nicht zu verkennen war. Die Fügewörter oder Partikeln können die Chinesen nach Belieben weglassen, was der Geist unserer Sprache verbietet; wenn daher auch näherungsweise die Länge der verschiedenen Glieder einer Periode gleich sein kann, so ist doch die völlige Gleichheit für uns unerreichbar.

Mein Lehrer war auf eine solche Behauptung kaum vorbereitet; um aber doch einen Punkt anzuführen, worin er die Ueberlegenheit des Chinesischen als unbestreitbar darlegen konnte, wandte er sich zu einem Haufen Uebersetzungen aus dem Chinesischen in seine Muttersprache. Zweifelnd stellte ich an ihn die Frage, ob er glaube, darin die Feinheiten des Styles anzutreffen, indem ich hinzusetzte, daß sie von Gutzlaff's*) Feder herrührten. „O," sagte er, „wenn sie von Gutzlaff's Feder sind, werde ich sie schon herausfinden." Nun las er ein wenig auf der ersten Seite, die er öffnete und zeigte mir die Parallelismen, die er gesucht hatte, hinzusetzend, es sei Alles wie es sein müßte. Gutzlaff hat sich viele Jahre damit beschäftigt, die ausgesuchtesten Phrasen der Sprache zusammenzutragen und die Harmonie des Styles zu studiren. Seine Vollendung in dieser Kunst ist nur die Belohnung seiner Mühe. Die studirenden Chinesen erlangen nicht blos Schönheit und Vollendung der Form, sondern auch Gewandtheit in der Gedankenmittheilung. Von jedem Chinesen, der auf literarische Bildung Anspruch macht, erwartet man, daß er sich niedersetze und seine Ansichten über einen

*) Gutzlaff, ein zu Pyritz in Pommern [1803] geborener Missionar, der sich, nachdem er sich mit den verschiedenen Mundarten der chinesischen Sprache vertraut gemacht hatte, der englischen Missionsgesellschaft anschloß, und sich thätigst für die Ausbreitung des Christenthums in China bemühte. Sehr interessant ist die Beschreibung seiner Fahrt an den Küsten von China, die er im Jahre 1834 unter dem Titel: „*Journal of three voyages along the coast of China in* 1831, 1832 *and* 1833, *with notice of Siam, Corea and the Loochoo-Islands*.

gewissen Punkt klar und deutlich zu Papier bringen könne. Als wir uns bei dem Nanhai oder Bezirksvorsteher von Canton befanden, schrieb dieser eine Geschichte seiner Krankheit nieder und überreichte sie ohne eine weitere Durchsicht seinem Arzte zum Nachlesen. Wie elegant auch der Styl der Chinesen sein mag und mit welcher Leichtigkeit sie ihren Gedanken Worte anpassen, so verstehen sie es doch nicht, sich in der Kürze verständlich zu machen. Einst befand sich mein Lehrer bei mir, als ich von meinem Freunde ein Briefchen empfing, das ich, nachdem ich es gelesen, zur Seite legte, um meine Lektion zu beginnen. „Haben Sie es gelesen?" fragte er mich erstaunt, und als ich ihm dessen Inhalt mittheilte, erstaunte er, wie man einen so reichen Inhalt anscheinend mit einem Blicke dem Geiste zuführen könnte. Wenn unsere eigene (die englische nämlich) Sprache auch etwas von ihrem Reichthum, sofern wir das dem Lateinischen und Griechischen Entlehnte ausnehmen, und besonders viele der kräftigen eigenthümlichen Redensarten, deren sie früher so viele besaß, verloren hat, so hat sie doch im Allgemeinen an Nutzbarkeit zugenommen, indem wir vermögen, durch sie unsere Gedanken auszudrücken, ohne sie dem mindesten Zwange auszusetzen.

Die Chinesen halten ein großes Stück auf ihre Symbole, weil sie dieselben zu bedeutender Vollendung gebracht haben, und bedienen sich daher derselben nicht blos zur Offenbarung sittlicher und anziehender Gefuhle, sondern auch zur Zierde und Ausschmückung. Sie schätzen die Fähigkeit, dieselben leicht und schön zu zeichnen, eben so hoch, wie die Eigenschaften eines guten Styles; daher erwartet man von einem gebildeten Manne, daß er nicht allein seine Gedanken schön auszudrücken, sondern auch mit der Feder gewandt umzugehen wisse. Der Haarpinsel, womit sie schreiben, ist zu der Arbeit, zu welcher sie sich dessen bedienen, was Feinheit der Ausführung und Zweckmäßigkeit angeht, unübertrefflich. Er wird, wie schon in einem andern Kapitel bemerkt wurde, in senkrechter Richtung gegen das Papier gehalten und ruht auf dem Nagel des Goldfingers. Da nun das Handgelenk der Punkt ist, um den die Hand sich dreht, so ist seinen Bewegungen der größte Spielraum gegeben. Alle eleganten Biegungen, Bogenlinien, *Κεραιαι* oder Hörner lassen sich durch eine geschickte Handhabung dieses hüb=

schen Schreibgeräthes ausführen. Verschiedenheit der Form und Symmetrie in den Verhältnissen strebt man mit einander zu verbinden; eben so sucht man gerade Linien und scharfe Winkel zu vermeiden oder doch ihren hinderlichen Eindruck zu vertilgen. Viele der von uns anerkannten Grundsätze beim Zeichnen kommen auch bei den Chinesen als unverbrüchliche kalligraphische Vorschriften vor. Sie besitzen eine Menge von Regeln und Bestimmungen, haben dieselbe jedoch auf acht Hauptgesetze oder Pa-fa, welche eben so vielen Stellungen des Pinsels entsprechen, beschränkt. Alle diese allgemeinen Gesetze werden an dem einen Schriftzeichen für „unvergänglich" erklärt, — eine Eigenschaft, welche sie ihren sämmtlichen Symbolen zuerkannt haben, was zum Beweise dienen mag, wie wenig sie glauben, daß dieselben jemals durch die alphabetische Schrift verdrängt wurden. Jede Hauptbestimmung zerfällt in sechs, zehn, vierzehn u. s. w. andere Regeln, die durch besondere Bezeichnungen von einander unterschieden werden. Das eben vor mir liegende Werk enthält schöne Diagramme mit der Beschreibung, allein um sie interessant zu finden, ist einige Kenntniß der Schriftzeichen erforderlich. Indessen ist es nützlich, auf diese Verhältnisse aufmerksam zu machen, weil sie zeigen, wie viel Zeit und Geschicklichkeit die Chinesen auf Dinge verwandt haben, auf die wir kaum geachtet haben. Sie haben dabei so viel Takt, Feinheit der Gedanken und Scharfsinn in der Darlegung der Eigenthümlichkeiten ihrer geschriebenen Charaktere bewiesen, als wenn sie ein oder das andere Naturreich hätten ordnen wollen. Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände ist besonders Jenen anzuempfehlen, die sich nach China begeben, um sich dessen Sprache anzueignen, weil sie dadurch nicht allein eine leichte und ansprechende Handschrift erlangen, sondern auch unbemerkt die unterscheidenden Merkmale eines Schriftzeichen von dem andern in sich aufnehmen; sie bringen dadurch ein in unserer Natur begründetes Gesetz, wodurch die Sinne dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, in Anwendung. Der Geist hat die Hand gelehrt und dagegen sehen wir die Hand wiederum dem Geiste behülflich sein. Es scheint eine durch Gewohnheit angenommene Weisheit in Augen, Händen u. s. w. zu liegen; denn es kann Jemand, ohne es zu empfinden, einem Andern vorlesen, während seine Gedanken mit einem ganz andern Gegenstande beschäftigt sind,

und ein Musiker kann die Noten eines Stückes herabspielen, während seine Sinne viele Meilen weit umherschweifen. Den Chinesen ist diese Fähigkeit nicht unbekannt, und sie geben ihr einen praktischen Zweck, indem sie ihre Kinder vor allem Andern das Lesen erlernen lassen. Zuerst versucht der Lernende, unter Anleitung seines Lehrers, die ihm vorgelegten Schriftzeichen nachzuahmen; hat er Fertigkeit genug erlangt, sie allein zu machen, so liest sie ihm der Lehrer von seinem Platze aus vor. Bei uns wird der Schüler durch Dictate in der Rechtschreibung geübt, in China sucht man ihm die Symbole durch dasselbe Verfahren einzuprägen. Wenn Jemand, der das Chinesische erlernen möchte, einen Blick auf das Wörterbuch wirft, glaubt er eine endlose Aufgabe vor sich zu sehen; brächte man aber täglich nur eine oder zwei Stunden damit zu, sie unter Aufsicht eines Eingeborenen zu schreiben, so würde man zu seinem freudigen Erstaunen wahrnehmen, daß, was kurz zuvor noch wie ein Chaos erschien, jetzt geordnet und in voller Deutlichkeit vor uns steht, während das beifällige Lächeln des Lehrers, der es liebt, einen Fremden seine Sprache sich aneignen zu sehen, ihn zu noch größeren Fortschritten ermuntern würde.

Bei den Vorschriften, die bei den Chinesen zur Erlernung der Kalligraphie in Anwendung kommen, ist der Grund weiß und die Zeichen schwarz, letztere sind so sorgfältig ausgeführt, daß das Auge des Kenners keinen Fehler in denselben aufzufinden vermag. Ich kaufte von einem Manne, der mit alten Büchern einen Handel trieb, einige derselben um einen geringen Preis, so daß alle meine chinesischen Freunde mir sagten, ich habe einen vortheilhaften Kauf gethan. Doch ungeachtet der Strenge und des Umfangs, in welchem die Regeln auf die Bildung der Schriftzeichen angewendet werden, ist dem Geschmacke so viel Freiheit gegeben, daß die Schrift jedes Kunstfertigen etwas Hervorstechendes kann aufzuweisen haben. Meinem Lehrer schien es zu großer Freude zu gereichen, wenn er dachte, daß seine Freunde, wenn sie eine seiner besten Leistungen erblickten, sagen würden: „Das ist Kwang's Schrift, wir erkennen sie an diesem oder jenem Merkmal. Es giebt verschiedene Schriftarten, die auch zu verschiedenen Zwecken angewandt werden. Die Siegelschrift, aus weit von einander getrennten Linien und Bogen zusammen gesetzt, trägt ihre Bestimmung schon in

dem Namen. Nur wenige verstehen sie: wünscht daher ein Kaufmann sich ein Siegel mit seinem Namen in diesen Schriftzügen stechen zu lassen, so wendet er sich an einen kunstgeübten Mann oder an einen gelehrten Nachbar. Die vollkommene Schrift ist jene, welche zu allen der bereits erwähnten Schönheiten geeignet ist und man wendet sie daher an, so oft es auf Eleganz für das Auge ankommt. Die laufende Schrift ist bei den Kaufleuten gebrauchlich und besteht in abgekürzten Formen, Schwingungen und Zickzacks, um die Schnellschrift zu erleichtern. Die Hand dessen, der sie mit Geläufigkeit schreibt, scheint fast zu fliegen; es entsteht alsdann eine gekritzelte und geschnörkelte Schrift, die ein Fremder nicht leicht versteht oder bewundert. Oft verbindet man die laufende mit der vollkommenen Schreibart, theils des angenehmern Anblicks, theils der Bequemlichkeit wegen. Die langen geschmackvollen Rollen, die man oft in den Nischen oder an dem Altartische eines chinesischen Wohnzimmers antrifft, sind meist in dieser Verbindung der freien mit der vollkommenen Schreibart ausgeführt. Vielen Personen dient dieses zur Beschäftigung, wenn auch eben nicht zur ausschließlichen, weil sie meist nebenbei noch Maler oder Buchhändler sind. Die Dinte wird auf einem großen Steine gemahlen und das Pulver in ein Näpfchen geschüttet. In dieses taucht der Künstler seinen großen Pinsel, und fuhrt, denselben hoch empor haltend, bald die geraden, bald die geschwungenen Linien mit einer so imposanten Handbewegung aus, daß sich eine Schaar von Eingeborenen um ihn sammelt, um in stummer Verwunderung und Erstaunen seiner Arbeit zuzuschauen. Bei der schnellen Bewegung des Pinsels ziehen die loosen Haare, statt sich zu einem breiten Strich zu vereinen, eine Menge gebrochener Linien, lassen dagegen das Papier an manchen Stellen unberuhrt; allein man gibt sich keine Mühe, diesen Fehler zu verbessern, weil bei dieser Freiheit selbst Mängel als etwas Empfehlendes angesehen werden. Doch beschränkt sich der Gebrauch des thung=the oder der unvergänglichen Schriftzeichen nicht auf die Ausschmückung der Wohnzimmer oder Laden, selbst die polirte Laterne, welche die nachtlichen Schritte des Landmannes erhellt, entbehrt nicht eines ehrenvollen Zeichens dieser Art. Eine allzugroße Zuneigung kann leicht in Aberglauben übergehen, allein diese Vorliebe für die Embleme der Literatur

hat etwas Anziehendes. Ein mit diesen Schriftzügen bedecktes Papier wird, wenn es zu keinem andern Zwecke mehr dienlich ist, den Flammen übergeben. Oft, wenn ich durch die neue oder alte Chinastraße kam, sah ich Leute damit beschäftigt, beschriebenes Papier, aus Achtung vor den auf demselben befindlichen Schriftzügen, in einer eisernen Pfanne zu verbrennen. Die Nachlässigkeit der Fremden in dieser Beziehung ist den Chinesen sehr verhaßt, und ich setzte mich einst dem bittersten Tadel von Seiten eines Eingeborenen aus, der ein strenges, spöttelndes und unzufriedenes Urtheil über uns Alle aussprach, weil wir in diesem Punkte uns so ungeziemend benähmen. Ich hatte ihn durchaus nicht gereizt, denn es war meine Gewohnheit, selbst den kleinsten von einem Eingeborenen beschriebenen Papierstreifen aufzubewahren; dennoch fand er bald eine passende Gelegenheit, seiner Erbitterung Luft zu machen. Der Herr, welcher mich die Anfangsgründe des Lautenspielens lehrte, ließ mich auf eine andere, zwar geräuschlose aber doch nicht minder deutliche Weise seinen Unwillen empfinden. Da nämlich mein Sitz zum Spielen des Instrumentes nicht hoch genug war, und ich daher ein dickes englisches Buch noch darauf legte, nahm er dieses sogleich weg und legte, indem er sich lächelnd verbeugte, ein Kissen an dessen Stelle. Das einzige Mal, daß ich von einer unwürdigen Verwendung eines Buches in China hörte, war, als man einige Exemplare der heil. Schrift zerrissen und in die Seiten das zur Bezahlung von geliefertem Opium dienende Geld eingewickelt hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Festlichkeiten und Aufzüge.

Die Festlichkeiten der Chinesen sind gleich denen in Rom, Athen und Aegypten mit götzendienerischen oder abergläubischen Ideen enge verknüpft. Die ungezwungene Freude, die bei der Erwartung eines prächtigen Anblicks oder eines kostbaren Mahles sich äußert, scheint ihnen nicht zu genügen, wenn nicht noch ein verbotener Genuß damit verbunden wird; welche Thorheiten sich aber auch den Festgebräuchen der Chinesen beimischen sollten, nie wird man sich eine Grausam-

keit zu Schulden kommen lassen. Der Eingeborene liebt einen prächtigen Anblick, Sinnenreiz, Musik und Gesellschaft, und weil er nun einen Gott immer nach sich selber beurtheilt, so sucht er die Gottheit zu ehren, gleichwie er seine Freunde ehrt. Der erste Tag des neuen Jahres ist der religiösen Freude am vorzüglichsten gewidmet; der Landmann legt dann sein Geräth zur Seite, rastet von seinen Mühen und bekleidet sich mit seinen besten Gewändern. Die Straßen und Häuser sind geziert mit Laternen, Trageleuchtern und allerlei Ausschmückungen. Durch die Straßen hindurch sind Gruppen von allerlei Bildern in den verschiedensten Lagen aufgehängt, die wegen ihrer Schönheit und wegen der Treue, mit welcher sie das wirkliche Leben wiedergeben, für den Fremden eben so gut wie für den Eingeborenen großen Reiz besitzen. Der Gegenstand ist entweder munterer oder sinnekitzelnder Art, um ihn desto anziehender zu machen; denn die Chinesen sind, wenn auch Moralisten in der Theorie, in der Wirklichkeit dem Frohsinn und dem Vergnügen ergeben.

Bei manchen Gelegenheiten wird zum Zwecke einer religiösen Feierlichkeit ein Zelt oder improvisirter Tempel errichtet. In dieses setzt man einen großen Tisch, bedeckt mit Gefäßen, worin Speisen aller Art, alterthümlicher Zierrath, viele Früchte und feines Gebäck und allerlei andere Sachen, die wir kaum alle zu nennen im Stande wären, befindlich sind. Es werden fromme Lieder gesungen, mit den Glocken geläutet und zur Ehre der Gottheit die Flöte geblasen. Einige der diesem Feste beiwohnenden Personen tragen lange Gewänder und halten, um das Feierliche noch zu vermehren, beständig ihre Augen geschlossen. Wenn der Oberste oder Vorsinger eine Schale Thee zu sich nimmt, so hebt er den Aermel empor um seinen Mund zu verbergen; ob dies nun aus Achtung vor der Gesellschaft oder vor den Geistern, welche sie mit ihren Gesängen aussöhnen wollten, geschah, vermochte ich nicht ausfindig zu machen. Auf dem Tisch liegen gleichfalls die Zeichen der Taou-Religion zerstreut, nämlich ein sonderbar geformtes Scepter und der halbmondförmige Kamm, womit sie ihr Haar flechten. Ich habe bereits meine, aus verschiedenen hin und wieder aufgefaßten Winken über den Aberglauben des Landes gesammelte Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Taou-Secte durch die ursprünglichen Priester der chinesischen Nation gestiftet wurde. Nachdem

der Gesang vorüber und alle Ceremonien vollendet sind, werden die Haufen von Kuchen durch die Menge verzehrt, die in eifrigem Wettstreite sich abmühen, um zu sehen, wer für sich das Meiste erringt; indeß scheint Belustigung dabei ihre vorzüglichste Absicht zu sein, denn meist sieht man nach geendetem Kampfe die Siegenden ihre Beute unter den Uebrigen vertheilen. Das Ganze schließt mit einem Freudenfeuer, wozu die Freigebigkeit ärmerer Zuschauer goldene Papierflittern liefert, um wenigstens ihr Schärflein zu dem allgemeinen Opfer beizutragen. In der nächsten Umgebung des Gebäudes sind Kerzen in gewissen Linien in den Boden eingesteckt, die durch ihre Anordnung einige der Haupt-Sternbilder darstellen.

Unter die Religionsfeierlichkeiten können wir auch die Gebräuche bei der Todtenbestattung zählen, wenn gleich der Ernst dieser Handlung alle Sinnenergötzung auszuschließen scheinen sollte; aber die Chinesen sind nun einmal wie Fallstaff, der seine Reueergießungen immer mit einem Glase Sekt begleitet; denn nachdem sie einige Stunden lang eine ernste Miene getragen haben, erheitern sie die mißliche Wirkung einer so wohl angenommenen Betrübniß durch Munterkeit, und es läßt sich deshalb mit um so größerem Rechte behaupten, daß kein Religionsgebrauch in China existire, der nicht den Charakter eines Festes an sich trage. Auf einer meiner Wanderungen in der Nähe von Macao besuchte ich eine Gruppe von Gebäuden, die auf einer sandigen Ebene bei dem Dorfe Mongha errichtet waren. Ein quadratförmiger Platz war von dreien Seiten von eben so viel einzelnen Gebäuden eingeschlossen. Die beiden, welche die östliche und die westliche Seite bildeten, zerfielen, die eine in zwei, die andere in drei Gemächer; in den Gemächern des nördlichen Gebäudes befand sich eine merkwürdige Einfassung oder Brustwehr von Malereien mit polirten Rahmen, welche die Feste und Belustigungen der Helden darstellen, welche in der Wiegenzeit ihres Götzendienstes lebten. Diese Einfassung war so angebracht, daß sie einen Halbkreis bildete, — ein Umstand, den wir nicht erwähnen würden, wäre er nicht das Ergebniß eines gleichmäßig durchgeführten Planes. Im Hintergrunde oder auf dem höchsten Punkte des Halbkreises stand ein Tisch mit Gefäßen, die mit den verschiedensten Eßwaaren gefüllt waren. Diesen Tisch müssen wir der Ana-

logie wegen einen Altar nennen, den man zu Ehren der Schatten errichtet hatte, welche diese vergängliche Erde verließen, um in einen Zustand zu treten, in welchem, den Ansichten der Chinesen zufolge, die Annehmlichkeiten dieses Lebens nur kärglich gereicht werden. Auf der Fläche desselben Halbkreises standen drei andere Tische und darauf Bilder, die an Ständern befestigt waren. An jedem Tische, vier an der Zahl, — wenn wir jenen, den wir Altar genannt haben, hinzurechnen, — stand ein budhistischer Priester, bekleidet mit einem langen, schwarzen Gewande und einer rothen Schärpe, die über die linke Schulter und unter dem rechten Arme hin ging und vorne durch einen Metallring vereinigt wurde. Diese Priester sangen, bald abwechselnd, bald im Chore, einige Zeit lang; während des Gesanges schlug einer die Trommel, die an Gestalt einem Todtenkopfe glich; ein anderer läutete eine Glocke, ein dritter spielte ein Paar kleiner Cymbeln und ein vierter paukte auf ein cylindrisches Metallbecken.

Ein anderer Theil des Gottesdienstes wurde von einer andern Gesellschaft von Priestern ausgeführt; diese trugen rothe Mützen und Kleider und sangen Trauerlieder gleich ihren Brüdern; dieser Feierlichkeit schlossen sich Laien an, die augenscheinlich zu den Verwandten des Verstorbenen, zu dessen Heile diese Ceremonien gefeiert wurden, gehörten. Diese Laienpriester knieeten nieder, schwangen von Zeit zu Zeit ein zinnernes Rauchfaß, das einer holländischen Tabackspfeife glich, und in dessen Innern eine Stange Räucherwerk befindlich war. Die Priester reichten ihnen während der Verrichtung der Ceremonien Bündel von angezündetem Papier hin und machten, nachdem die Feierlichkeit geendet war, vor den Leidtragenden eine freundliche Verbeugung, welche diese eben so erwiderten. Ueber vorerwähnter Einfassung hingen Bilder, welche die Qualen der Verdammten darstellten und den Zuschauer über die Bedeutung der geschehenen Handlung nicht länger zweifeln ließen; sie waren ein Seitenstück zu den Todtenmessen und den Fürbitten für die Seelen im Fegfeuer u. s. w.

In einem Budhistentempel wird zu gewissen Zeiten des Jahres die ganze Halle mit Bildern behängt, welche die Qualen der Verstorbenen in furchtbarer Weise schildern. Einige werden auseinander gesägt, Andere mit Heugabeln ge-

spießt, Andere in einen Kessel mit siedendem Wasser getaucht oder gar verbrannt. Den Künstlern gelang es, beständig von den Priestern geleitet, Scenen zu schaffen, die dem Auge entsetzlich und den Sinnen abschreckend vorkommen. In dem bereits erwähnten Tempel zu Mongha waren mehre dieser Bilder von erbaulicher Wirkung zur Schau gestellt. Das vermeintliche Bestehen eines Ortes der Qual bringt dem Priester, der, wie man glaubt, die Macht besitzt, den Zorn des Richters zu besänftigen, eine ziemliche Einnahme; so kläglich sind die Begriffe, welche sie von jener Gewalt besitzen, die die Endgeschicke der Menschen lenkt. Doch ungeachtet dieser abschreckenden Umstände hatten die Verwandten ihre Freunde zu einem Festmahle geladen, die sich auch wirklich einfanden, noch bevor ich den Ort verließ.

Außerdem traf ich dort noch einige Bilder, deren Erwähnung nicht uninteressant sein möchte. An einem Ende des Hofes war das Bild einer Gestalt, deren einer Fuß auf dem Rücken einer Hündin ruhte; an einem andern Punkte eine zweite von ähnlicher Größe, die in derselben Weise auf einem Löwen ruhte. Die Blicke beider Bilder waren wild, und ihre Hände hielten sie in drohender Weise empor. Der weiteste Raum des Gebäudes, welcher dem Flügel, worin geopfert wird, gegenüber liegt, war ganz wie ein chinesisches Zimmer mit hochlehnigen Stühlen, vielen Bildern und zierlichen Schriftrollen ausgestattet; hier wurde das Mahl gehalten und auch für den Todten an dem höchsten Sitze kalte Speisen hingesetzt. In den zu beiden Seiten liegenden Alcoven bot sich dem Auge etwas nicht minder Erstaunliches dar. In der einen befanden sich eine oder zwei Reihen aus Papier gemachten Kleidern, die als Sinnbilder einer Gabe den Todten angeboten wurden, weil sie, nachdem sie im Zustande der Nacktheit dem Orte der Reinigung entrissen waren, nur von der Güte ihrer Wohlthäter Kleider erwarten durften. Die Aermel dieser Sinnbilder für Anzüge waren zum Zeichen der Ehrfurcht emporgehoben, so daß sie das Gesicht dessen, der sie trug, etwas verdeckten. Sein Gesicht in Gegenwart eines Fürsten zu verhüllen, war ein altes Zeichen der Achtung: „sie verhüllten ihr Antlitz vor ihm". In der anderen Alcove waren die Bilder Pluto's und seiner Satelliten aufgestellt. Seine Hoheit trug ein schwarzes Gewand und hatte ein bemaltes Gesicht. Auf der chinesischen Bühne

hat ein Mann mit einem bemalten Gesicht immer etwas Närrisches oder etwas Teuflisches in seinem Charakter. Seine Gesichtsfarbe ließ uns auf den ihm beigelegten Charakter schließen. Er hielt einen Fächer in der Hand, um seinen eigenen Zorn zu kühlen; denn seine Stellung verkündete den höchsten Grad der Erbitterung. Der Henker, der einen Verbrecher in Stücke haut, hält in einer Hand ein Schwert, in der andern einen Fächer. Der Schadananthus der Chinesen wird mit den Kleidern eines Beamten geschmückt, gemalt; neben ihm zwei hübsche Frauen, welche einen Federfächer über seinem Haupte halten, während man rings umher alle Schrecken, die nur der Geist zu ersinnen vermag, erblickt. Sie scheinen den Glauben zu haben, man könne in den Lauben des Paradieses sitzen und ungetrübtes Entzücken einsaugen, während ein Mitmensch sich in Qualen windet und seine Klagen in unser Ohr schallten. Bei einem Volke, das alle rohen und blutigen Gebräuche aus seinen Ceremonien verbannt, könnte man über diese Fühllosigkeit erstaunen; allein der grauenvolle Zustand der Gefängnisse, die furchtbaren Urtheile eines Folterprozesses, und das häufige Vorkommen und die Abscheulichkeit der Todesstrafen in China sind es vielleicht, die alle edleren Naturgefühle erstickt haben. Allein wir hatten Pluto, den schwarzen Richter in den Wohnungen der Strafe, vergessen. Zu seiner Linken stand ein Mann in langem düsterm Gewand und mit bleichem Antlitz, der ein Papier in der Hand hielt, welches die Anklage oder das Verzeichniß der während seines Lebens verübten Missethaten enthielt. Sein Begleiter hielt ein ähnliches, mit Linien versehenes Papier, worin, wie ich vermuthe, das Ergebniß der Untersuchung, die erpreßten Geständnisse des Schuldigen eingetragen werden sollten. Zur Rechten Pluto's hält ein anderer blasser Diener das Verdammungsurtheil in der Hand, während ein dritter mit einem schwarzen Gesicht die Ketten darreicht, um den Ueberführten zu fesseln. Als ich diese Umrisse der Darstellung einer Verdammung betrachtete, kam eben eine Anzahl nichtsnutziger Buben und junger Leute vorüber und machten vor seiner erzürnten Majestät eine tiefe Verbeugung, vielleicht weil sie einsehen mochten, daß es einst für sie sehr dienlich sein möchte, mit ihm auf gutem Fuße zu stehen. Darstellungen dieser Art scheinen den Beweis zu liefern, daß, wenn in der heil. Schrift Menschen als D i e n e r d e s S a t a n s

genannt werden, dieser Begriff nicht bloß moralisch oder in figürlichem Sinne aufgefaßt werden darf, weil sie, so lange sie noch Götzenverehrung treiben, ihm gewisse Huldigungen darbringen, durch welche sie sich als seine eigentlichen Untergebenen zu erkennen geben.

Der Raum, welcher die vierte Seite des Quadrates bildete, war den Musikanten angewiesen, welche bisweilen ein Zwischenspiel spielten; ihre Instrumente waren Clarinetten, Guitarren und Trommeln; die Flöte ist blos bei Solo's gebräuchlich und scheint in besonders enger Verbindung mit religiösen Gebräuchen zu stehen. In einem der Tempel zu Canton stand ein Flötenspieler am Altar und blies, während die Feierlichkeiten ihren Fortgang hatten, eine sanfte, melancholische Melodie, die mithin ein durchaus nothwendiger Theil ihrer Gottesverehrung sein mußte. Bisweilen bedient man sich auch einer Flöte mit fünf Löchern, die an einem Ende geblasen wird; ihr hohes Alter verschaffte ihr — wie ich glaube — diese Stelle unter den als heilig angesehenen Sachen und Verrichtungen; allein während die Flöte einen so hohen Rang einnimmt, muß man der Clarinette und der Trommel, der Guitarre und dem Gong immerhin eine Nebenstelle zuerkennen. Die in dem ebengenannten Raume versammelte Musikbande blieb nach beendigter Feierlichkeit noch zurück, um durch ihre Lieder zur Verherrlichung des Festes noch beizutragen.

Am fünften Tage des fünften Monats vollführt das Drachenboot seine fantastischen Feste auf dem Flusse, ganz in der Nähe von Canton. Es ist ein sehr langes und schmales Boot, das einige Aehnlichkeit mit dem Drachen, d. h. so wie er sich bei den Chinesen dargestellt findet, besitzt. Von den Rudern von vierzig bis fünfzig Fuß getrieben, bewegt es sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. In seiner Mitte steht eine Trommel von der Größe eines Oxthofts mit einer über die Oeffnung gespannten Ochsenhaut. Sie wird von drei Leuten gerührt, die zugleich darauf schlagen, um einen möglichst starken Ton hervorzubringen. Dicht neben die Trommel ist ein Mensch gestellt, dessen Amt es zu sein scheint, allerlei Grimassen zu machen, indem er abwechselnd nach der Cadenz der Töne sich auf den Zehen erhebt, sein Gesicht gegen Himmel wendet, greint, und wie ein Schwachsinniger kichert. An der Spitze des Bootes schwingen Männer, die mit beflaggten

Hellebarden bewehrt sind, ihre Waffen und machen allerlei Uebungen, um den Drachen zu schrecken, gleichsam als wenn er in einer der Buchten im Hinterhalt liege, um treulos hervorzubrechen und ein unglückliches Boot zu ertränken. Das Geräusch und die Drohungen, von denen diese seltsame Ceremonie begleitet sind, könnten kaum ein kleines Kind erschrecken und dennoch will man einen Gott durch sie in Schrekken setzen; so absurd ist die Götzenverehrung. Der Drache wird, wenn man ihn auch bei diesen und anderen Gelegenheiten rauh behandelt, mit großer Ehrerbietung angesehen. Die mit Gold bemalten Stücke indischer Tusche tragen die Umschrift „der fliegende Drache im Himmel". Auf einem Bilde, welches die Wand eines Cabinettes zierte, sah ich die acht himmlischen Wesen, die Pa-siin genannt, dargestellt, wie sie dem Drachen in seiner Eigenschaft als Beherrscher des Wetters ihre Huldigungen darbringen. Die irrige Volksmeinung*) glaubt eine Verfinsterung entstehe durch die Gefräßigkeit des Drachen, der, um seinen Hunger zu stillen, es versuche, Sonne und Mond zu verschlucken. Die Einwirkung, welche er auf die Himmelskörper und auf den Wechsel der vier Jahreszeiten ausüben soll, gibt die Veranlassung zu folgender Procession. Am Abende des 10. März 1838 bemerkten wir, als ich in Begleitung des Dr. Colledge von einem Spaziergange bis zur Barriere zurückkehrte, daß die Trommeln in der Nähe des Dorfes Monghon einen ungewöhnlich großen Lärm machten, während verschiedene Lichtstrahlen zwischen den Bäumen und den Bambusstauden hervorbrachen. Nach kurzer Zeit erschien ein langer Zug von Lichtern, von verschiedener Größe und Lichtstärke und wir erkannten, als wir uns näherten, transparente Bilder, aus Pappe gefertigt und inwendig erhellt, von Fischen und anderen lebendigen Wesen. Unter andern trug eine ganze Schaar von Leuten einen ungeheuren Drachen, der allerlei fantastische Bewegungen machte, um dadurch die Schlingungen und Windungen des häßlichen Ungethüms nachzuahmen. Da er wie der Rest erleuchtet war, so starrte der mit Hörnern besetzte

*) Lange bevor die Astronomie Europa's China aufgeklärt hatte, lehrten die chinesischen Astronomen, daß eine Verfinsternng dadurch entstände, daß Sonne, Erde und Mond in eine gerade Linie zu stehen kommen.

Kopf, die großen Augen und der weitgeöffnete Rachen furchtbar auf die Menge herab, weil die Träger beständig hüpften und von einer Seite zur andern schwankten, um den Bewegungen etwas Charakteristisches zu geben. Die Fische waren sehr groß und sehr genau in ihren Einzelheiten gemalt, denn die Chinesen sind bisweilen Freunde von Naturschönheiten und besonders gut gelingt es ihnen, die Meerbewohner in Papier nachzuahmen. Diese waren die Begleiter des Drachens.

Die Trommel ist bei jeder Prozession von Wichtigkeit ein unumgänglich nothwendiges Instrument, und da nun die Chinesen sie nicht wie wir, so leicht machen, daß sie um den Hals geschlungen werden kann, so sind sie genöthigt, sie auf eine Art Gestell zu setzen, das von mehren Personen getragen wird und dem der Trommelschläger, sein Instrument schlagend, zu Fuße folgt. Es glich in der äußern Form den Trommeln, welche in unsern Orchestern angewandt werden, nur war es von viel geringerer Arbeit. Der Trommler schlug vier rasche und zwei kurze Gänge, ohne von Gesang oder einem andern Instrumente begleitet zu werden. Es war daher in sofern dem Anapäst nicht unähnlich, als dabei auf zwei kurze Sylben eine lange folgt.

An der Spitze des Gestells befand sich die in unserm Kapitel über „Musik" beschriebene kleine Trommel, deren scharfer, klirrender Ton zur Begleitung der großen Trommel dient. Nahe bei der kleinen Trommel war an einem Pfosten ein Gong aufgehängt; ein vierter Musiker machte mit einem Paar großer Cymbeln einen ohrenzerreißenden Lärm. Dem Manne, welcher die kleine Trommel schlug, schien sein Amt ausnehmend zu behagen, während der Tonkünstler, dem die Cymbeln zu Theil geworden waren, sie ganz nahe an das Ohr des Trommelschlägers hielt, als wollte er ihn für seine Bemühungen durch einen Schwall rauschender Töne, die er an sein Ohr dringen ließ, belohnen.

Unter den illuminirten Fischen befanden sich auch Laternen von verschiedener Form; doch hatten sie größtentheils die Gestalt eines chinesischen Hauses mit einer Menge aufeinandergebauter Stockwerke, von denen jedes durch ein rundlaufendes Karnieß oder eine Einfassung angedeutet war. Vorauf wurde eine Fahne getragen, worauf ein Drache gemalt war; darauf folgten zwei große viereckige Stangen, die in

mehre Abtheilungen eingetheilt waren, von denen jede ein Licht enthielt. Aber bei weitem das Anziehendste des ganzen Schauspiels bestand in zwei prachtvollen, hoch in den Lüften getragenen Sänften, in jeder derselben saßen zwei kleine Mädchen mit lieblichen Gesichtchen und heitern Gewändern. Eines der beiden trug ein großes Paar reichgestickter Schuhe gleich den tatarischen Damen an den Füßen, zum Zeichen der Achtung vor der Nation, die gegenwärtig China beherrscht; das andere Mädchen wiegte sich auf einem üppig blühenden Pfirsichbaumzweige, der bei den Chinesen als ein Sinnbild der Schönheit und Liebenswürdigkeit betrachtet wird. In einer der zierlichsten Phrasen, welche wir in ihrer classischen Poesie antreffen, wird eine Braut diesem Baume verglichen, weil der Dichter in dem ganzen Reiche der Natur nichts Liebreicheres aufzufinden vermochte. Unter ihr sandte der Bambus an dem Ufer eines sanft vorübergleitenden Flusses seine belaubten Zweige empor. Wir fanden so das Sinnbild der Schönheit in dem Pfirsichbaume und der Nützlichkeit in dem Bambus, von denen eines das andere überschattete, während das kleine Mädchen als aus beiden herauswachsend dargestellt wurde. Vielleicht unter all den Reizen der alten wie der neuern Poesie in der westlichen Welt treffen wir kein Compliment für das weibliche Geschlecht an, daß an Schönheit und Bedeutung dieses übertrifft. In der andern Sänfte stützte die Camellia als das Sinnbild des Thees, mit ihren feinen und seltsamen Blüthen ein kleines Mädchen, um dadurch zu bezeichnen, daß Nützlichkeit (dargestellt durch die Theepflanze) und Schönheit (durch die Camelliablüthen) zu dem Charakter eines liebenswürdigen Weibes gehören. Aber das Vergnügen, solche Scenen zu schauen, wird durch den Gedanken sehr getrübt, daß die ausgesuchtesten Gaben der Fürsehung, die Zierden des menschlichen Lebens und die schönsten Leistungen der Kunst zu Ehren des Teufels einen Aufzug bilden müssen, denn nun folgte unter der Gestalt eines ungeheuern Drachen „die alte Schlange", gerade so wie sie unsern Stammältern erschien, als sie dieselben verleitete, ihrem Schöpfer die Treue zu brechen. Die Chinesen wachen strenge auf die Fortpflanzung ihrer Sittenlehren und bemühen sich, sie vor der Verderbniß moderner Aufklärung zu bewahren; allein sie sind noch eifriger bemüht gewesen, die abscheuliche Verehrung des Satans mit allen seinen Insig-

nien und seinem Gepränge vom Vater auf den Sohn zu überliefern.

Hier, wo von Festaufzügen die Rede ist, wäre es am Orte, von Heirathen und Begräbnissen zu sprechen.

Der Heirathszug besteht aus einer langen Reihe von Personen, die zu diesem Zwecke gemiethet und mit Anzügen von verschiedener Form und verschiedenem Schnitt bekleidet sind. Es würde eine nutzlose und ermüdende Mühe sein, die verschiedenen, bei einem solchen Zuge wahrzunehmenden Gegenstände einzeln zu schildern; es genüge zu sagen, — daß alle Haushaltungsgegenstände mit einer Menge ausgewählter Sachen für Küche und Keller der Reihe nach erscheinen. Unter den Haushaltungsgegenständen sind Stühle von verschiedener Form, doch alle mit flachen Rücken, andere mit bunten Kissen, die wie unsere Zitze aussehen; lange Stangen und Ständer, die mit Kleidungsstücken behangen sind und dadurch den Gestellen einer Wäscherin oder Stärkerin nicht unähnlich sehen; Kisten von verschiedener Größe, allerlei Tische, Füße für Ornamente u. s. w., Gestelle mit Krügen aller Art, große Flaschen mit geistigen Getränken, Wein u. s. w. Vögel in Käfigen, die mit stummem Schweigen sitzen, weil harte Behandlung sie traurig gemacht hat, bilden einen Theil des Zuges, bisweilen wird auch ein großes fettes Schwein in einem eigens dazu gemachten und bemalten Kasten getragen, auf dessen Boden es in genüglicher Behaglichkeit liegt, ohne sich um die Schaaren zu kümmern, die sich hineindrängen, um das herrliche Schauspiel zu sehen, und ohne auf den bunten Palanquin, in welchem es ruht, Rücksicht zu nehmen.

Eine Musikbande schreitet vorauf; die Musikanten sind mit rothen Gewändern bekleidet, die mit dem Bilde des vierfüßigen Drachen geschmückt sind. Die Braut wird in einer mit Gold gezierten Sänfte von sehr zierlicher Arbeit getragen. Der Anblick dieser Sänfte allein könnte uns zum Beweise dienen, daß das Frauengeschlecht in China keineswegs verachtet ist, weil man sie eines mit der größten Geschicklichkeit und aus den ausgesuchtesten Materialien, welche die Nation aufzubieten im Stande ist, bereiteten Tragesessels würdig hält. Diese Ceremonien scheinen von ältern Frauen geleitet zu werden, die hinter der Braut in großen Sänften getragen werden; denn wenn der Zug sich, wie oft geschehen muß, bei Canton einschifft, so gehen sie dazwischen ein-

her und geben ihre Anweisungen in lautem gebieterischem Tone.

Ein Herr stand eines Morgens früh zu Macao auf, um von einem alten Freunde, der viele Jahre in Macao gelebt hatte, Abschied zu nehmen. Auf seinem Wege begegnete er einem Aufzuge, welchem eine Musikbande voranschritt. Er glaubte, dies sei eine Hochzeit und dachte, wenn er den Vorhang der Sänfte hinwegziehe, würde er der Braut ansichtig werden können. Als er jedoch den Vorhang aufhob, entdeckte er, daß es sein alter Freund war, der darin saß und den die Chinesen bei seiner Abreise in dieser Weise ehren wollten. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß diese unvermuthete Enttäuschung nicht geringe Heiterkeit hervorrief.

Bei einem Leichenbegängnisse wird eine Art tragbaren Altars nebst einem Tischchen, worauf Kerzen und angestecktes Räucherwerk, dem Sarge voraufgetragen. Die weithin ertönende Clarinette verkündet die Ankunft des Aufzuges, und das laute Klagegeschrei der Trauernden bildet den Chor. Eine Fahne, aus drei Wimpeln oder Lampen bestehend, auf deren mittlerer eine Inschrift befindlich ist, welche besagt, daß sie den Zweck hat, den Geist zu den Hügeln zu bringen, auf denen die Siin oder Genien wohnen, eröffnet den Zug. Sie führt deßhalb den Namen Yin-hwan-fa oder die geisterführende Fahne. Der Sarg ist aus sehr dickem Holze und gleicht an Gestalt einem chinesischen Schuh. Bevor derselbe aus dem Hause gebracht wird, beugen sich die weiblichen Verwandten darüber hin und machen ihrem Schmerze in den betrübendsten Worten Luft. Ich bemerkte, daß bei einer Gelegenheit diese Leidtragenden kleine Stöcke in der Hand hielten; und da ich nun glaubte, daß dieselben irgend eine verborgene Bedeutung hätten, so befragte ich einen Chinesen deshalb, der mir antwortete, es sei den Verwandten gestattet, beim Einhergehen bei der Procession einen Stab zu tragen, um ihre Schritte zu stützen. Man unterstellt, daß sie so vom Schmerz darniedergebeugt seien, daß sie ohne diesen Beistand nicht zu gehen vermögen. In dem Li-ki oder Ceremonienbuche sind verschiedene dieser Stäbe abgebildet, und manche merkwürdige Mittheilungen über ihre Geschichte enthalten. Die Stöcke, welche, als ich Zeuge war, von den Frauen gehalten wurden, hatten nicht hinreichende Länge, um der vom Grame darniedergedrückten Person die nöthige Bei-

hülfe zu gewähren und schienen daher als bloße Förmlichkeiten zu dienen.

Die mit einem Todtenbegängniß verbundenen Umstände sind geeignet, verschiedene Gedanken in uns zu erwecken. Die Ueberlebenden beklagen das Loos des Verstorbenen, weil er den Genüssen des Lebens und der Freundschaft entzogen ist; und dennoch wird auf dem Altare Weihrauch dargeboten, wie wenn der Geist vergöttert worden wäre. Sie glauben, er entbehre mancherlei, was sie ihm auf dem Wege des Opferns können zukommen lassen, wie zum Beispiel eine Schüssel mit Reiß oder eine Schale Thee; dennoch scheinen sie zu glauben, er habe die Hügel überschritten und sei in die Gemeinschaft aller Heiligen, wo alle Freuden im Uebermaße wohnen, aufgenommen. Kein Volk scheint mit einer traurigeren Ungewißheit nach der Wahrheit zu haschen, und dennoch mag wohl kein Volk weniger es einsehen, in welche Thorheiten und Widersprüche fremde und eigene Ueberlieferung sie gestürzt hat.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Quacksalber und Wahrsager.

Die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens haben in China leichten Zugang, allein seine Qualen darum nicht minder. Unter letztere kann man die Arzneien und Rathschläge von Quacksalbern rechnen, die an einem geeigneten Orte sich aufstellen, ihre Waaren auslegen und dem Volke anpreisen. Ueber den Boden wird ein Tuch ausgebreitet, mit Fläschchen, niedlich gefalteten Päckchen und einer Menge von Pechpflastern besetzt. Hin und wieder liegen auch in gehöriger Ordnung große Papierrollen, welche die Vortrefflichkeit ihrer Kunst und die Größe ihres Erfolges verkünden. In seltenen Fällen wird statt der Erde zur Ausstellung dieser Gegenstände ein Tisch genommen; alsdann steigt der Quacksalber eine Stufe höher in der Volksgunst. Gewöhnlich nimmt er seinen Platz hinter diesem bescheidenen Laden ein, und unterrichtet, wenn ihm die Gabe der Sprache gegeben ist, die erstaunten Zuschauer, bis durch die Macht seiner Rede und die Stärke der Ueberredung Jene, welche bloß kamen,

um zuzusehen und zu lachen, mit dem lebendigsten Glauben und Zutrauen erfüllt werden, während sie zu andern Zeiten sich über ihn lustig gemacht haben würden. Indessen wissen diese Doktoren nur zu gut, daß bei Redekünsten die Neuheit ein wichtiges Element ist; deßhalb bleiben sie selten lange an einem Platze, sondern durchreisen viele Provinzen mit Hülfe des Compasses und erscheinen erst nach einer langen Zeit wieder an demselben Orte. Ein solcher, der die meisten seiner Amtsbrüder an Geschicklichkeit und Kenntnissen zu übertreffen schien, hatte seine verschiedenen Medikamente dem Senathause zu Macao gegenüber geordnet und war, als ich mich dem dichten Haufen, der sich um ihn drängte, näherte, eben mit einer chirurgischen Operation beschäftigt. Ein armer Kerl, der das Gesicht verloren hatte, saß ganz ruhig und ergeben auf einem Stuhle, während der Arzt mit einem seiner Ohren beschäftigt war. Er hatte hinter der Muschel oder dem freien Theile einen Einschnitt gemacht und bemühte sich, aus der Wunde so viel Blut, als sich durch Reibung hervorlocken ließ, zu ziehen. Ob er dem Beispiele der Hunde folgte, welche in dieser Weise sich mit den Ohren eines verlaufenen Schweines zu belustigen pflegen, kann ich nicht sagen; jedenfalls ahmte er dessen Verfahren so genau nach, als wenn er sich dasselbe zum eifrigen Studium gemacht hätte. Sobald er mit dem Ergebniß seiner Operation zufrieden zu sein schien, stellte er sich seinem Patienten gegenüber und fragte ihn mit trefflich affektirter Ungeduld, ob er Licht sehe. Diese Frage beantwortete der Blinde mit einem demüthigen „Nein". Darauf ließ sich der Doktor neben ihm nieder und beschrieb eine Methode, die unfehlbar den gewünschten Erfolg haben würde; doch am Ende einer jeden wohlgerundeten Periode ließ sich die traurige Aeußerung Mu tsiin (kein Geld) vernehmen. In diesem Augenblick, wo Viele etwas Großartiges erwarteten, während der Fall selber weder Aussicht auf Ehre noch auf Geld darbot, fiel der scharfsichtige Blick des Doktors auf den Fan-kuei, der zwischen einer Gruppe von Personen hervorblickte, die sich aber nicht durch ihr feines Aeußeres empfahlen. Der Fan-kuei hatte eine höfliche Miene und ärntete deßhalb von dem Doktor eine tiefe Verbeugung und ein anerkennendes Lächeln. Nach diesem nöthigen Vorspiel machte er seine Zuhörer durch einige Bemerkungen auf die Eigenthümlichkeiten der Gesichts-

züge des Fan-kuei aufmerksam, schritt dann mit selbst gefälligem Lächeln auf ihn zu und fing an, in die Einzelnheiten einer phrenologischen Untersuchung einzugehen. Er wies einige der Hauptunterscheidungspunkte zwischen einem Chinesen und einem Europäer nach, besonders die Breite der Stirn, das Hervorstehen der Backenknochen und die Gestaltung des Kinns. Bei dem Chinesen ist die Stirne schmal, die Backenknochen sind breit und hoch, das Kinn flach; bei dem Europäer ist die Stirne breit, die Backenknochen liegen tiefer und das Kinn springt vor. Nachdem er mit Kopf und Gesicht geendet hatte, ging er auf die Muskeln über und sprach, indem er erst den Arm des Fremden, dann den eines chinesischen Zuschauers fest ergriff, weitläufig über den Unterschied zwischen der elastischen Spannung des einen und der nachgiebigen Biegsamkeit des andern. Es schien seine Ueberzeugung zu sein, daß der Europäer nicht bloß in Bezug auf Gesetztheit, sondern auch auf Ebenmaß der Gestalt den Vorrang verdiene. Hierin schienen seine Zuhörer ihm beizustimmen, denn was auch der Chinese bisweilen darüber bei sich denken mag, so verräth er doch oft seine Verwunderung über eines Fan-kuei's Gestalt. Oft sah ich sie schweigend und in Verwunderung verloren einen Fremden betrachten, wobei eine Theilnahme aus ihrem Auge blickte, die zu sagen schien: „Eine so schöne Gesichtsfarbe und so wohl proportionirte Züge sind den Unterthanen des Reiches der Mitte nicht eigen". — Dieser Quacksalber hatte viel gereis't und dadurch Manches gelernt, was einem forschenden Geiste nicht entgehen kann, der unter einem ewigen Wechsel seiner Umgebung beständig einen Ort mit dem andern vertauscht. Er hatte ein heiteres Aussehen und ein feuriges Auge, welches die Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine Rede war klar und seine Arme bewegten sich mit großer Leichtigkeit, um seinen Worten eine größere Wirksamkeit zu ertheilen. Aber seine Beliebtheit war von nicht langer Dauer und er sah sich genöthigt, nach einigen Tagen einen jungen Burschen das Amt eines Ausrufers versehen zu lassen, um durch Albernheiten die Menge anzulocken, welche seine Geschicklichkeit und Beredsamkeit nicht mehr fesseln konnten. Später hörte ich bisweilen, wenn ich über den chinesischen Marktplatz zu Macao lustwandelte, einen andern dieser Quacksalber, der einem Haufen von Zuhörern die Eigenthümlichkeit einer Methode

auseinandersetzte, die er bei einem alten neben ihm kauernden Alten in Anwendung bringen wollte. Es schien, als hätte man einige Augenblicke vor meiner Ankunft eine etwa also lautende Uebereinkunft geschlossen. „Ich will", sprach der Doktor, „Euch die ganze Wohlthat meiner Geschicklichkeit zu Theil werden lassen und ihr gebt mir alles Geld, was Ihr bei Euch habt"; denn gleich nach dem Schluß der Anrede begann der Alte mit freudiger Hast sein Geldbeutelchen in den Schoß des jungen Aeskulap auszuleeren, der sich getäuscht stellte und seinen Patienten anklagte, einiges tsiin oder courante Münze in den Falten seines Kleides zurückgehalten zu haben; da aber nun ein gewöhnlicher Mann im Sommer sehr dünn gekleidet ist, so überzeugte ein= oder zweimaliges Schütteln seines Wammses die Zuschauer, daß er Alles, was er bei sich führte, ausgeliefert hatte. Nun zog sich der Alte zurück, erschien aber bald nachher mit einem Napf voll Wasser und setzte ihn zu des Doktors Füßen nieder, der dann ein Papier herausnahm, ihm eine Dosis weißlichen Pulvers, ohne Honig, Theriak oder eine andere angenehme Zugabe verschlucken ließ. Dann nahm er mit höchst ernsthaften Vorbereitungen aus einem Papier einige Nadeln, rieb etwas von dem eben erwähnten Pulver auf seinem eigenen Schenkel und steckte die Nadel hinein, gerade als sei es ein Nadelkissen. Hierauf suchte er aus einem Stückchen Papier mehre Samenkörner aus, steckte sie in seinen Mund und gab den Rest als ein Zeichen seiner Freigebigkeit dem Patienten. Während sie nun Beide mit dem Kauen dieser Samenkörner beschäftigt waren, ergriff er ein Paar hölzerner Cylinder und hielt sie, nachdem er eine angezündete Papierrolle hineingehalten hatte, auf des Mannes Brust. Nachdem er sie einige Minuten an dieser Stelle gelassen hatte, nahm er sie hinweg und es waren zwei erhabene runde Flächen oder Beulen zurückgeblieben, welche der Doktor, nachdem er vorher einen Schluck Wasser genommen hatte, mit den inzwischen durch das Kauen gänzlich zermalmten Samenkörnern einrieb; dann stach er mit der Nadel, die inzwischen noch immer in seinem Beine gesteckt hatte, in die Beulen hinein. Um das Blut hinauszuziehen, näherte er seinen Mund und sog mit solcher Gewalt, daß der alte Mann zu seufzen begann und die umstehende Menge ängstliche Blicke auf ihn richtete. Zugleich drückte er mit seinen Händen fortwährend auf die benach=

barten Stellen, als wolle er das Blut nach diesem Punkte zusammendrängen. Nachdem er seinen Mund rein gewaschen hatte, legte er zwischen beide Beulen ein Pechpflaster und schickte sich an, den Rücken ebenso zu behandeln. Hier war ein treffliches Beispiel von viel Lärmen um Nichts; denn hätte er zwei Einschnitte mit seinem Messer gemacht und dann einen dieser Säugecylinder inwendig mit einer angezündeten Papierrolle angewandt, so hätte er einen tüchtigen Blutverlust hervorgerufen und dem armen Alten einen wirklichen Dienst erwiesen. Die Schröpfkunst ist sehr alt und war vielleicht vor langer Zeit den Chinesen bekannt, wenn ich sie auch noch in keinem ihrer Bücher erwähnt gefunden habe. Ein Chinese sagte mir, in seiner Jugend habe ihn ein chinesischer Wundarzt besucht, der seinem Vater versichert habe, wenn hier nicht ein ernsthaftes Mittel angewandt werde, könne die Krankheit, mit welcher er damals behaftet gewesen, lebensgefährlich werden. Der Vater gab dem Arzte anheim, nach seiner Ansicht zu verfahren; ein reichliches Schröpfen fand statt und in kurzer Zeit hatte der Sohn seine Gesundheit wieder erlangt. Aber bei diesem Falle hatte der Arzt entweder die richtige Methode verkannt oder eine eigene erfunden, die, während sie viel umständlicher und gewichtiger erschien, die geringste Wirkung hervorbringen mußte.

Unter den Personen, die in der Liste der umherziehenden Doktoren figuriren, erlaube man mir Einen aufzuführen, der mit Gegengift gegen Schlangenbiß umherreiste. Er hatte ein sehr geistreiches Verfahren, die Wirkung seines Präparates zu beweisen, wodurch er alle, welche ihm zusehen, auf's Gründlichste von dessen Güte überzeugte. Eine Schlange mit einem großen Kopf, die Cobra Cappella, diente ihm statt eines Gehülfen; er hielt sie in der Hand und ließ sie ihren Kopf nach seinem Geheiß bewegen. Näherte er dem giftigen Geschöpf seine Hand oder sein Gesicht, so versuchte es gleich zu beißen, allein die Geschicklichkeit des Gauklers kam ihm immer zuvor. Hatte er die Menge genugsam mit dem Schauspiel unterhalten und glaubte er sie überzeugt, daß die Schlange die größte Neigung zum Beißen besitze und deßhalb an Gefährlichkeit noch nichts verloren habe, so legte er sie wieder in den Korb und holte eine Kugel irgend eines Medicaments hervor, welches er mit großer Zungengeläufigkeit als ein treffliches Gegenmittel gegen den Angriff giftigen

Gewürmes anpries. Die Person, welche sich vor solchen Thieren fürchte, brauche nur eine dieser Kugeln in der Tasche zu führen. Um die Wahrheit dieser Behauptung zu zeigen, hob er das kampflustige Thier aus seinem Versteck hervor und hielt ihm die Kugel entgegen, worauf es mit anscheinendem Abscheu zurückschreckte. Dann rieb er seine Stirne mit der Kugel ein, hielt erstere der Schlange hin, welche den Kopf zurückwarf und sich, so weit es ging, zurückzog. Eine Menge ähnlicher Experimente wurden versucht, welche alle zum Beweise dienen sollten, daß das Thier einen tödtlichen Abscheu vor der Kugel habe. Während er beschäftigt war, sich über seine Wirksamkeit durch die Stärke solcher überzeugenden Proben auszulassen, benutzte die Schlange die Gelegenheit, ihn in den Arm zu beißen und dadurch ganz unbefangen zu zeigen, wie viel Furcht sie eigentlich vor dem Doktor und seiner Medizin habe. Da jedoch der Rockärmel des Doktors sehr dick war, so drangen die Zähne nicht in die Haut ein und die Zuschauer waren in zu großer Ekstase, ihre gesunden Augen zu gebrauchen; dadurch entging dieser Fall der Aufmerksamkeit Aller, mit Ausnahme des Fan-kuei, der, wenn auch der Scharfsinn des Chinesen ihm viel Vergnügen bereitete, zu sehr daran gewohnt war, die Eigenthümlichkeiten des Landes zu beobachten, als daß er dies übersehen hätte. Die Kugel wurde zu fünfzehn Kesch; das ist zu etwa drei Farthings (etwa 7½ Pfg. pr. Crt.) verkauft, um die Waare einem Jeden zugänglich zu machen; und die Leute drängten sich mit solchem Eifer zu dem Doktor, daß sein Vorrath aufgekauft war, ehe ich nahe genug kommen konnte, um auch meine fünfzehn Kesch darzubieten.

Die Wahrsager sind meist Leute, die einige geringe Kenntniß von der Literatur besitzen, was ihnen eine äußere Glätte und Zuvorkommenheit des Benehmens gibt. Sie stellen an einem passenden Platz einen Tisch mit einer großen metallenen Tafel zum Schreiben und den verschiedenen Schreibgeräthen auf, wie schwarze und rothe Dinte, Haarpinsel, eine Tasse mit Wasser nebst einem seltsamen Schwamme und einem andern Schwamme oder Tuche, um die auf dem glänzenden Schreibtisch hervorgerufenen Schriftzüge auszuwaschen, sobald der Wahrsager fertig geworden; ferner ein hölzernes Gefäß, das ein Bündel von Bambusstreifen, worauf verschiedene Zeichen, enthält, und endlich ein Schüsselchen mit kleinen

Papierschnitzeln, worauf ähnliche Schriftzeichen sind. Die Bücher, welche die Grundgesetze der Kunst enthalten, sind in einer Ecke aufgehäuft, hie und da hängt oder steht auch ein Täfelchen, welches das Publikum benachrichtigt, daß sie das Geheimniß des Windes und des Wassers (Fung Schweu) erforscht haben; das ist nämlich der Name, mit dem sie phantastisch oder, ich sollte sagen, philosophisch, ihre Kunst bezeichnen, weil sie nach ihrer Ueberzeugung im engsten Zusammenhang mit den das Wetter bestimmenden Gesetzen stehen. Vor der gewöhnlichen Stunde des Frühstücks (etwa zehn Uhr) nimmt der Mann seinen Sitz an dem Tische und ist, wenn er zufällig bekannt ist, bald von einer neugierigen Menge umgeben. Ein armer Kerl, der durch Botendienst oder eine andere vom Augenblick abhängige Beschäftigung sein Leben fristet, ist begierig zu wissen, ob nicht die Zukunft ihm ein besseres Loos bescheiden wird; so schreitet er denn auf den Tisch zu, legt ein halbes Dutzend Kesch, eine Kleinigkeit von etwa drei Pfennigen nieder, zieht alsdann einen Bambusstreifen, ergreift auch eine Papierrolle und reicht beides dem Siin Siang oder gelehrten Manne hin, der die auf ihnen befindlichen Striche und Zeichen auf seine polirte Tafel überträgt und sogleich sich beeilt, sie durch gewisse nach Vorschriften der Kunst festgestellte Additionen in Schriftzüge umzuwandeln. Die so gebildeten Schriftzeichen bilden eine Menge von Sprüchen, die, weil sie etwas räthselhaft und zweideutig, einer besonderen Erklärung bedürfen. Er stellt sich, als habe er kein Geheimniß, behauptet auch nicht, eine tiefere Einsicht zu besitzen, als Manche, die ihm zuschauen und an die er sich oft wendet, um ihnen Gelegenheit zu geben, die Richtigkeit seiner Folgerungen einzusehen. Ein alter Mann, der immer seine Stelle beibehielt, hatte ein sehr freundliches Benehmen, das sehr zur Empfehlung seiner Worte diente. Es schien ihm Vergnügen zu machen, dem Fragenden eine günstige Antwort ertheilen zu können oder ihn zu trösten, wenn das Gegentheil der Fall war.

Es läßt sich dieser Art, das Schicksal zu befragen, das Ziehen eines Looses zur Seite stellen; wir finden es in allen Theilen der Welt, wo die Kenntniß der Religion einen niedern Standpunkt einnimmt, so daß sie aus dem Instinkt der Menschen hervorgegangen scheint. Die Chinesen haben sie zu einer Wissenschaft oder Kunst ausgebildet, deren Elemente,

troß unserer höheren Kultur, selbst bei uns gefunden werden können. Ich erinnere mich einer Anzahl Aehrenleser in England, die, unschlüssig, wohin sie gehen sollten, einen Spazierstock möglichst senkrecht auf dem Boden aufstellten und die Richtung einschlugen, in welcher der Stock niederfiel. Die Juden sind wegen eines Gebrauches getadelt worden, der diesem nicht unähnlich ist: „Mein Volk fragt sein Holz, und sein Stab soll ihm predigen". Hosea IV, 12.

Bisweilen bildet auch die Berechnung der Nativität oder das Aufstellen des Horoskops einen Theil der Wirksamkeit des Wahrsagers. Dieses erfordert einige Zeit, indem Bücher zu Rathe gezogen werden müssen, auch das Ganze hübsch abgeschrieben und mit Zeichen in röthlicher Farbe begleitet werden muß. Der Jüngling, der seine Bestimmung kennen zu lernen wünscht, nennt den Tag des Monats und, wenn ich nicht irre, auch die Stunde des Tages und läßt darnach den Astrologen nach seiner Willkühr sein künftiges Schicksal berechnen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Baukunst bei den Chinesen.

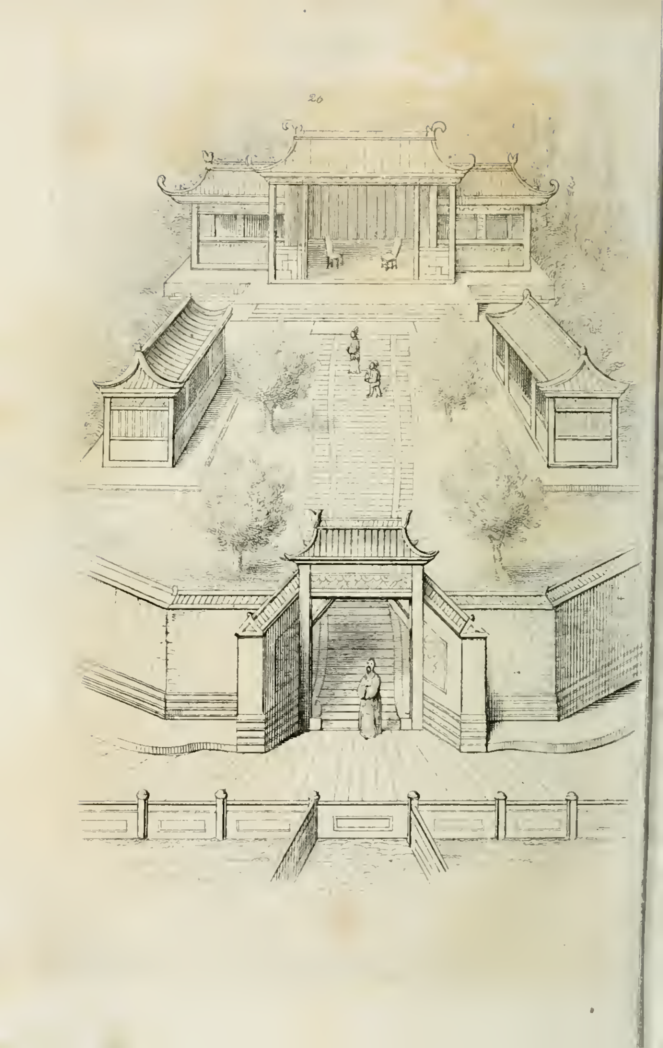
Wenn ein Kind versucht, ein Haus zu bauen, setzt es zwei Stützen auf, legt dann einen Balken darüber, der von einem zum andern reicht; das ist die Wissenschaft der Baukunst in ihrer ursprünglichen Einfachheit, noch frei von allen Verfeinerungen des Prinzips oder Zusammensetzungen von Theilen. Wenn wir nun die chinesischen Tempel und die bedeutendsten Privatgebäude betrachten, so werden wir finden, daß die chinesischen Architekten keinen Schritt weiter gekommen sind. Die beiden Endmauern entsprechen den zwei Pfosten des baulustigen Kindes und der Balken, welcher die eine Seite mit der andern verbindet, dem Querstück, das sich von dem einen Pfosten zum andern erstreckt. Diese von Mauer zu Mauer gehenden Balken sind rund und meist roth bemalt, indem keine Zimmerdecke sie unsern Blicken entzieht. Von der Dachfirste bis zu den Rinnen laufen Latten, welche der Ziegeldeckung zur Unterlage dienen. Bei der Konstruction dieser Dächer kehren sie unser Verfahren um, indem ihre Balken der Lage nach die Stelle unserer Latten, unsere Balken oder

Dachträger dagegen die ihrer Latten einnehmen. Unsere Methode gründet sich auf ein Prinzip, das der Mathematiker aus verschiedenen Lehrsätzen herleiten kann, eine Eigenschaft, die der chinesischen Methode gänzlich abgeht. Nehmen wir eine Brücke mit einem einzigen Bogen und studiren sie ein wenig, so werden wir finden, daß der Schlußstein durch die Unterlagen oder Wälle, auf denen er ruht, herabzusinken verhindert wird. Kein Stein oder Ziegelstein, der zu dem Bogen gehört, kann weichen, ohne seine Gefährten einem der beiden Flußufer zuzustoßen, was aber der Erbauer dadurch zu verhindern gewußt hat, daß er ein starkes Mauerwerk anbrachte. Bei dem Dache eines Gebäudes tragen die Balken, von einem beide verbindenden Querholze unterstützt, die Last der Ziegel. Zwei schräg aneinandergelehnte Stützen, die eine geschickte Hand zum Stehen bringt, vergegenwärtigen den Bogen eine Brücke oder die besprochenen Stützbalken. Wenn man noch ein Gewicht auf die Spitze laden wollte, so würden sie unter zwei Bedingungen unbeweglich bleiben, wenn sie mäuerlich fest auf ihrer Grundfläche ruhten oder einen Verbindungsbalken besäßen.

Die vielfältigen Vorkehrungen, welche die Architekten und Ingenieure bei der Zusammensetzung der berühmtesten Dächer und Brücken treffen, lassen sich alle auf das Prinzip der Zerlegung des Druckes, mithin auch auf die beiden Arten, dieses Prinzip zu praktischer Nutzbarkeit zu bringen, zurückführen. An dem Dache der Reitschule zu Moskau, die eine Spannung von 235 Fuß hat und an der Brücke zu Bamberg an der Regnitz in Deutschland, deren Spannung 208 Fuß beträgt, lassen sich alle geschickten Vorrichtungen, die Wissenschaft mit Erfahrung gepaart, an die Hand geben, auf diese einfache, leicht faßliche Wahrheit zurückführen. Doch wie einfach und faßlich sie auch sein mag, so scheint doch der Scharfsinn der Chinesen noch nie darauf verfallen zu sein, denn zu unserm Erstaunen treffen wir an keiner ihrer Brücken einen Bogen an. Es war etwas, das sie lehrte, die beiden Ufer eines Flusses durch aufeinander gehäufte Steine zu verbinden und dazwischen eine Oeffnung zu lassen, um dem Wasser freien Durchfluß zu gestatten; aber nichts ist, was uns vermuthen läßt, daß sie je über die Ursache nachdachten, welche die einzelnen Theile zusammenhielt, oder dieselbe in etwas anderem als dem verbindenden Mörtel oder Cement

suchten. Der Bauherr sah bequem zu, trug seine stattliche Gestalt zur Schau, fächelte sein Gesicht von Zeit zu Zeit oder unterhielt sich vertraulich mit seinen Arbeitern, aber nie legte sich eine Falte der Sorge um seine Stirn, nie verfinsterte sich sein Blick, dadurch, daß er über die schwierigen Gesetze der Statik nachgedacht hätte. Glücklich die Menschen, die so in dem betretenen Geleise fortwandeln können, ohne daß sie ein neuer Gedanke, eine verbesserte Einrichtung sie wünschen läßt, dieselbe zu verlassen.

Wirft man den Blick auf das Dach, so stößt man zuvörderst auf die eben erwähnten langen Balken, die, weil sie aus Tannenholz gemacht sind, sich leicht verzieren lassen. Die Latten sind gleichfalls sehr hübsch gearbeitet, und ihre Zwischenräume sind mit Plättchen aus Perlmutter ausgefüllt. Wenige Fuß einfaches Holz, etwas wohlfeile Farbe und einige Muschelschaalen bilden das Material, das zum Innern des Daches verwandt wird. Allein der Chinese ist, obgleich er keine Mathematik versteht, dennoch durchaus ein Geschäftsmann, der Alles zu seinem Vortheil zu benutzen weiß, und dadurch gelingt es ihm mit ganz bescheidenen Mitteln selbst auf den strengen Kennerblick des Europäers eine angenehme Einwirkung hervorzubringen. Die Außenseite des Daches ist mit glatten gebackenen Schiefern von halbcylindrischer Gestalt bedeckt, welche so gelegt werden, daß verschiedene fortlaufende Erhöhungen und Furchen entstehen. Die Mauern sind aus einem blaufarbigen Backsteine gebaut; letzterer kann wegen seiner geringen Ausdehnung sehr hübsch mit einer milchweißen Einfassung versehen werden. Unter der Dachrinne ist bisweilen ein breiter weißer Streifen als Grund zu einer auffallenden Zusammenstellung von Landschaften und Figuren gemalt; wir wollen ihn das Fries nennen, weil er dem Theile, welches bei den Griechen die Verzierungen empfing, entspricht. Die Fronte des Gebäudes verdankt den Fenstern gar nichts und der Thür sehr wenig, weil das Glas zu Fenstern durchaus nicht angewandt wird und der Baumeister auch keine Pfeiler oder andere Mittel zur Einrichtung eines Eingangs kennt. Eine chinesische Wohnung ist immer eine Gruppe von meist kleinen Gebäuden, die sowohl in der Bauart wie in der Lage zu einander sehr abweichend sind. Das Erste, was den Besuchenden empfängt, ist eine Art Porticus mit schrägem Dache. Die Vordermauer tritt ein gutes Theil unter


20

dem Dache zurück und ist durchbrochen von einem großen Thorweg, hinter welchem ein großer Schirm befindlich ist, um das, was im Innern des Hofes oder Vorhofes vorgeht, vor den Blicken des Neugierigen zu verbergen. Vier vierseitige Säulen, den Thürpfosten gegenüberstehend, unterstützen die Dachrinne und sind mit den Seitenwänden durch einen Balken verbunden, der ein oder zwei Fuß unter dem Rande der Dachrinne hinläuft. In wenigen Tempeln haben diese Pfeiler eine Basis, welche verschiedene Vertiefungen und Erhebungen hat, aber Nichts, was an ein Kapital erinnert, es sei denn, daß wir diese Balken als deren Stellvertreter ansehen. Die Ränder der Seitenmauern sind oft zierlich ausgeschnitzt, so daß sie einem Pfeiler gleichen und der Porticus aussieht, als habe seine Vorderseite sechs Pfeiler. Nachdem man denselben durchschritten, sieht man vor sich eine Halle, die nach vorne keine Mauer hat und von den Seiten von geschnitzter Arbeit eingeschlossen ist; in dieser Halle empfängt der Wirth seine Gäste oder unterrichtet der Lehrer die herangewachsene männliche Jugend. Ihre Seiten sind oft mit Fächern versehen und mit verschiedenen Landschaften, Inschriften u. dgl. verziert. Vor einer Art Vorzimmer steht ein Tisch zur Anordnung der Rauchfässer, Leuchter und anderer bei religiösen Ceremonien gebräuchlichen Gegenstände. Dieses Vorzimmer ist eigentlich nur ein querlaufender Verschluß, so daß jedoch die Familie von beiden Seiten hereingehen und auf einen freien Platz gelangen kann, der den Frauen oder dem engeren Verkehr bestimmt ist. Zu beiden Seiten des Hofes steht ein, wie ich vermuthe, zur Aufnahme der Dienstboten bestimmtes Gebäude, wenigstens wüßte ich

(Siehe Zeichnung Nr. 26.)

nicht, in welcher anderen Absicht man solche unzweckmäßige Gebäude errichten könnte. In der nebenstehend gegebenen Zeichnung einer Schule nimmt man über dem Eingang die perspectivisch gezeichnete Ansicht der Halle und der beiden Seitenschiffe wahr.

Die Schlafzimmer bilden eine eigene Gruppe, die gewöhnlich ein Ganzes für sich bilden. In der That besteht das Ganze nur aus Einzelstücken, an eine Erhabenheit des Planes oder ein wohlüberlegtes Streben, Nützlichkeit und Schönheit mit einander zu verbinden, ist gar nicht zu denken. Wollte ich eine chinesische Wohnung mit wenigen Worten

charakterisiren, so würde ich sagen, es ist eine verworrene Gruppe niedlicher Hütten und sehr zierlicher Sommerhäuser.

Wegen ihrer geringen Fertigkeit in der Anlage von Dächern sind sie genöthigt, deren nur sehr schmale zu errichten oder statt dessen Pfeiler anzuwenden. Oft wenn sie zu diesem Verfahren ihre Zuflucht nehmen, scheinen sie zu wähnen, daß man statt Eines von größerer Ausdehnung auch wohl zwei kleinere anwenden könnte; daher sehen wir oft zwei oder drei nacheinanderfolgende Dächer, wovon eines das andere übersteigt, wie es auch ziemlich grob auf chinesischem Porcellan gezeichnet ist. — Der Tempel der der Stadt Canton gegenüberliegenden Insel Honan hat zwei nach diesem Grundsatz errichtete Dächer, und nothwendiger Weise erheben sich vom Flur aus Säulen, welche dieselben empor halten. Die Länge der Balken macht, weil sie von einem Ende des Gebäudes zum andern laufen und ohne eine entsprechende Vorrichtung zu deren Unterstützung weichen würden, gleichfalls Pfeiler zum Bedürfniß. Weil es aber zu viel Raum hinweg nehmen würde, für jeden Balken einen eigenen Pfeiler zu errichten, so hat man sich eines sehr zweckmäßigen Strebepfeilersystems bedient, wodurch der Druck mehrer Pfeiler in einen einzigen vereint wird. Da dieses System — das Tschung-kia oder der „Mittelstand" — oft in hübschem Schnitzwerk ausgeführt wird, so übt es unstreitig, wenn wir uns in eine nähere Betrachtung der Eigenthümlichkeiten der chinesischen Baukunst einlassen, eine höchst anziehende Wirkung auf unsere Sinne aus. In der Anwendung dieses Tschung-kia ist der Abwechselung so viel Spielraum gegeboten, daß schwerlich zwei Gebäude in dieser Beziehung einander gleichen. Dieselbe Bemerkung bezieht sich auf den Rest des Gebäudes; überall vermißt man das Wissenschaftliche und die klare Auffassung; die Phantasie scheint ungezügelt ihr Spiel getrieben zu haben, und der Architekt scheint, was ihm an der Entwickelung eines Systems gefehlt haben mag, durch eine übersprudelnde Einbildungskraft ersetzt zu haben. Für ländliche Wohnungen sähe ich mit Freuden diese chinesische Methode angenommen; denn in Verbindung mit silberklaren Quellen und lieblichen Anlagen würden wir eine Gruppe von Wohnungen haben, die für Nymphen des Waldes und Wesen höherer Bildung geschaffen zu sein schienen. Allein um Anlagen solcher Art angemessen einzurichten, müßte ein

Baumeister selber China bereist und gleichsam chinesischen Geschmack eingesogen haben, weil er sonst nicht im Stande wäre, jene Freiheit und ungezwungene Leichtigkeit zu entwickeln, die uns in ihren Gebäuden von größeren Kosten und von größerer Ausdehnung so augenscheinlich entgegentritt. Meiner Ansicht nach ließen sich der attische, der ägyptische, der gothische und der chinesische Styl gleichzeitig anwenden, ohne den Bewunderern des einen oder andern dadurch zu nahe zu treten. Wollten wir Schönheit, Ausdehnung und Proportion in ihrer ganzen Vollkommenheit vor uns schauen, so müßten wir uns nach griechischen Vorbildern umsehen, wünschten wir etwas Wildes, Erstaunliches, so fänden wir es in all seinen unbeschränkten Reizen im ägyptischen Style; begehrten wir Erhabenheit mit einer unermüdlichen Ausschmückung, so brauchten wir nur auf eine unserer Domkirchen hinzublicken, und endlich, wenn das Romantische und Alterthümliche Reiz für uns besitzt, so bietet uns das chinesische Reich in seinem weiten prächtigen Innern eine unerschöpfliche Menge von Vorbildern dar. — Ich kann dieses Kapitel am Besten mit der Bemerkung beschließen, daß diese chinesischen Wohnungen eine auffallende Verlängerung der Dachrinnen besitzen, wodurch das Gebäude höher zu sein scheint, als es wirklich ist; deßhalb gewährt ein aus der Ferne gesehenes Dorf einen sonderbaren Anblick, vorzüglich wenn sich mitten in demselben ein Tempel befindet, dessen Dach sich in Zacken nach oben kehrt und dessen Rand mit Drachen, Delphinen u. s. w. in den merkwürdigsten Bogenlinien, geziert ist. Da, wo auf Dauerhaftigkeit Rücksicht genommen wird, müssen zwar gerade Linien vorkommen, allein die Chinesen bemühen sich alsdann, dieselben durch gebogene und gewundene Verzierungen zu verbergen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Zeichenkunst bei den Chinesen.

Die Chinesen scheinen nie zu geometrischen Studien Neigung gefühlt zu haben und es wird uns daher nicht überraschen können, daß ihre Begriffe über die Regeln, welche befolgt werden müssen, um verschiedene Gegenstände auf eine

Ebene zu projektiren, sehr mangelhaft sind. In der Theorie scheinen sie die Perspectivkunst gar nicht anzuerkennen und in der Ausführung gleichfalls nicht immer. Dennoch ist ihnen diese Sache nicht ganz unbekannt, und in einem Werke über chinesisches Ackerbauwesen, welches ich besitze, befinden sich viele Landschaften, die klar beweisen, daß der Künstler die Nothwendigkeit einsah, die entfernteren Gegenstände zu verkleinern, wollte er sie in den Rahmen seines Gemäldes bringen. Die Nothwendigkeit war vielleicht seine Lehrerin, denn sie hat viele Schüler gehabt, welche, wenn ihnen auch anfangs ihre Lehren nicht behagen mochten, sie nach wenigen Proben und einiger Erfahrung als sehr nützlich kennen lernten. In keiner der Proben, die in meine Hände gekommen sind, habe ich vermocht zu entdecken, daß es dem Maler bekannt war, daß die Gegenstände, je mehr sie sich von dem Auge des Schauenden entfernen, desto mehr an Größe abnehmen. In dem Hintergrunde sind die Linien kurz und dünn, allein die Begränzungen sind eben so scharf wie im Vordergrunde. Die Behandlung dieser matteren Theile ist auch für die Künstler des Westens ein schwieriger Punkt, denen es nicht leicht wird, die Natur in jenem sanfteren und dunkleren Schimmer nachzuahmen, mit welchem sie eine Landschaft, da, wo sie anfängt sich vor unsern Blicken zu verlieren, übergießt. — Von praktischer Anwendung der Perspective ist ihnen ein weniges bekannt, dagegen nichts von der stenographischen Projektion nach mathematischen Grundsätzen; auch weiß ich nicht, was sie von der Luftperspektive verstehen. Dies ist ungefähr Alles, in so weit es sich aus einigen ihrer besten Malereien entnehmen ließ; es wäre nicht billig, wollten wir unser Urtheil nur nach den schlechtesten bilden, denn als solche können wir die meisten Muster, welche zu uns gelangen, kurz aber wahr bezeichnen. — Ohne Hülfe der Wissenschaft ist es schwieriger, die Perspektive einer Maschine oder eines Hausgeräthes, als die einer Gruppe von Gebäuden oder einer Landschaft zu entwerfen; wenigstens fallen Verstöße bei jenen nicht so sehr in die Augen, wie bei diesen; daher sehen wir selten Gegenstände, die dem gemeinen Leben entnommen sind, ohne durch einen Fehler oder eine Abweichung vom Parallelismus beleidigt zu werden. Ich habe mehre Abhandlungen von Eingeborenen über die Zeichenkunst gesehen, worin die Kunst mit großer Genauigkeit und

Ausführlichkeit auseinandergesetzt ist, allein nirgendwo finden wir eine Andeutung, wie die Gegenstände in dem Bilde dargestellt werden müssen, um die größtmögliche malerische Treue und Uebereinstimmung zu erreichen, — ein Umstand, der um so auffallender erscheint, da die Chinesen wegen ihrer Geschicklichkeit in der Anordnung einzelner Theile zu einem Garten oder Vergnügungsorte, so daß die Kunst und der Plan dem Zuschauer verborgen bleibt, eine gewisse Berühmtheit erlangt haben.

Als Zeichner haben sie eine ganz besondere Fertigkeit, einzelne Naturschöpfungen schnell nachzubilden. Viele derselben haben sie mit großer Sorgfalt analysirt und so gründlich studirt, daß sie mit wenigen Pinselstrichen die größte Aehnlichkeit hervorbringen. Das menschliche Gesicht haben sie gleichfalls zerlegt, den einzelnen Theilen verschiedene Namen beigelegt und ihre Verhältnisse und ihre Uebereinstimmung untereinander mit größerm Fleiße erforscht. Ferner wurden die einzelnen Verschiedenheiten jedes Gesichtszuges aufgezählt und durch passende Bewegungen bezeichnet, so daß der Lernende einen übersichtlichen Begriff von den einzelnen Theilen, mit denen er zu schaffen hat, je von den verschiedenen Seiten aufgefaßt, sich aneignet. Sie glauben, der Kopf drehe sich um eine Axe und habe zehn verschiedene Stellungen, die durch den Lehrer genau charakterisirt werden. In allem diesem ist vielleicht Nichts, was nicht mit den von den Künstlern des Westens anerkannten Lehren übereinstimmte; nichtsdestoweniger haben die Chinesen durch die Fertigkeit, mit der sie den Pinsel handhaben, etwas Eigenthümliches; sie halten denselben in einer fast senkrechten Lage gegen das Papier und können daher auch wegen der Schärfe der Spitze mit demselben die feinsten Linien machen, wegen der Elastizität der Haare die Linien aber auch so breit, wie sie wollen, zeichnen. Die breiten Farbentöne in der Draperie werden eben so gut wie die feinen Striche an Augenbraunen und Bart mit einem einzigen Pinselzuge gemacht. Das menschliche Gesicht ist, mathematisch gesprochen, nichts wie eine Vereinigung von Bogenlinien, und da nun ein chinesisches Gesicht deren weniger zählt wie ein europäisches, so reichen wenige derselben, gut gewählt und gezeichnet, hin, ein Portrait in kurzer Zeit herzustellen. Die Treue in einer Skizze ist von der Genauigkeit abhängig, mit welcher

die verschiedenen Biegungen und Linien von dem Pinsel des Künstlers nachgeahmt sind. Der Chinese sieht dies wohl ein, und läßt es sich angelegen sein, die verschiedenen Eigenthümlichkeiten derselben zu erforschen und sich zu merken. Jeder dieser Züge kostet den Maler nur eine einzige Pinselführung, indem kein Ueberfahren, keine Ausbesserung nöthig ist, um ihn allmählig näher der Wahrheit zu bringen. Da aber nur wenige so glücklich sind, ohne vorherige Versuche einen guten Erfolg zu erlangen, so macht er vorher mehre vorbereitende Skizzen, bis diese zu seiner Zufriedenheit ausfallen und dann erst beginnt er, alle Vollkommenheiten seiner letzten Skizze zu kopiren, ohne ihre Mängel nachzuahmen. Der übrige Theil der Figur ist mit wenigen Strichen ausgeführt und die Hauptsorgfalt wird auf den Anzug verwandt. Doch ungeachtet der Schnelligkeit, womit gezeichnet wird, sind die Gefühle und Beschäftigungen der Menschen mit größter Treue wiedergegeben, so daß jede Gestalt beim ersten Anblick ihre ganze Geschichte zu erzählen scheint. Uebermäßiger Schmerz, Wuth und Schrecken, diese bei unsern Darstellungen so beliebten Gemüthsbewegungen, finden wir selten in den Werken chinesischer Künstler. Die gewöhnlichen Beschäftigungen des Lebens und die damit verbundenen Genüsse dienen ihnen meist zum Vorwurf, der gewöhnlich um so schwieriger ist, weil sie der Nachahmung und Treue der Natur so nahe kommen müssen. Bisweilen sieht man ausgelassene Freude in der Darstellung eines alten Mannes, der bei einem glücklichen Einfall vor innerer Lust seinen Besen zu Boden wirft, seine Hände emporhebt, auf einem Fuß hüpft und seinen Mund weit öffnet.

Die Vögel werden nicht weniger geehrt wie die Menschen. Ihr Gesicht wird in neun oder zehn Theile eingetheilt, welche der junge Künstler einzeln der Reihe nach nachbilden muß. Durch diese Methode erlernt er nicht allein seine Kunst in ihrer Vollkommenheit, sondern auch eine ornithologische Kenntniß der Verschiedenheiten der Form, die ihm von sehr großem Nutzen ist. Ein Freund dieser Wissenschaft sollte beim Reisen alle ihm vorkommenden Vögel, so lange sie noch lebendig sind, abzeichnen, um ihre Haltung kennen zu lernen; wenn dies geschehen, sollte er, sofern es die Zeit erlaubt, den Schnabel, den Kopf, Hals, Rücken, Flügel, Schwanz, Brust und Füße treu nachbilden, so würde

er eine Genauigkeit und Treue erzielen, die sich auf keine andere Weise erwirken läßt. Nachdem die Chinesen alle einzelnen Theile nachgezeichnet haben, begeben sie sich auf ein Gebiet, auf welches wir ihnen folgen müssen, wenn unsere Stiche jene Vervollkommnung erlangen sollen, deren sie fähig sind. Sie beobachten die Stellungen und die besondere aus jenen Stellungen erkenntlichen Triebe und Neigungen der Vögel, wodurch sie dieselben treu nach dem Leben darstellen können. Viele unserer besten Leistungen in diesem Fache bleiben träge und lebenslos, während die Vögel der Chinesen, wie rauh auch im Einzelnen die Ausführung sein mag, voller Lebendigkeit sind. In unsern naturwissenschaftlichen Museen ist das Gefieder mancher Vögel trefflich erhalten, ihr Charakter aber gänzlich verloren gegangen, weil man dem Thiere eine Stellung gegeben hat, die ihm im lebendigen Zustande niemals eigen war. Unsere Künstler und unsere Naturforscher müssen in Zukunft den Gang, das Aussehen, die Miene, den natürlichen Rythmus oder die Haltung der Körpertheile, sei es im Zustande der Ruhe oder Bewegung, genauer wie bisher beobachten und nicht zulassen, daß die Chinesen uns in einem Punkte, der für die Wissenschaft von solchem Interesse und solcher Wichtigkeit ist, übertreffen.

Bei botanischen Gegenständen zeigen die Chinesen dieselbe Neigung, die Natur in ihren Grundformen nachzubilden. Die Blume wird zerlegt, und jedes der sämmtlichen Glieder einzeln gezeichnet. Die Aeste werden wieder in ihre Verzweigungen getheilt, um die Hauptmerkmale jedes Auswuchses des Stammes für sich beurtheilen zu können. Der Bambus- und der Mandelnbaum in allen ihren schönen Varietäten werden in dieser Art in Bestandtheile zerlegt, so daß auch das Geringfügigste der Aufmerksamkeit des Zeichners nicht entgehen kann. Alles dieses ist in den Augen des Botanikers von Wichtigkeit; es wäre daher bei Ausflügen zum Sammeln der Pflanzen von Nutzen, die Bäume, denen man begegnet, zu skizziren und dabei gleiche Aufmerksamkeit auf die Weise, in welcher die Aeste von dem Stamme und die Zweige von den Aesten ausgehen, zu verwenden. Selbst die nachlässigste Arbeit in Bezug auf die Ausführung würde durch die Belehrung, welche sie gewährt, von Nutzen sein. Die Chinesen begnügen sich nicht mit einem getreuen Umriß der Pflanze, des Baumes oder Gesträuches; sie beobachten

dessen Beugung und Neigung, wenn er vom Winde bewegt wird, und gehen so gar so weit zu sagen, welche Wirkung jeder Windstoß auf die Büschel, Blüthen oder das Laub der Pflanze ausübt. Diese Einzelheiten erstrecken sich viel weiter, als man es erwarten sollte, allein die Chinesen achten auch auf das kleinste, und scheinen recht in ihrem Elemente zu sein, wenn sie sich der Ausführung dieser Einzelheiten hingeben können, während vielleicht die Uebereinstimmung und die Verhältnisse des Ganzen sehr mangelhaft sind. Als Nachahmer stehen sie sehr hoch, und wenn daher unsere Vorbilder einst ihnen vorgelegt und sie zur Arbeit ermuntert werden, so werden die Bewohner des himmlischen Reiches jene Umbildung erleiden, von der in klassischen Werken so oft geredet wird, zu der ihr aber fremde und nicht eingeborene Weisen verhelfen müssen und zwar vermittels jener Wissenschaft und jener Religion, mit denen Gottes Güte sie beglückt hat!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Wundarzneikunst bei den Chinesen.

Unter den chinesischen Medicamenten die ich besitze, wird einem insbesondere Nützlichkeit für gebrochene Knochen beigelegt; ob man aber nun glaubt, es habe die Kraft die getrennten Theile wieder glücklich mit einander zu verbinden, oder ob es nur die Kraft besitzt, den Schmerz zu stillen um die Anschwellung zu verhindern, ist nicht angegeben. Einige der klügeren Köpfe in China bedienen sich eines Verfahrens, das mehr mit unsern Begriffen über Zweckmäßigkeit übereinstimmt. Wenn der Oberarm gebrochen wird, (obgleich sie sonderbar genug die übrigen Gliedmassen für sich selber Sorge tragen zu lassen scheinen) so wird der Wundarzt zuerst angewiesen, die Theile wieder in ihre natürliche Stellung zu bringen, dann eine Binde von Baumwolle darum zu wickeln und endlich dem ganzen durch umgebundene Bambusstäbchen eine unverrückbare Lage zu geben. Diese letztere Bandage oder Tschu-liin ist nichts weiter als ein elegantes Ersatzmittel für die Schienen unserer Chirurgen, und ich glaube,



27

wenn der Bambus bei uns wüchse, dürfte er auch bei uns zu diesem Zwecke zu empfehlen sein. Die Biegsamkeit des Bambus gestattet der Binde, sich ganz der Form des Gliedes anzupassen, während durch ein zwei- oder dreifaches Uebereinanderlegen dieser Stäbchen jede Verrückung in der Anordnung der Theile unter gewöhnlichen Umständen unmöglich sein würde. Die nebenstehende Zeichnung ist eine Copie einer in einem chinesischen Werke befindlichen Zeichnung, welche den Patienten zeigt, wie er die in einer Schlinge um den Hals hangende Binde um seinen Arm gewunden trägt; zu beiden Seiten der Figur sieht man eine andere Form des Tschu-

(Siehe Zeichnung Nr. 27.)

liin. Wenn Jemand durch ein Unglück seine Kniescheibe verrenkt hat, so wird sie vermittels eines Geräthes von der Form eines vierbeinigen Schemels wieder zurecht gesetzt. Ein aus Bambus gefertigter, mit vier vorspringenden Theilen versehener, Ring wird um das Knie geschlossen und nachdem man ihn soweit hinaufgeschoben hat, daß die Gliedmaßen wieder ihre richtige Stellung einnehmen, durch Binden vor dem Verrücken gesichert.

Es scheint, als wenn Verrenkungen des Rückgraths nicht von denselben verderblichen Wirkungen begleitet sind, vielmehr eine chirurgische Operation zulassen. Die Chinesen leiden nach einer Operation oder einem Unfall wenig an fieberischer oder nervöser Aufregung, so daß der Patient, wenn der Körper Athem und Blut genug besitzt, um den mäßigen Anforderungen der Natur zu genügen, oft zu nicht geringem Erstaunen des Fremden am Leben bleibt. Diese Beobachtung konnte vielleicht zu der Annahme führen, daß Verrückungen der Vertebrae Statt finden können, ohne einen verderblichen Ausgang zu haben. Die Chinesen scheinen, als wenn sie völlig von dieser Wahrheit überzeugt wären, eine Rückenlehne von Tannenholz erfunden zu haben, welche, nachdem sie wohl mit Baumwolle ausgefüttert, mit Gurten, welche über die Schultern und quer um den Leib gehen, auf den Rücken des Patienten fest gebunden wird. Ehe dieses künstliche Schnürleibchen in Anwendung kommt, läßt man den Patienten sich auf sein Gesicht niederlegen. Ein Diener setzt alsdann die Füße auf seine Schultern, während der Wundarzt vermittelst einer Rolle oder Wickel von Baumwolle den Theil des Rückgraths, welcher Schaden gelitten,

erhebt und so durch nach verschiedenen Seiten und mit verschiedener Stärke fortgesetzten Druck die Glieder wieder zur Vereinigung und in gute Ordnung brachte. Das Wort, wodurch man die Zurechtsetzung der Theile ausdrückt, ist ein sehr bezeichnendes, weil es so viel heißt wie die Weise, in welcher der Schneider bei Verfertigung von Kleidern die beiden Säume einer Nath vereinigt. Hierauf wird der künstliche Rücken angelegt und so lange getragen, bis die Theile wieder ihre natürliche Lage angenommen haben. Wenn durch einen Unfall die Rippen aus ihrer gewöhnlichen Lage gekommen sind, läßt man den Patienten seine Füße auf zwei Haufen dünner Ziegelsteine stellen, und sich an zwei Schnüren, die von einem auf zwei Ständern ruhenden Balke herabhängen, festhalten. Nun stellt sich der Wundarzt hinter ihn und zieht ihn mittelst einer Binde hin und her, unterdeß ein Diener die Ziegelsteine unter seinen Füßen wegzieht. So oft seine Füße tiefer sinken, läßt man ihn athmen, um dadurch den bei der Respiration betheiligten Muskeln Gelegenheit zu geben, an der Heilung möglichst mitzuwirken. Nachdem der Operateur mit dem Erfolg seiner Bemühungen zufrieden ist, wird die Brust mit den bereits erwähnten Bambusstäben versehen und diese durch achtfache Umwickelung befestigt. Nun wird der Patient auf den Rücken gelegt, wobei man ihm streng untersagt, ein Kissen unterzulegen oder sich rechts oder links zu wenden. Die Beschreibung und die Regeln sind kurz, scheinen jedoch das Ergebniß vielfacher Versuche zu sein. Wenn

(Siehe Zeichnung Nr. 28.)

bloße Verrenkungen, nicht Versetzungen, stattgefunden haben, scheint der Plan ausführbar zu sein, allein die Worte wie sie in dem Werke des chinesischen Autors sind, erlauben kaum, an diese Unterstellung zu denken.

Im Sommer 1838 sandte ein Chinese, der durch die Operation des Staars sein Gesicht wieder erlangt hatte, einen Fächer zum Geschenke nebst einem Briefe, der einen Auszug aus dem gegen Ende des zwölften Jahrhunderts blühenden Dichter Su tung pu enthielt. Dieser Auszug wurde von Herrn Gützlaff übersetzt und man fand, daß es eine Beschreibung des Stechens und der Auflösung des Staares war. Das Instrument wird ziemlich treffend der Aehre oder den Barten des Waizens verglichen. Es wird gesagt, das innere Licht des Auges ersticke die Leuchte des Himmels, gerade wie eine


28
32

angezündete Fackel bei Tage am Sehen hinderlich sei, und den Stern im Innern des Auges umhülle ein düsterer Nebel, alles Ausdrücke, die auf die Pupille sehr gut anwendbar sind, da sie, obgleich sie weiß ist, dem Menschen kein Licht gewährt und einer weißen Wolke gleicht, welche, wenn sie zwischen uns und die Sonne tritt, eine graue Farbe annimmt. Die Leichtigkeit des Operateurs wird sehr bewundert, weil er die Nadel mit aller Ruhe eines Mannes handhabt, der ein Haus abbricht, wobei es wenig darauf ankömmt, wohin er trifft, wenn nur die Axt den Gegenstand erreicht. Der Bewundernde erklärt, er habe immer geglaubt, ein Handgriff oder eine glückliche Wendung des Spieles müsse dabei obwalten. Es wird ihm aber gesagt, man handle nur nach einer Methode nicht nach blindem Zufall. „Denn", sagt der Operateur, „seid Ihr nicht selber Zeuge der Handlung gewesen?" Hierauf folgen einige Bemerkungen über Menschen, die blos auf das Aeußere sehen und einen wirklichen Edelstein nicht von einem falschen unterscheiden können, und die, wenn sie auch den Unterschied zwischen Waizen und Erbsen kennen und wissen, daß ein Landmann das Unkraut ausreißen kann, ohne dem Korn zu schaden, dennoch sich's nicht träumen lassen, daß ein Wundarzt den Staar von dem übrigen Auge unterscheiden und jenen hinwegnehmen könne, ohne dieses zu verletzen. Es scheint, daß der Operateur sich sehr in Acht nahm, um keines der Blutgefäße zu treffen, damit das luftförmige Princip, das mit dem Blute kreiset, nicht entweiche. Eine allgemeine Abnahme an Kenntnissen und Thatkraft verhindert die neueren chinesischen Aerzte, einen so kühnen Schritt zu wagen und sie geben es zu, daß Fremde dabei ihre Lorbeern ärnten, indem sie sich glücklich schätzen, bei dem Gedanken, daß während der Fremde sie an Geschicklichkeit bei äußeren Leiden übertrifft, sie die einzigen sind, die innere Heilungen vollbringen können. Es wird nicht lange dauern, so werden mit unsern Hospitälern auch anatomische Säle verbunden sein, und dann können jene wundervollen Geheimnißkrämer eingeladen werden, damit sie uns zeigen, wo das Yin und das Yang liege und welche Uebereinstimmung ihr System mit der Wahrheit aufzuweisen habe.

Neun in unseren Zeichnungen abgebildete Instrumente sind zur Sarrification und Acupunctur, worauf sich die Chinesen und ihre Nachbarn, die Japaner, viel zu Gute

thun, in Anwendung. Jedes hat einen besonderen Namen und wird bei einer besonderen Gattung von Krankheiten benutzt. Man hat viele Unterweisungen über deren Gebrauch, besonders sollte der Heilkünstler die Lage der Blutgefäße genau kennen, damit er keine Arterie verwunde. Der Gebrauch Nadeln in das Fleisch zu stechen und eine Zeit lang darin zu lassen, ist, wie ich glaube, ausschließlich chinesisch; dagegen war die Anwendung der Lancette, um Einschnitte in das Fleisch zu machen, schon den Griechen bekannt und scheint ihnen dadurch an die Hand gegeben worden zu sein, daß die zufällige Verwundung eines schmerzenden Gliedes Erleichterung verschaffte und die Heilung beförderte. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß eine künstliche Wunde an einem Körpertheile zur Heilung einer natürlichen an einem andern beiträgt. Davon sind unsere Zugpflaster, Reizmittel, Fontanellen u. s. w. eben so gut Beweise wie die Nadeln, Lancetten und Moxen bei den Chinesen. Die künstliche und natürliche Wunde scheinen einander die Wage zu halten und das Gleichgewicht der Gesundheit wiederherzustellen. In der Moral, wie in der Heilkunde bekämpft ein Uebel das andere.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Medizinische Kenntnisse der Chinesen.

In China würde ein Apothekerladen mit manchen europäischen keinen Vergleich zu scheuen haben. Ein großer Tisch, gerade wie bei uns, liegt dem Fenster gegenüber; die Wand dahinter ist mit Schubladen geziert, die zur Aufnahme von Wurzeln, getrockneten Blättern, verschiedenem Holz u. s. w. bestimmt sind. Darüber befindet sich eine Reihe von Gesimsen, worauf Krüge von verschiedener Größe stehen, die unsern Krügen und Glasflaschen entsprechen; denn die Eingeborenen haben es in der Verfertigung des Glases noch nicht soweit gebracht, daß sie Gläser erzeugen, welche zu Apothekerzwecken ausreichen; zudem scheinen sie eine zu große Anhänglichkeit an die bei ihnen gebräuchlichen weiß und blauen Krüge zu haben, und zwar mit Recht, denn sie sind eine treffliche Töpferwaare und nehmen sich, wenn sie auf einem

niedlichen Gesims in Reihe und Glied aufgestellt sind, recht hübsch aus. Gehen wir an diesen Läden vorüber, so sehen wir den Herrn und einen oder mehre seiner Gehülfen eifrigst mit der Austheilung von Arzneien beschäftigt, deren Recepte der Patient aus den Händen eines gelehrten Doctors empfangen und überbracht hat. Alles zeigt Sorgfalt und Gewichtigkeit an; das Recept wird auf den Tisch gelegt, die verschiedenen Medicamente werden aus der Schublade oder dem Kruge genommen, und der Vorschrift gemäß gewogen, kurz nichts wird vergessen, und man sieht deutlich, daß die Doctoren des Ostens und des Westens mit ihrem getreuen Hülfsmanne, dem Apotheker, sei es durch innern Antrieb oder in Folge gemeinsamer Vorschrift, ganz auf dieselbe Weise verfahren.

Doch halte ich es für meine Pflicht, auf einige Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen. Verschiedene Wurzeln und Holzarten kommen in ihrer Materia medica vor, welche nicht wie bei uns pulverisirt, sondern mit einem Hobel in feine Schnitten getheilt werden. Rhabarber wird häufig angewandt und zwar nicht als feiner Staub, sondern in ganz dünnen Scheiben. Gentianstängel werden eben so behandelt. Diese Streifen werden so fein geschnitten, daß sie, wenn sie auf Papier befestigt werden, dem beobachtenden Pflanzenkenner als zierliche und nützliche Proben dienen. Ich besitze eine in dieser Weise veranstaltete Sammlung, die einen sehr hübschen und lehrreichen Eindruck macht; und deßhalb muß ich, wenn ich auch gegen Mörser und Stößer gerade keine Abneigung hege, mich zu Gunsten der chinesischen Hobel aussprechen. Dies Werkzeug ist breiter als die gewöhnlich bei uns angewandten, von festem dunkelfarbigem Holz und im Vergleich mit den meisten übrigen Arbeiten der Chinesen, von sehr vollkommener Ausführung. Derselbe wird, nach oben gekehrt und auf einem Gestell befestigt, vor den Arbeiter gestellt, der den Stängel oder die Wurzel in einer oder beiden Händen, je nachdem es erforderlich ist, hält. Dadurch wird es ihm möglich, gleichmäßige Scheiben von jeder beliebigen Größe oder Dicke zu schneiden. Mörtel und Stößer werden nicht ganz vernachlässigt, und bisweilen treffen wir dieselben an; allein um Substanzen zu pulverisiren, bedient man sich häufig folgenden Mittels. In einem schmalen eisernen Trog dreht sich ein Rad, dessen Axe auf beiden Seiten vorsteht.

Auf die Enden dieser Axe setzt der Arbeiter seine nackten Füße und treibt, indem er sich an einem Gegenstande mit den Händen festhält, das Rad in der eisernen Schlaue vor- und rückwärts. Durch die Gewohnheit ist ihm diese Beschäftigung so leicht geworden, daß er Knie- und Hüftengelenke wie spielend bewegt, als sei es eher ein angenehmer Zeitvertreib als eine anstrengende Arbeit.

Statt getrockneter oder in Weingeist aufbewahrter Schlangen, als Zeichen der Apothekerkunst, gereichen Hirschhörner zur vornehmsten Zierde eines chinesischen Droguenladens. Man sieht deren über den Fenstern hängend oder in verschiedenen Theilen des Ladens angebracht, sodaß man selten einen Laden, wie kärglich auch seine Ausstattung an Waaren sein mag, findet, der nicht ein Stück dieses hochgeschätzten Medicaments aufzuweisen hat. Es ist dies dem Anscheine nach höchst zweckmäßig, indem die Lungenschwindsucht eines der verderblichsten Uebel ist, womit die menschliche Natur zu kämpfen hat; alles, was in dem Rufe steht, ein Heilmittel dagegen zu sein, verdient daher in einer pharmaceutischen Anstalt einen der vornehmsten Plätze einzunehmen. Nun glauben aber die Chinesen, das Hirschhorn besitze in aufgelöster Gestalt, die Kraft, dieses bisher unheilbare Uebel zu vertreiben, wodurch es die ihm beigelegte Wichtigkeit erlangt hat. Ob diese Ansicht durch die Erfahrung bestätigt wird, läßt sich nicht mit Leichtigkeit ermitteln, weil unser Verkehr mit den Chinesen noch nicht unbeschränkt genug ist, um uns soviel Einsicht in ihre medizinischen Bücher zu gestatten, daß wir nach Thatsachen urtheilen könnten und uns nicht bloß mit den magern Hirngespinsten der Theorie begnügen müßten. Kurz vor meiner Abreise von China, als ich noch nicht wußte, daß mein Aufenthalt von so geringer Dauer sein würde, ersuchte ich einen chinesischen Arzt, mich in den Lehren und der Ausübung seines Amtes zu unterweisen. Ich hatte die Absicht, in seiner Begleitung die Eingeborenen zu besuchen und ihn zu bitten, daß er ihnen auf meine Kosten und zu meiner Belehrung Arzneien aufschreibe und ich fühlte, daß ich dadurch eine genaue und sehr interessante Kenntniß von seiner und seiner Landsleute Ansichten über gewisse Krankheiten, sowohl in Bezug auf ihre Natur als ihre Behandlung erlangen würde. Wenn, dachte ich, seine Arzneien sich wirksam erweisen werden so soll mir das eine Lehre sein, wo nicht, werde

ich Gelegenheit haben, meine eigenen Ansichten über den Fall auszusprechen und sie zu rechtfertigen, indem ich die europäische Heilmethode in Anwendung brächte. Aber ich hatte noch eine andere Absicht, die ich jedenfalls erreichen mußte, nämlich mich dadurch mit den Eingeborenen in nähere Verbindung zu setzen. Ich wollte sie die Heilsamkeit der Botschaft, die mich zu ihnen getrieben, kennen lehren und mich jedes Mittels bedienen, um ihnen die heilige Schrift mitzutheilen, deren Verbreitung ich mir zur Pflicht gemacht hatte. Während ich mich nach ihrer Musik, ihrer Heilkunde und ihren Künsten erkundigte, eröffnete ich mir zugleich neue Bahnen zur Mittheilung des Guten. In dieser Weise vermag man ein Volk, wie Lucretius sagt, mit List zu gewinnen, ohne es zu täuschen, weil man ihr Wohl, nicht ihr Unheil bewirkt. Meine Pläne in Bezug auf den chinesischen Arzt waren fast eben so schnell vereitelt, als ich sie aufgefaßt hatte, und ich muß diese und viele andere Proben in diesem höchst anziehenden Gebiete der Wissenschaft einer spätern Zeit vorbehalten. Aber eine in dieser Weise geführte Untersuchung würde uns den wahren Werth mancher in China gebräuchlichen Sachen lehren und uns zeigen, worauf sie es begründen, daß ein dem Anscheine nach so unwirksames Mittel wie eine aus Hirschhorn bereitete Kugel so nützlich zur Heilung eines so unverbesserlichen Uebels sein sollte. Wenn dem Sprüchwort „was Jedermann sagt, muß wahr sein", Glauben beigemessen werden kann, so ist das obenerwähnte Hirschhorn ein treffliches Mittel; doch leider wird der gesunde Menschenverstand, obgleich er im täglichen Leben dem Menschen so unschätzbaren Nutzen erweis't, in medizinischen Angelegenheiten zum Stillschweigen gebracht und wir sehen die unterrichtetsten und verständigsten Leute oft auf die einfältigste Weise von einem unwissenden Quacksalber hintergangen.

Quecksilber oder „flüssiges Silber", Calomel, Schwefel, Myrrhen, Operment, Moschus, Kampfer, Alaun, ächter Weihrauch mit verschiedenen Kupferoxyden und andern Metallen wurden früher bei der Behandlung von Krankheiten, die sich auf der Oberfläche des menschlichen Körpers zeigen, angewandt. Die meisten derselben sind wirksame Mittel und zeigen, daß es den ältern chinesischen Aerzten ernstlich um die Sache zu thun war. Diese Heilmittel waren auch bei den arabischen Aerzten sehr beliebt und werden häufig bei Cethus angetrof-

fen. Das Gae oder Moxa*), oder südliches Holz, stand bei ihnen in hohem Ansehen. Gae ist das chinesische Wort und Moxa eine Verstümmelung von Muckasa, dem japanischen Ausdruck. Manche Leiden wurden dadurch beschwichtigt, daß man es auf die von dem Anatomen angedeuteten Körpertheile anwandte; indeß wurde es auch für andere Schmerzen von gefährlichem und bedenklichem Ausgange für wohlthätig gehalten. Die Art, in welcher es angewandt wird, ist folgende: Ein wenig von dem durch den Erdwurm aufgeworfenen Koth wird zu einem Kügelchen von der Größe eines Schillings geknetet, und auf die Wunde gelegt, so daß es gewisser Maßen einen kleinen Heerd bildet, worauf das Moxa zu vierzehn bis zwanzig verschiedenen Malen angezündet wird. Eine oft auf den empfindlichsten Theilen liegende Wunde mußte bei einer so unceremoniösen Behandlung nicht geringe Schmerzen veranlassen. Bei uns betrachten wir einen armen Kranken, der mit Händen und Füßen auf einen Tisch gebunden wird, und dann die blinkenden Messer, Sägen, Zangen u. s w., mit einem Schaudern des Entsetzens; allein ein chinesischer Arzt kann mit einer Handvoll Koth und ebensoviel Zunder größere Qual verursachen, als dies bei einer Amputation gewöhnlich der Fall sein mag. Die Wissenschaft erinnert uns an das Sinnbild der Gerechtigkeit, die ein Schwert in den Händen trägt; der Empirismus gleicht dem erheuchelten Mitleid, dessen Finger blutdürstig wie die Zähne einer Viper, wenn auch aus ihren Blicken Zärtlichkeit zu sprechen scheint. Eine Krankheit, die Purpura genannt, welche in dem Hervortreten blutiger Schwielen und Geschwüre über die ganze Oberfläche des Körpers besteht, wird in den chinesischen Büchern erwähnt und soll nach der Aussage ihrer Schriftsteller meist verderblich enden; wenn auch ein Recept aus verschiedenen gewöhnlichen Ingredienzen verschrieben wird,

*) Das Moxa wird gewonnen aus den in einem Mörser zerstampften Stängeln einer Artemisia-Gattung, der Gae-tsaou, von welcher man die weichsten Fasern auswählt. Sie wird auch, vorher in eine Salpeterlösung getaucht, als Zunder gebraucht, der vermittels des Feuersteines oder eines Brennglases entzündet wird. Sir William Temple berichtet in seinen nachgelassenen Werken, daß die Anwendung des Moxa ihn von einem heftigen Anfall der Gicht geheilt habe.

so beruht doch der Erfolg der Behandlung einzig auf dem Aufschneiden des Wurzelgeschwürs und der Nebengeschwüre. Wie man sieht, ist die Theilnahme eines Doctors aus dem chinesischen Reiche nicht sonderlich groß, sondern eher geeignet, die Standhaftigkeit eines unglücklichen Patienten auf die empfindlichste Probe zu stellen. In der That kommt Mitleid in der chinesischen Medizin gar nicht in Betracht; die Pille wird zwar vergoldet, allein sie ist dick genug, eine Person, deren Gurgel von gewöhnlicher Ausdehnung ist, zu ersticken; dem bittern Getränke ist einiges Süße beigemischt, allein die Menge scheint eher für den Magen eines Pferdes als den eines Menschen berechnet.

In den gewöhnlichen Recepten befinden sich unter andern nicht leicht zu ermittelnden Stoffen noch die in Scheiben geschnittene Selleriewurzel, Wurzeln von ebenso zerlegter smilax china, Gentian, Rhabarber, Ginseng, Süßholz, Schuppen der Schuppeneidechse, Ingwer; die Abkochung muß der Vorschrift nach Morgens nüchtern genommen werden, übereinstimmend mit der guten alten Regel unserer klugen Vorfahren.

Die Blattern, oder besser ein den Blattern sehr ähnliches Uebel, haben wegen ihrer gefährlichen Wirkungen in hohem Grade die Aufmerksamkeit der chinesischen Aerzte auf sich gezogen. Diese Krankheit befällt die Kinder und scheint, sich ausschließlich auf diese zu beschränken, was mich vermuthen läßt, daß es nicht genau dieselbe ist, welche bei uns so furchtbare Verheerungen anstellt. Die ältern chinesischen Schriftsteller verordnen, daß man das Zimmer rein halte und die Thür, wenn sie dem Winde gegenüberliegt, verpiche, denn das Licht kommt bei den Chinesen zur Thür herein. Auch soll mit Weihrauch geräuchert werden. Um die Augen, wenn sie durch dies Uebel sich schließen, wieder zu öffnen, läßt man das Blut eines Aales darauf tröpfeln. Zu demselben Zwecke bedient man sich auch des aus der musa coccinea, einer herrlichen Platanengattung, ausgezogenen Saftes. Sieht ein Patient Gespenster vor sich, so wird ein Mannszahn in Papier gewickelt und zu Asche verbrannt, welche zerrieben und mit Wein gemischt als Trank geboten wird. Räucherungen wobei man Schwefel, Safran von Carambola, Mora u. s. w. in einem zum Füttern der Pferde dienenden Eimer erhitzt, werden für sehr heilsam gegen manche Uebel

angesehen, und da die Menge groß genug zu sein scheint, die kranke Person in eine ganze Rauchwolke einzuhüllen, so verdient dieser Zweig der therapeutischen Kunst einen Theil der ihr beigelegten Wichtigkeit. Diese Methode zur Beschwichtigung von Uebeln fand ich auf der Insel Borneo in hohem Ansehen stehend; ich wurde sogar von den Eingeborenen gebeten, ihnen mein Herbarium zu geben, um die anzuzündenden oder zu erwärmenden Kräuter darauf zu legen. Das Pechpflaster wird von allen am häufigsten angewandt und mag für rheumatische Uebel, denen das Volk sehr unterworfen ist, nicht unzweckmäßig sein. Oft werden Pulver verschiedener Art auf dies Pflaster gestreut, was mich schließen läßt, daß das Pflaster nur ein Hülfsmittel zu der erwünschten Wirkung sei. Die gewöhnlichen Kräuterverkäufer bereiten gleichfalls ein Pflaster, indem sie frische Substanzen in einem steinernen Mörser zerstoßen; es dient bei Verbrennungen, schmerzhaften Geschwulsten. Als eine Probe ihrer Semiologie führe ich Folgendes an: 1) Ist das Auge geröthet, so ist der Sitz der Krankheit im Herzen; 2) ist es weiß, in der Lunge; 3) grün, in der Galle; 4) gelb, in der Milz; 5) schwarz, in den Nieren; 6) hat es eine gelbe Farbe, die sich nicht beschreiben oder benennen läßt, in der Mitte der Brust.

Als ein Beispiel von den Wirkungen mancher ihrer Zubereitungen, will ich folgende merkwürdige Geschichte erzählen: Eines Morgens früh ließ man den Dr. Parker durch einen seiner Schüler benachrichtigen, die Freunde eines Mannes, dessen Zunge abgeschnitten war, wünschten ihn dringend zu sehen. Der Doktor ersuchte mich mit seiner gewohnten Freundlichkeit, ihn zu begleiten und so folgten wir eilig unserm Führer, mit dem wir über den Fluß setzten und zu seiner Wohnung gelangten, in welcher ein junger Mann von kränklichem bleichem Aussehen an der Brust seiner Mutter lag. Bei der Untersuchung fanden wir seinen Mund zur Hälfte mit einem fremdartigen, an dem Reste seiner verstümmelten Zunge haftenden Stoffe gefüllt. Nach einer kurzen Berathschlagung wurde es für unangemessen gehalten, denselben jetzt schon zu entfernen, weil ein Blick auf die Seitenränder uns überzeugte, daß ein Heilungsprozeß vor sich ging. Nach vierundzwanzig Stunden, wenn ich recht mich erinnere, fiel diese Masse von selber aus und ließ eine improvisirte Haut oder Epithelium sehen; diese Masse war

ein blutstillendes Mittel, welches der chinesische Arzt in dieser Absicht verordnet und welches derselben so gut entsprochen hatte, daß es sich von der Wunde, sobald sie es nicht mehr bedurfte, von selbst löste, obgleich der Husten des Patienten und seine mühsame Versuche zu reden, nicht wenig Wirkung darauf üben mochten. Der arme Mensch befand sich im letzten Stadium der Lungenschwindsucht und war seinem Vater dadurch so beschwerlich geworden, daß er in einer Anwandlung von Aerger ausrief: „Es wäre besser für meinen Sohn, wenn er todt, und aus dem Wege wäre.“ Diese Aeußerung verletzte den kranken Jüngling so sehr, daß er ein Messer ergriff und einen so großen Theil von seiner Zunge abschnitt, als die Selbstrache ihm erlaubte, nachdem er zuvor gesagt hatte: „Ich habe gehört, daß ein Mensch, dem die Zunge abgeschnitten wird, unfehlbar sterben muß,“ Das Abschneiden seiner Zunge trug, wenn auch die Wunde heilte, zur Beschleunigung seines Todes bei; denn da die gewöhnliche Erleichterung der Lungen durch die Anfüllung des Mundes hinweggenommen war, so wurde dieses wichtige Organ gänzlich von dem verderblichen Uebel ergriffen, so daß wir, als wir beim letzten Besuche unser Ohr an seine Brust legten, uns überzeugten, daß er nur noch wenige Stunden zu leben hatte. Der Kranke und die Anwesenden beobachteten in feierlichem Schweigen unsere Züge, als wir einige Zeit neben dem Bette standen, bis die Mutter die Frage an uns richtete: ob etwas zu befürchten stände? Des andern Morgens wurde uns die Nachricht gebracht, daß er im Laufe der Nacht gestorben sey.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sonderbare Begriffe über den Körperbau des Menschen.

Die Chinesen beschäftigen sich mit Leichnamen nicht weiter, als daß sie ihnen ein anständiges Begräbniß ertheilen und wir dürfen uns daher nicht wundern, weßhalb ihre Begriffe von der Anatomie des Menschen so weit von der Wahrheit entfernt sind. Ihre Ansichten über organische Structur, wie sie bei uns den Thieren entgegentritt, scheinen eben

so irrig zu sein, wenn eine religiöse Achtung gegen eine verstorbene Person auch eine nähere Untersuchung gestattet. Sie lieben es, Angaben auf Treu und Glauben anzunehmen und weichen vor dem Gedanken zurück, die Natur eines Gegenstandes zu ihrer eigenen Belehrung näher zu untersuchen. Aber der Mangel oder der irrige Charakter ihrer Materialien hindert sie nicht an dem Versuche, Andere zu unterweisen und sie haben anatomische Zeichnungen in Menge. Einige derselben sind so groß, daß sie wie unsere Karten, auf Stöcke gerollt werden und von einem Nagel herabhängend, zur Verzierung der Wände eines Studirzimmers dienen. Ich besitze deren zwei, jedes mit vier Diagrammen, worin die wichtigsten Punkte der menschlichen Haut streng der Ordnung gemäß mit besondern Namen bezeichnet sind, damit der Doktor nicht in Verlegenheit gerathe, wo er mit Sicherheit und Zuverlässigkeit sein Lieblingsinstrument, die erhitzte Nadel, einstecken solle. Jene, welche einige Winke über die Ansichten gewähren, welche die alten Chinesen von dem menschlichen Körperbau in Bezug auf seine innere Struktur hegten, sind nicht von einer so ungewöhnlichen Größe, dafür aber desto lehrreicher; ihnen wollen wir daher solche Notizen, die auch für den Kreis der Leser im Allgemeinen Interesse haben, entnehmen. Den Knochenbau betreffend, scheinen sie sich nicht allzusehr mit Einzelnheiten beschäftigt zu haben. Ein Knochen (statt zwei) schien ihnen genug für den Vorderarm und für das Bein, während die zahlreichen Theile des Handgelenkes und der Hand, des Fußes und der Zehen keiner weitern Berücksichtigung würdig erachtet werden. Ein Knochen scheint ihnen das Becken, worauf der Körper ruht, zu umschließen. Der Schädel wird gleichfalls behandelt, als sei er eine gleichmäßige Masse ohne Nath. Doch verlegte man besondere Sorgfalt darauf, die verschiedenen Punkte des Rückgraths zu bezeichnen, welche, da man sie auf ein= oder zweiundzwanzig feststellte, bis auf einen oder zwei die Wahrheit erreichte. Weder die zwischen ihnen befindlichen Verbindungen, noch die sie in Bewegung setzenden Muskeln wurden für wichtig genug angesehen, um einer Erwähnung zu verdienen.

Sie hatten gelernt, daß die Luft in dem Herzen ihren Weg zu dem Blute findet, und da sie nun nichts von den Gefäßen wußten, welche die Vermittlung zwischen dem Mittelpunkt des Kreislaufes des Blutes und der Lungen bilden,

noch von den Luftzellen der Letzteren wußten, so führten sie die trachea oder Luftröhre direkt durch die Lungen zu dem Herzen. Es mag wohl unser Erstaunen erregen, wie das Blut zu einem solchen zahmen und gelehrigen Zustande gebracht wurde, daß es den ihm so eröffneten freien Ausgang nicht benutzte. Nach ihrer Erklärung bestehen die Lungen aus fünf Lappen oder Blättern und hangen anmuthig zu beiden Seiten der Luftröhre herab, welche, jemehr sie sich dem Herzen nähert, sich verenget. Das Herz ist von einer Art Hülle umgeben, aus der drei Röhren ausgehen, welche es mit der Milz, den Nieren und der Leber verbinden. So scheinen sie denn auch schon eine enge und genaue Verbindung unter all diesen Organen vermuthet zu haben. Ich glaube, daß sie die Ansicht hegen, das Blut sinke und steige in diesen Röhren, indem sie keine Unterscheidung zwischen Venen und Arterien zu machen scheinen. Man bemerkt wohl, daß dies die drei einzigen Gefäße sind, welche sie von dem Herzen ausgehen lassen. Die Circulation oder die Einrichtung, welche bezweckt, den ganzen Körper mit dem Strome des Lebens zu befeuchten, mußte aber nachgewiesen werden; und wir finden bei näherer Untersuchung, daß jede Hand und jeder Fuß sechs Röhren hat, welche mit einer oder zwei Ausnahmen von den Finger- oder Zehenspitzen ausgehen und die Glieder durchziehen bis sie den Rumpf erreichen, wo sie verschwinden und den Weg zu ihrer Bestimmung, so gut es angeht, erreichen; denn der Anatom kann sich nicht darauf einlassen, ihre Laufbahn zu verfolgen, sobald sie sich von der Oberfläche verloren haben. Sie wählen nicht den kürzesten Weg, eilen auch nicht zum Ende ihrer Laufbahn, ohne sich an einen Körpertheil, als an das Glied, dem sie angehören, zu stören, sondern im Gegentheil verlaufen sie sich über einen beträchtlichen Theil des Körpers. Eine z. B., welche von dem Ende des Mittelzehens ausgeht, über den Rücken läuft, den Kopf hinaufsteigt, endet, nach einigen Windungen, in denen sich die Arterie erkennen läßt, in der äußern Ecke des Auges. Von dieser „Endung" oder dieser „Aufsteigung" — denn beide Worte scheinen gleichbedeutend — muß sie sich in einer unbekannten Richtung verlängern, bis sie die Gallenblase, zu der sie gehört, erreicht hat. Eine andere ähnliche beginnt am Auslaufe des kleinen Zehens und verschwindet, nachdem sie gleichfalls über den Scheitel des Kopfes gelaufen ist, nahe bei dem innern

Augenwinkel, von wo sie auf einem unbekannten Wege den Hauptbehälter der Feuchtigkeit im menschlichen Körper erreicht. Die Entdecker dieser Methode scheinen folgendermaßen geschlossen zu haben: „Die verschiedenen Organe im Innern des Körpers, deren man zwölf zählt, tragen gemeinschaftlich zur Aufrechthaltung des Ganzen bei. Jedes dieser zwölf Glieder hat seine besondere Bestimmung in der allgemeinen Ordnung, und da dies der Fall ist, so muß auch ein direkter Kanal zur Verbindung gedacht werden". So haben wir denn Röhren, die auf verschiedenen Wegen von einem jeden dieser Organe zu den Extremitäten des Körpers laufen. Das ist die Ansicht der Chinesen über die Circulation des Blutes und so weit sind sie davon entfernt, die Entdeckungen des unsterblichen Harvey zu ahnen, daß sie sogar glauben, das Herz trage ein Zwölftel des Nahrungsstoffes bei, der in dem ganzen Körper verbreitet ist. Ihr System ist so durchaus absurd und phantastisch, daß sie der Gallenblase, den Nieren u. s. w. eine Mitwirkung in der Vertheilung des Blutes über den ganzen Körper zuschreiben. Indessen hängt nicht geringe Ungewißheit über der Frage, was diese Kanäle eigentlich zuführen, indem wir sechs verschiedenen Namen begegnen, die eben so viele Grade von Licht und Dunkelheit bezeichnen, und welche daher dem Forscher keinen klaren Begriff zu geben im Stande sind, weil alle Kanäle zur Leitung flüssiger Stoffe im Innern des Körpers nothwendig des Lichtes entbehren müssen. Y i n und Y a n g, dunkel und Licht, welche wechselsweise in der Natur auftreten, wurden von den chinesischen Philosophen auf den Körper übertragen, wo sie ihre Verrichtungen in einer Weise erfüllen, die sich mit unsern Erfahrungen schwerlich in Einklang bringen ließe. Ich hege indeß die Vermuthung, daß diese Theorie ursprünglich aus der Wahrheit hervorgegangen ist, und will es versuchen, diese Behauptung zu rechtfertigen. Einige der Gefäße in dem Meisterwerke der Schöpfung, — dem menschlichen Körper, — sind dazu bestimmt, jedem Theile Nahrung zuzuführen; nennen wir sie Y a n g, andere dagegen, die zu den Zwecken der Ernährung ungeeigneten Stoffe abzuleiten; wir wollen sie Y i n nennen. Es ist indeß schwer, dies mit den in chinesischen Werken aufgestellten Ansichten zu vereinigen, indem jene Werke von abgeschmackten Behauptungen wimmeln, die sich keinem Naturgesetze, sei es auch noch so allgemein und

vernunftgemäß, unterordnen lassen. Gern möchte man die vernunftgemäße Begründung dieses Yin- und Yangsystems ermitteln und würde einige Geduldproben nicht scheuen, indem alle Urtheile der chinesischen Aerzte über die Natur einer Krankheit darauf gebaut sind. Als wir den ersten Bezirks-Magistrat in Canton besuchten, theilte er uns auf die Autorität seines chinesischen Arztes hin mit, daß sein Uebel von einem Fehler oder einer Unregelmäßigkeit in dem Yin des angegriffenen Theiles herstamme, und ich habe einen umherziehenden Quacksalber sagen hören, wie sehr die Anwendung dieser beiden Systeme für seine Heilmethode spreche. Er legte ein Pechpflaster auf den Schenkel eines Patienten und befestigte es durch einen oder zwei schmale Streifen. Zur völligen Aufklärung der Anwesenden setzte er noch auseinander, wie das Yang oder Yin, welches an einem fünf oder sechs Zoll höher liegenden Orte liege, wegen seines frühern unartigen Benehmens Reue empfinden und in Zukunft in Folge der auf diesen besondern Punkt hingelenkten Einwirkung seinen Lauf ändern würde. Die Milz liegt nach ihrer Erklärung oben auf dem Magen und nimmt großen Antheil an dem Verdauungsgeschäfte. Das Rückenmark läuft bis an den Kopf und erweitert sich dort zu einem See, dem Marksee genannt. Alle Flüsse strömen ins Meer, so enden auch die Rückgratsäule und viele der Nerven im Gehirn. Dies ist nicht irrig, indem die Anatomie uns lehrt, daß das Sensorium aus den verschiedenen Nervenfäden entsteht, nicht aber diese aus jenem; zum wenigsten ist dies die Ansicht, zu der ich mich bekenne.

Die Chinesen huldigen der einst auch im Westen so vorherrschenden Meinung, daß Luft in dem menschlichen Körper circulire und ermahnen den Operateur, dieselbe ja nicht durch unvorsichtige Anwendung seines Instrumentes entweichen zu lassen. Nach ihrem Reden zu urtheilen, sollte man glauben, sie könnten aus einer Oeffnung in der dieselbe enthaltenden Gefäße die erwärmte Luft hervorquillen sehen. Es wäre Anmaßung, wenn man entscheiden wollte, ob sie wirklich so scharfsichtig seien, das Ki oder die Luft aus einer geöffneten Arterie entweichen zu sehen; daß aber der Körper des Menschen inwendig, wie mit Blut, so auch mit einem ätherischen Fluidum gefüllt ist, dafür scheinen einige, neuerdings mit Pferden angestellte Versuche zu sprechen. In Ermangelung

jener Experimente sollte die Thatsache, daß aus dem Blute der Vögel und Fische Luft secernirt wird, um ihre Luftgefäße zu füllen, uns zu einem Beweise für diese Behauptung dienen. In der Hauptsache hätten demnach die Chinesen recht, wenn wir auch in den Einzelheiten wieder die gewohnte Verwirrung herrschen sehen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Thierheilkunst u. s. w.

Die Pferde in dem südlichen Theil von China sind klein, von nicht besonderer Schönheit und Symmetrie in den Gliedern und schlecht zugeritten. Das Thier mit seiner Bezäumung ist eine traurige Erscheinung, und ich glaube, eine Schaar chinesischer Kavallerie müßte ein belustigendes Schauspiel darbieten. Bisweilen sieht man Offiziere des Heeres zu Pferde, Privatleute ziehen dagegen die Sänfte vor, weil es eine bequemere und elegantere Art zu reisen ist. Bei meinen Erkundigungen über den Stand der verschiedenen Wissenschaften bei den Chinesen, fragte ich einen eingeborenen Arzt, ob man ein chinesisches Werk über Thierheilkunde besitze, was er verneinte. Es fiel ihm jedoch noch ein, daß einer seiner Freunde, dem die Pflege der Pferde des Statthalters zu Canton anvertraut war, ein den Gegenstand betreffendes Manuskript besitze. Er glaubte, es geliehen zu erhalten, wenn die Bitte eine kleine Vergütung begleitete. Diese erhielt er wirklich, sehr hübsch und der Etiquette gemäß in ein Stück Papier eingewickelt. Nach einigen Wochen wurde mir ein Büchlein von zwanzig Seiten, die sparsam mit der laufenden Schrift bedeckt waren, zugestellt. Der Berg hatte eine Maus geboren, deßhalb glaubte man eine Lobeserhebung beifügen zu müssen und versicherte mich, daß nur diejenigen Vorschriften aufgenommen worden wären, welche durch die Erfahrungen des Arztes des Statthalters sich als bewährt erprobt hätten. Ich nahm das Buch mit gebührender Anerkennung entgegen und fügte es den andern Erinnerungen, welche ich vom himmlischen Reiche besitze, bei. Als ich mich hinsetzte, um dieses kurze Kapitel zu schreiben, holte ich dies literarische Denkmal, das noch seine ganze chinesische Eleganz besitzt,

aus seiner Verborgenheit hervor. Es fängt mit einer Unterweisung an, wie man Büffel füttern soll; man gebe ihnen nämlich täglich Gras und Wasser, wenn beides zu haben ist. Die Reißhalme, welche nach der Ernte aufsprossen, klein geschnitten und mit einer gleichen Menge von Körnern zu einer lauwarmen Mischung gemacht, werden gleichfalls empfohlen. Es wird noch hinzubemerkt, daß, wenn man das Thier vor dem Fressen saufen läßt, sein Unterleib nicht aufschwillt. Dem Ackersmann wird empfohlen, während einer Hälfte der Nacht zu pflügen und wenn die Sonne hoch am Himmel steht, zu ruhen.

Nach einigen Anweisungen in Betreff gewisser Fütterungsarten finden wir in den nächsten sechs Seiten die vornehmsten Krankheiten, von denen der Büffel befallen wird, nebst einer kurzen Angabe der bezüglichen Heilmethoden aufgeführt. Die Krankheiten des Schafes, des Hundes, des Schweines, des Hausgeflügels und der Gans werden nebst den verschiedenen Heilmitteln beschrieben *). Der Ausdruck Pferd kommt nur einmal und zwar zufällig vor. Wenn es mir daher zusteht, nach dem vor mir liegenden Werke zu urtheilen, so hatte dieser große Thierarzt nie seine Kunst an dem edlen Thiere erprobt, dessen Pflege und Ueberwachung ihm zur Pflicht gemacht war. So geht es aber mit der Mehrzahl der Chinesen; ihr Geist dreht sich von Jahr zu Jahr in einem engen Kreise kleinlicher Verrichtungen, indem es an einem Antriebe mangelt, der sie zu regerer Thätigkeit ermunterte und sie einsehen ließe, wie beschränkt ihre Kenntnisse sind. Ich muß hier noch nachholen, zu bemerken, daß in der Liste meines Doktors sechs Hausthiere ihre Aufnahme gefunden haben, nämlich das Pferd, der Ochs oder das Rindvieh, das Schaf, das Hausgeflügel, der Hund und das Schwein. Die Gans wird als zum Hühnergeschlecht gehörig aufgeführt. Die Belesenheit meines Freundes scheint nicht sehr ausgedehnt gewesen zu sein; denn in wenigen Tagen gingen mir zwei Exemplare eines gedruckten Werkes über die Krankheiten des

---

*) Für äußere Uebel kommen Operment und Leinöl in Anwendung; zu denselben Zwecken werden auch Schlangenhäute, zu Asche verbrannt und heiß aufgelegt und die Zasern abgekochter Tabaksblätter benutzt.

Kameels, des Pferdes und des Büffels von verschiedenen Seiten zu, und er selbst sandte mir einige Zeit nachher ein altes Exemplar des nämlichen Werkes, das er wahrscheinlich von einem Kollegen geliehen hatte, indem es mit manchen geschriebenen Anmerkungen versehen war. Ein Band enthält die Geschichte und Behandlung der das Kameel befallenden Krankheiten, was uns zum Beweise dienen mag, daß „das Schiff der Wüste" einst bei den Chinesen allgemein gebraucht war. Jeder Abschnitt ist mit einer Zeichnung begleitet, welche die besondere Stellung, in welcher das von der beschriebenen Krankheit angegriffene Thier auszuruhen pflegt, erläutert. Dem armen Patienten ist es versagt, auf eine Reihe von Fragen zu antworten; der Arzt muß daher des Thieres Stellung studiren, — ein Verfahren, dessen sich auch die erfahrenen Doktoren im Westen zu bedienen pflegen. Die Eingeborenen des himmlischen Reiches verlegten sich, in einer Epoche, als ihre geistigen Bestrebungen von Zeit zu Zeit einen neuen Antrieb erlangten, auf die weitere Ausbildung dieser Idee und setzten, indem sie die Zeichnenkunst zu Hülfe riefen, das arme Thier in den Stand, sein Leiden selber erkennbar zu machen. Auf die Zeichnung folgt eine Beschreibung des Uebels, seiner Ursachen, seiner Natur u. s. w., die, weil sie auf so irrige Begriffe des Organismus des Körpers sich gründet, eine seltsame Mischung von Wahrheit und Irrthum ist. Die bildlichen Darstellungen belaufen sich auf achtundvierzig. Neunundzwanzig Krankheiten werden als unheilbar betrachtet und mit ihren besondern Bezeichnungen genannt, um die Leute zu warnen, damit sie keinen unnützen Zeit- oder Geldverlust erleiden. Die vorgeschriebenen Medizinen sind meist solche, die bei uns unbekannt sind, wenn wir den Alaun für Fußübel, Süßholz und einige andere ausschließen. Einige Sorgfalt wird darauf gerichtet, den Trank genießbar zu machen, indem Milch, Wein, Honig und andere angenehme Stoffe beigemischt werden.

Zwei Bände sind dem Pferde gewidmet und enthalten viele, wenn nicht interessante, doch merkwürdige Sachen. Ich will Einiges daraus mittheilen und zeigen, wie die Chinesen bei der Beurtheilung eines Geschöpfes urtheilten und handelten, das dem Menschen als ein Beistand bei allen seinen Arbeiten von so wesentlichem Nutzen ist. Der Zustand des Blutlaufs konnte nicht leicht von einem Volke übersehen

werden, das so großer Genauigkeit bei der Beurtheilung des Pulses sich rühmt und so finden wir besondere Anleitungen, in welcher Weise man mit den drei Fingern der rechten Hand den Lauf der Arterie verfolgen soll. Die im Nacken befindliche wird als die geeignetste zu diesem Zwecke und als die zuverlässigste angesehen. Ungefähr fünfzig Punkte sind auf der Haut des Thieres angegeben und durch eigenthümliche Benennung voneinander geschieden, welche sich zur Anwendung einer heißen Nadel oder eines Stechwerkzeuges eignen; so bemerken wir auch, daß die Chinesen schon seit langer Zeit mit jener grausamen aber oft unvermeidlichen Operation des **Brennens** bekannt waren. Sie entspricht dem Gebrauch der **Moxa**. Bei dem Menschen wird eine Menge brennbarer Stoffe auf seiner Haut angezündet; bei dem Thiere dieselbe Stelle mit einem glühenden Eisen überfahren. Außerdem sind vierundzwanzig Punkte angedeutet, wo der Arzt seiner Lancette, oder wie es bei ihnen heißt, seines Meißels sich bedienen kann Die Chinesen, die nie Scharfsinn oder Muth genug besessen haben, einen armen Patienten von einem krankhaften Gliede zu befreien, scheinen eine große Vorliebe dafür gehabt zu haben, die gesunden Theile mit ihren neun chirurgischen Instrumenten zu peinigen, und wir sehen, daß sie diese ihre Aufmerksamkeit selbst auf das Pferd ausdehnten und es mit Feuer und Stahl quälten. Der Gebrauch des **Suchers** schien ihnen nicht unbekannt gewesen zu sein, wie sie denn auch zur Erleichterung mancher Uebel von bestimmt ausgeprägtem Charakter verschiedene Heilmethoden zu Hülfe gerufen haben. Es kann uns daher nicht sehr in Erstaunen setzen, zu vernehmen, daß sie es selbst wagten, mit einem Instrument in das Auge des Pferdes hineinzubringen, um die die Sehkraft behindernde dunkle Linse zu beseitigen. Das zum Staarstechen dienende Instrument ist eine einfache Nadel mit einem kleinen Griff. Es werden zwei Arten des Staars, nebst den denselben entsprechenden Heilmethoden, letztere aber wegen der Zierlichkeit der Ausdrücke ziemlich unklar, geschildert. Wir können diese kurzen Andeutungen über die chinesische Pferdearzneikunst nicht schließen, ohne dem Pferde unseres Landes zu den vortheilhaften Aenderungen Glück zu wünschen, welche im Allgemeinen in der Behandlung seiner Uebel eingetreten sind, seitdem sein Körper und seine Natur der Gegenstand reifer wissenschaftlicher For-

schungen geworden sind. Statt der Qualen, welche früher einfältige und unwissende Quacksalber ihm zufügten, bereitet jetzt die Mildherzigkeit sein Lager, und die Wissenschaft heilet seine Krankheiten.

Einen ganzen Band füllen die Uebel, welche den Büffel befallen; er bildet, was die Anordnung betrifft, ein Seitenstück zu dem, welcher vom Kameel handelt, aber gleich wie das Pferd, so wird auch der Büffel mit der Anwendung des heißen Eisens an verschiedenen Körpertheilen beehrt. Es scheint, als wenn man ihn reichlich mit der Anwendung dieses einen Gegenreiz bezweckenden Mittels bedacht hätte, — eine Ehre, die sein Eigenthümer um so mehr ihm zu Theil werden läßt, als er bei allen Arbeiten des Ackerbaues bereit ist, ihm seinen Beistand zu leisten. Die Natur hat ihn recht zu diesem Zwecke ausgerüstet, indem sie ihm eine besondere Vorliebe für Schlamm und Wasser — den Elementen, in welchen der Reiß, der Stab des Lebens in China, vorzüglich gedeiht, — einpflanzte. Gleich andern zu Hausthieren umgewandelten Thieren geht es in eine Menge von Abarten über, und deßhalb finden wir auch in dem bezogenen Bande neun verschiedene erläuterte Gattungen, sämmtlich in Zeichnungen und kurzen Beschreibungen, von denen eine einem Rehkalbe gleicht. Diejenigen, welche ich angetroffen habe, gehörten einer Gattung an, indem sie kein auffallendes Kennzeichen besaßen, wodurch sie sich von einander unterschieden hätten. Der Büffel ist ein furchtsames Thier, das den Fremden mit verdächtigen Blicken ansieht und ihn dann und wann verfolgt, um der Gefahr, welche es von ihm befürchtet, zuvorzukommen. Er wird oft von einem kleinen Kinde geleitet, das, wenn es einen Fan-kuei wahrnimmt, die äußerste Furcht zu erkennen giebt, damit nicht eine so auffallende Erscheinung die Gemüthsruhe seines Pfleglings trübe und er trotz Nasenring, Halfter und Hüter wild werden möchte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Krankheiten in China.

Der obere Augendeckel der Chinesen hat eine weite Haut, und es kommt selten vor, daß man einen Chinesen sähe, der

nicht eine Falte darin hätte. Durch diese Falte werden die Augenwimper der Lider auf den Augapfel getrieben, über den sie so lange hinschweifen, bis sie durch den beständigen Reiz die Sehkraft gänzlich zerstört haben. Die Eingeborenen versuchen es selten, diesem Uebel entgegenzutreten und Blindheit ist das schreckliche Loos des Unglücklichen, wenn nicht ein menschenfreundlicher und wissenschaftlich gebildeter Fremder durch ein einfaches, entscheidendes Verfahren Abhülfe gewährt. Dies ist die einzige Ursache der so häufig vorkommenden Blindheiten. Doch wenn Viele, die jetzt in Dunkelheit schmachten, dies Unglück einem natürlichen Fehler verdanken, den die Kunst nicht aufzuheben versucht hat, so müssen nicht Wenige es der unheilvollen Hand des Quacksalbers zuschreiben, der gerade Geschicklichkeit genug besitzt, die Menschen unglücklich zu machen. Unter dem Vorwand, das Auge zu reinigen, fährt er mit einem scharfen Instrument über den Rand, an welchem die Augenwimper wachsen, vorüber und trägt dadurch möglichst zur Herbeiführung einer Entzündung bei, die früher oder später den Verlust des Auges nach sich ziehen kann. Der Anfang der Entzündung ist mit einem Kitzel verbunden, der das Kratzen mit dem Messer sehr wohlthuend macht, und der Patient setzt sich mit so inniger Zufriedenheit hin, als das Schwein empfindet, dem eine allzuzärtliche Herrin die Seiten kraut. Daher sind Augenleiden, welche durch die Kunst noch verschlimmert werden, in China sehr gewöhnlich; sie haben daher Ansprüche auf unsere menschenfreundliche Hülfe, sobald nur der Weg dazu gebahnt ist. — Während acht Monaten des Jahres ist der Nordostwind vorherrschend, der, weil er die Haut durch seine Kälte und Trockenheit zusammenzieht, gleichfalls die Ursache mancher Krankheiten ist. Nach der bei den Chinesen gebräuchlichen Eintheilung zerfallen alle Uebel in Bezug auf ihre Veranlassung in zwei Arten. Die eine entsteht aus einer Störung im Innern, die andere durch „schädliche Kälte"; so sehr sind die Chinesen in der Meinung befestigt, daß die Kälte mit andern Ursachen Veranlassung zu manchen Uebeln wird. Der schädliche Dunst, der aus ihren Reißfeldern emporsteigt, während dieselben zur Bepflanzung bearbeitet werden, wird auch häufig als Veranlassung zu Krankheiten betrachtet. Nicht selten hört man den Chinesen einem Fremden sagen: „Geht nicht zu nahe an diesen Feldern vorbei, denn die schädliche

Ki (Luft), welche aus ihnen sich erhebt, wird Euch großen Schaden zufügen." Mit rheumatischen Beschwerden, so wie mit allerlei Leiden und Schmerzen sind Viele aus den ärmern Klassen behaftet und nicht Wenige leiden an Wassersucht. Ich erinnere mich eines armen Menschen, der, von diesem Uebel ergriffen, dem Grabe zuzueilen schien, indeß er durch die Hülfe, welche ich ihm zu bieten im Stande war, seine Gesundheit, ja ich möchte sagen, seine Jugend wiedererlangte. Auch die Barbadoes oder Elephantiasis ist nicht ungewöhnlich in China. Auf einem meiner Spaziergänge traf ich einen etwa 17jährigen Jüngling, der ein Uebel dieser Art an einem seiner Beine hatte. Es war, als ich es sah, drei Jahre, seitdem es ihn befallen hatte. Das Bein war mehr als zweimal so groß wie der Bursche und schien nahe der Ferse, welche sich, vom Rücken gesehen, sehr abschreckend ausnahm, eine furchtbare Aenderung erlitten zu haben. Beim Befühlen war es hart und etwas röther wie die gesunde Hautfarbe. Ueber die Haut waren Narben und Schrammen verbreitet, so daß der Ueberfluß an Säften, der eine Ableitung in dem Zellengewebe verursacht hatte, in Wunden und Beulen an der Oberfläche hervorbrach. Er sagte, es schmerze ihn sehr, hielt aber gleichen Schritt mit uns und verrichtete, seinem Amte gemäß, tägliche Botendienste, ohne daß seine Gesundheit darunter gelitten hätte. In der That sprach aus seinen Blicken Zufriedenheit, und nichts ließ vermuthen, daß seine Gesundheit im Allgemeinen durch die Krankheit seines Fußes gelitten habe. Er hatte einen sehr lebendigen Witz, denn als er getadelt wurde, daß er uns Fremde Kuei (Teufel) nannte, antwortete er: ein Kuei (ein Thaler) sei eine nicht zu verachtende Sache. — Hautkrankheiten sind sehr häufig, was dem Mangel an Waschen mit kaltem Wasser zugeschrieben werden muß; denn in Ländern, dessen Einwohner oft baden, gehören solche Krankheiten, wie ich aus eigener Beobachtung weiß, zu den Seltenheiten. Die Chinesen sind zwar rein von Gesicht, allein sie tauchen nur ein Stückchen Leinwand in ein wenig Wasser, und so ist ihre Reinlichkeit nur eine vermeintliche. Diese Bemerkung bezieht sich natürlich nur auf die unteren Stände.

Kahlköpfigkeit oder Spärlichkeit des Haars ist unter den ältern Frauen in den südlichen Theilen von China häufig. Sie kommt viel öfter bei ihnen als bei dem andern Ge-

schlechte vor, so daß man vermuthen sollte, es liege dieser Umstand in dem Geschlechte begründet. Die Männer lassen sich von Zeit zu Zeit das Haar scheeren, und so wird die Haut nothwendig in einem reinlichen Zustande erhalten; die Weiber befeuchten ihren Kopf mit den in Wasser getränkten Sägespänen einer besondern Holzart, um dem Haar eine zarte und glänzende Glätte zu geben. Vielleicht mag die aus den Poren des Holzes dringende gummiartige Ablagerung etwas dem Wachsthume des Haares Nachtheiliges besitzen; doch wenn der Gebrauch schädlich ist, so ist dies meist dem Umstand zuzuschreiben, daß die Haut nie hinlänglich gereinigt wird und so ihre wohlthätige Bestimmung nicht erreicht. Ein kahlköpfiges Weib gewährt einen sonderbaren Anblick, der jedoch in China nicht selten ist. Von zwanzig Frauen im höhern oder mittlern Alter ist sicher eine, welche sich in diesem Zustande befindet. Wenn sie auch nicht durchaus kahlköpfig sind, hat die Haut einen eigenthümlichen Glanz und ist auf ihrer Oberfläche hie und da mit spärlichen Härchen bewachsen. Bei den Juden rauften die Mütter ihr Haar aus und machten sich kahlköpfig, wenn ihre Kinder vorzeitig von der Hand des Todes hinweggerissen wurden, aber in China besteht dieser Gebrauch nicht, wenn auch das Weib in Briefen an ihren Gatten ihn zu errinnern pflegt, daß unter Seufzern und aus Kummer über seine lange Abwesenheit ihr Haar seinetwegen ergraut.

Ein furchtbares Uebel, der Aussatz genannt, wenn auch ganz verschieden von dem in der heil. Schrift erwähnten, ist eine häufige Plage im Süden von China. Die Haut der Hände und Füße wird hart und ihre Oberfläche allenthalben so zusammengezogen, daß Zehen und Finger sich wie Haken krümmen und unbeweglich bleiben. Personen, welche so davon ergriffen sind, empfinden keinen Schmerz, öm tschi töng, und sehen dies als das schlimmste Zeichen an, weil es in der That das unzweideutigste Diagnose des Uebels ist. In einem chinesischen Werke, das ich besitze, scheint es beschrieben zu sein unter dem Namen Pan-hwang, in Hindeutung auf den Zustand der Haut und der benachbarten Theile, die in Härte und dem Gefühle nach wie ein Brett werden. In der Nähe von Macao traf ich einst acht mit diesem Uebel behaftete Menschen, welche in Hütten wohnten, die eben groß genug waren, um sie zu beherbergen. Ich gedachte dabei ei-

niger Bibelstellen, denen zufolge die Aussätzigen entfernt von den Wohnungen der Gesunden und Glücklichen wohnten. Zu diesen unglücklichen Verstoßenen der menschlichen Gesellschaft, die wegen der Steife und Krümmung ihrer Finger sich nicht zu bewegen vermochten, drang nie ein Strahl der Hoffnung auf bessere Zeiten, weder in dieser noch in einer zukünftigen Welt, und dennoch, wie wenig schienen sie von den düstern Gefühlen der Verzweiflung ergriffen zu sein. Geduld ist das Kennzeichen des chinesischen Volkes. Personen in den südlichen Theilen sind auch Geschwulsten von bedeutender Größe und Verschiedenheit unterworfen. Viele dieser abscheulichen Auswüchse, die eine ungeheure Ausdehnung erlangt hatten, wurden in der ophthalmischen Anstalt geheilt, und dennoch geht man hier selten aus, ohne ein entstellendes Geschwür an Gesicht, Hals oder Kopf eines Eingeborenen anzutreffen. Eins hängt pendelartig vom Ohre herab, ein anderes bietet einen grotesken Zusatz zu der allgemeinen Physiognomie, indem es zur Seite des Kinns hervorsprießt, wieder ein anderes springt wie ein zweiter Kopf hervor, als wollte es des Kopfes, der ihm das Leben gab, spotten. Ein anderes, von der Größe einer Wallnuß, habe ich gesehen, das aus dem Zahnfleisch entsprungen war und die Vorderzähne überdeckte. Wegen ihrer Häufigkeit möchte ich diese Krankheit eine in jenem Lande einheimische nennen oder behaupten, daß sie durch Lebensart, Wasser oder Luft oder sonst etwas Locales hervorgerufen werde. Die Luft ist aber gesund, das Wasser süß und unschädlich, weßhalb wir die Ursache nur in ihrer Nahrung suchen müssen, die, wenn auch gesund und nahrhaft, zu sehr angefeuchtet und bei den ärmeren Klassen, die meistens jenes Uebel befällt, zu wenig gesalzen ist. Die Reichen, welche es thun können, fügen Salz zu den Speisen, um sie schmackhaft zu machen; nicht so die Armen. Das Entstehen dieser Geschwüre ist der Beobachtung würdig; anfangs scheinen sie wie Beulen, nur eine kleine Erweiterung der Haut und des Muskels zu sein, und man könnte sie mit den schwammigen Ansätzen, welche an altem Holze wachsen, vergleichen. Ein kleines Kügelchen, von der Größe einer Erbse oder eines Klickers, erscheint unter der Haut, wächst fortwährend, bis es eine gewisse Ausdehnung erlangt hat, worauf neben ihm ein neues ähnliches entsteht, das wiederum reproductiv ist. Die Kugelform jedes einzelnen Gewächses verliert sich durch


30

Seitendruck, gerade so wie es mit einigen Arten der tremella, oder schwammigen Schmarotzerpflanzen, die sich an feuchtem Geländer und Thürfosten finden, der Fall ist, und die ganze Masse wird ein Gewebe von Lappen.

Einige Chinesen haben eine buntscheckige Gesichtsfarbe, welche dem Verschwinden jener Farbe zuzuschreiben ist, die dem Gesichte eines Eingeborenen das gelbliche Aussehen ertheilt. Bei Manchen, deren vortreffliche Gesundheit und gute Laune nicht die mindeste Störung vermuthen lassen, dürfte man dies kaum als krankhaft bezeichnen. Ich habe eine solche Haut unter einem starken Vergrößerungsglase betrachtet und konnte in der Textur und dem Zustande im Allgemeinen zwischen ihr und der Haut, welche die natürliche Farbe besaß, keinen Unterschied auffinden. Diese Erscheinung scheint mir leicht erklärlich. Bei dem Europäer befindet sich unter dem äußersten Häutchen des Gesichtes keine Färbung; bei dem Aethiopier oder Neger finden wir dagegen ein dickes, schwarzes Pigment; bei dem Malayen ist sie schwarz, bei dem Chinesen gelb. Die weißen Flecken bei diesen buntscheckigen Personen sind dem Mangel an diesem gelben oder braunen Pigment beizumessen. In chinesischen Büchern finden wir es erklärt durch die ungleichmäßige Verbreitung eines gewissen natürlichen Saftes, also jenes Pigmentes, dem wir unsere Farbe, wenn wir deren wirklich haben, zuschreiben.

Dreißigstes Kapitel.

Gymnastische Uebungen. — Tracht.

Die Chinesen lieben vor Allem jene Vergnügungen, welche die Stärke und Gelenkigkeit des menschlichen Körpers ent-
(Siehe Zeichnung.)
wickeln. Auf nebenstehender Zeichnung hat ein Mann eine Stange erklettert und hält sich in seiner Stellung, indem er sich mit seinen Beinen festklammert, während er seine Hände in freier Luft schwingt. Eine Schaar müßiger Zuschauer sehen dem Spiele zu und freuen sich, etwas gefunden zu haben, das die Einförmigkeit des trägen Lebens erheitert. Ein Gehülfe mit einem kleinen Gong oder einer Metalltrommel ermuntert ihn bei seinen Bestrebungen mit einem Lärm, der nur dem

Ohre eines Bewohners des himmlischen Reiches angenehm klingen kann. Im Vordergrunde sieht man einen Turnkünstler, der rücklings auf den Händen lehnt und acht Obertassen nach einander in seinen Mund nimmt. Um dies zu Stande zu bringen, muß der Rückgrat so viel einwärts gebogen werden, als man ihn auswärts biegt, wenn man eine ehrfurchtsvolle Verbeugung macht. Die Gelenke eines Chinesen sitzen nicht so fest in ihren Höhlungen wie bei den Engländern und besonders scheinen die Vertebrae einen sehr großen Spielraum zu haben. Die Zeichnung wurde einer Kupfertafel der chinesischen Encyclopädie entnommen.

Die ansprechendste Uebung dieser Art, die ich in China sah, wurde durch einen kleinen Knaben ausgeführt. Er drehte zwei Untertassen auf den Enden zweier Stäbe herum, während er mit dem Körper eine Menge der verschiedensten Stellungen annahm. Endlich, nachdem er bereits große Bewunderung geärntet hatte, legte er das Meisterwerk seiner Geschicklichkeit ab, indem er den Purzelbaum schlug, dabei aber die wohlbalancirten Untertassen in fortwährender Umdrehung um die Enden der Stäbe erhielt. Hierauf folgte noch eine Menge mannichfaltiger Bewegungen, die sich in derselben Ordnung wiederholten, bis er wieder auf seinen Beinen stand. Um ihn zu ermuthigen, steht ihm ein Beschwörer zur Seite, der abwechselnd seinen Zweifel und sein Erstaunen zu erkennen gibt und nach der Schlußprobe ihn in seinen Armen auffängt, als wenn er fürchte, die übermäßige Anstrengung möchte seiner Fertigkeit oder seiner Gesundheit schaden. Jedem Kunststück geht ein Zwiegespräch vorher, das zum Zweck hat, dem Ganzen mehr dramatische Wirkung zu geben und oft so sehr in die Länge gezogen wird, daß der Fremde die Geduld verliert, weil er glaubt, schon anderwärts besseren Leistungen begegnet zu sein. Die Künstler aus Peking zeichnen sich durch freundliches und zuvorkommendes Benehmen aus; wenn sie ihre Kunststücke ausgeführt haben, so treten sie näher zu den Zuschauern heran und unterhalten sich freundlich mit ihnen, besonders wenn es Fremde sind.

Tracht der Chinesen. Der Anzug eines Eingeborenen ist sehr zweckmäßig und für ein so warmes Klima höchst bequem. Ein langes Kleid, vom Halse bis zum Knöchel reichend, mit weiten flatternden Aermeln, die den Armen genügende Freiheit gewähren, ist der Haupttheil des äußeren

Anzuges. Die Beine sind mit einer Art weiter Beinkleider von schlechtem Schnitte bekleidet, indem ein Chinese nicht daran denkt, die vollendeten Umrisse eines schönen Beines zu entwickeln. Der Hals entbehrt gewöhnlich jeder Zierde. Die Farbe der Winterkleider ist blau, der Sommerkleider weiß. Regierungsbeamte und begüterte Herren tragen bei allen gewöhnlichen Gelegenheiten dieses blaue Gewand, indem der chinesische Geschmack eine auffallende Vorliebe für die Himmelsfarbe hat. Bei festlichen und feierlichen Veranlassungen ist das Kleid gestickt; Aufschläge und Einfassung sind mit verschiedenen feinen Nadelarbeiten des Landes geschmückt; die Vorderseite ist mit einer Art Schild geziert, das eine Probe der rauhen Wappenkunst der Nation ablegt; z. B. ein Drache schaut, ein Zeichen der herrschenden Gewalt, aus dichten Wolken hervor; ein Storch, das Sinnbild des Friedens und der Pflichttreue, durchschneidet die leichte Luft, oder der Tiger, das Sinnbild des kriegerischen Muthes, lauert, um auf seine Beute loszustürzen.

Die chinesischen Stutzer tragen ein Kleid, das eben die Kniee überdeckt, um desto besser die Zierden des Beines anzubringen. Wir halten dies, wenn wir nur an den edeln Orden vom Hosenbande denken, für ehrenvoll und geziemend. Ein Band oder eine Schürze von farbiger Seide wird kurz über der Wade umgewunden und vorne mit einer Art Liebesknoten befestiat. Dieser Zierrath ist nicht so gewöhnlich wie die eines gestickten Kniekissens. In China sind die Menschen oft genöthigt, lange in einer reumüthigen Stellung zu verharren; es hat dies die Anwendung eines solchen Kissens hervorgerufen, um ihre Kniee gegen den rauhen Druck des Pflasters oder den ein wenig sanfteren Widerstand des glatten Zimmerbodens zu schützen. Sie haben das Nothwendige in eine Zierde umgewandelt, denn dieses Kniekissen, das Zeichen der Erniedrigung der Chinesen, wird durch die geschickte Hand des Künstlers so niedlich ausgestattet, daß Alle, die sich gerne selbst bewundern, sich darnach sehnen, mit dergleichen zu erscheinen.

Der Kopf hat, besonders wenn das Wetter warm ist, außer dem zierlichen Zopf, keine Zierde. Bei kalter Witterung bedeckt den Kopf ein enges Käppchen von gefütterter Seide, oder eines, dessen Ränder, wie auf unserm Titelbild zu sehen ist, umgekrämpt sind. Es ist meist schwarz und von

seiner Spitze hängt eine Troddel von rother Seide, welche, wenn es einer Person im Staatsdienste angehört, nach oben mit einer kleinen Kugel oder einem Knopfe*) von glänzendem Metall oder einem kostbaren Edelstein geziert ist. — Die Schuhe sind an den Sohlen sehr dick und machen es daher dem Fuße unmöglich, sich zu beugen. Bisweilen sind sie gestickt, häufiger aber ganz einfach. Es ist nicht mehr wie gerecht, anzuführen, daß, wie prachtliebend sie bei manchen Gelegenheiten sind, sie im Allgemeinen der höchsten Einfachheit in der Kleidung sich befleißigen und dafür halten, daß ein gesittetes Benehmen sich nie günstiger zeigt, als wenn jede Effecthascherei in Farbe, Feinheit oder Mode bei Seite gelegt ist.

Der Anzug der Frauen bethätigt eine gleiche Vorliebe für das Azurblaue. Die Säume sind mit Schwarz, abwechselnd mit Weiß geziert, oder sie sind weiß, mit Goldfrangen besetzt. Das Leibchen geht nicht hoch genug aufwärts, um ein niedliches Vorhemdchen zu verdecken, das mit seinem Fältelwerk und seiner Stickerei den Nätherinnen zur höchsten Ehre gereicht. Ich habe es mehren Damen meiner Bekanntschaft gezeigt, welche einstimmig dieses Damenkleidungsstück bewunderten, obgleich man mir nicht zugeben wollte, daß man es nie in England nachbilden würde, wenn unser Verkehr mit China so innig werden sollte, wie jeder Menschenfreund es wünschen muß. Wegen ihrer Bequemlichkeit kann diese orientalische Tracht unsere Anerkennung erheischen. Der Anzug wird, um mich eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit umgeworfen und durch wenige Knöpfe und Knopflöcher befestigt. Er hindert und genirt nicht im mindesten bei der Bewegung, dadurch, daß gerade und gebogene Linien mit einander in Collision kämen; der einzige Zwang trifft die kleinen Füße, die in ihrem goldenen Kerker versteckt sind, gleich Verbrechern, die wegen Elternmord oder einer anderen schweren Missethat lebendig begraben werden. Und dennoch, laßt uns nicht rücksichtslos tadeln denn während die Chinesen ihre Verstümmelungen auf den Fuß beschränken, hat die Mode

*) Solche Knöpfe werden vom Kaiser als Ehrenzeichen an tapfere und verdiente Männer ertheilt und bezeichnen, je nach ihrer Farbe, verschiedene Ränge. A. d. U.



zu Viele unserer Landsmänninnen genöthig, einen Körpertheil zu verkrüppeln, der zur Erhaltung des Lebens viel nöthiger ist, wie die Füße.

Einunddreißigstes Kapitel.

Eigenthümlichkeiten der Chinesen.

(Siehe Zeichnung.)

Die nebenstehnde Zeichnung ist das getreue perspektivische Bild eines chinesischen Dorfes. Die Gebäude sind so angeordnet, daß sie eine Sicherheitsmauer um einen unregelmäßigen, langgestreckten Strich Landes bilden. Zu beiden Enden steht ein Thor, das Nachts geschlossen werden kann. Der Plan eines solchen Dörfchens scheint schon von seinem Alter zu zeugen, indem er auf den unsichern Zustand der Umgegend zu einer Zeit hindeutet, als die Bewohner dieser abgelegenen Felder in steter Furcht vor den Angriffen eines unbekannten oder eines benachbarten Feindes schwebten. Die Bauern sind mit ihren verschiedenen Arbeiten beschäftigt; die Frauen nähen, die Männer schleppen ihre Wassereimer und ihre Waaren. Der mittlere Weg oder die Mittelstraße, auf welcher sie gehen, ist aus Tafeln von Granit oder einem andern harten Steine zusammengesetzt. Die Häuser sind nur kärglich meublirt und meistens ohne irgend eine Verzierung. Dieser Umstand ist der Beachtung würdig, weil daraus ein auffallender Zusammenhang zwischen den äußeren Schönheiten und den inneren Vorzügen hervorgeht. Das Verhältniß, in welchem sie zu einander stehen, ist zwar stets Modificationen unterworfen; allein es läßt sich, wenn mah auf alle günstigen oder ungünstigen Umstände eine gerechte oder unpartheiische Aufmerksamkeit verwendet, immer nachweisen, daß beide einander entsprechen. Wenn ich in eine Wohnung trete und sehe, wie die Wände mit Gemälden in zierlichen, aber bescheidenen Rahmen geziert sind, so fühle ich mich geneigt, günstig von den Bewohnern zu urtheilen, und nehme keinen Anstand, mein Urtheil über ihren Charakter nach der Armuth zu bilden, welche uns in den zu gewöhnlichen Zwecken und zur Zierde dienenden Gegenständen entgegentritt. Bei meinen Reisen in fremden Ländern, besonders in China, richtete ich

oft meine Blicke auf die äußere Ausschmückung der Wohnung und der Person, in der Absicht, ihre hieroglyphische Bedeutung zu ermitteln.

Es wäre nicht leicht, eine Vergleichung zwischen den Gewohnheiten der ärmeren Klassen unseres Landes und jener China's, in Bezug auf den Zustand ihrer Haushaltung, aufzustellen, indem es schwierig ist, aufzufinden, wie sich die Verhältnisse beider im Durchschnitt gestalten; doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß unsere Armen, wenn auch weniger glücklich, dagegen viel reinlicher leben, wie die chinesischen. In jenem Lande herrscht vielleicht dreimal mehr Zufriedenheit unter den Dorfbewohnern, aber auch nur ein Drittel jenes Geistes, der sich in den untern Klassen des englischen Volkes kund gibt. Ich will in diesen Bemerkungen nicht dogmatisch sein und bei der Aufstellung meiner Meinung nicht weiter gehen, als die Ueberzeugung aussprechen, daß von Kummer zerrissene und halb verhungerte Gesichter in China etwas Seltenes sind. Plumpe Züge, heitere Mienen und ein kräftiger lebenvoller, wenn auch nicht übereilter Gang, sprechen von einer Stimmung des Gemüths, das ruhig seiner täglichen Nahrung entgegensieht, ohne zu befürchten, daß ihm die morgige fehlen werde. Das Glück und die Zufriedenheit der Chinesen im Allgemeinen sind so leicht erkenntlich, daß die Gründe dafür eine Andeutung verdienen. Betrachten wir die Elemente, aus denen es sich bildet:

1) Beständige Arbeitsamkeit. Der Chinese verachtet keine Mühe, sondern unterzieht sich ihr bereitwillig, selbst um geringen Lohn. Er kümmert sich wenig darum, ob eine Beschäftigung ehrenvoll oder entehrend ist, sondern hält nur die festgesetzte Löhnung im Auge und widmet sich mit Eifer der Arbeit. Es gibt Verschiedenheiten des Talentes und der Erfahrung, die nothwendig Verschiedenheit der Beschäftigung hervorrufen, und es ist der freien Wahl ein so weites Feld gelassen, daß die Talente der Person sich den Anforderungen eines Werkes anpassen können. Eine allgemeine Vertheilung der Arbeit gibt einem Jeden seine Beschäftigung, wenn auch seine Zeit nicht immer ganz ausgefüllt wird. Es gibt vielerlei Zweige, welche den Lebensunterhalt sichern und den Geist aufrecht erhalten, daß sie ihr Brod mit ihren Händen zu erwerben hoffen können, selbst wenn der Reißkorb geleert, der Kredit gering und die Mildherzigkeit

taub ist. Es ist bei ihnen als Grundsatz aufgestellt, daß der Arbeiter von seinem Herrn so viel verdient als ihm möglich ist, und daß dagegen der Herr das, was er thun läßt, zum geringsten Preise bezahlt. Es gereicht so viel ich ermitteln konnte, Niemanden zur Schande, geringe Löhnung zu empfangen; ein Jeder ist daher, wenn er keine Arbeit mehr hat, bereit, mit dem Meistbietenden einen Vertrag einzugehen, wie niedrig immerhin das Anerbieten auch sein mag. Bereitwilligkeit, um geringen Lohn zu arbeiten und im Handel sich mit bescheidenem Vortheile zu begnügen, ist eines der besten Mittel zur Beförderung des häuslichen Glückes.

2) Enthaltsamkeit im Genusse weltlicher Güter. Die Chinesen befolgen den bewunderswerthen Grundsatz, der in dem Sprichworte: „Verdirb nichts, so brauchst du nichts" liegt. Es wird nichts weggeworfen, sondern selbst das Schlechteste sorgfältig und ordnungsmäßig aufbewahrt. Verwirrte Haufen oder sogenannte Rumpelkammern sieht man in China selten oder nie; Alles hat seinen Platz und mit Allem scheint vorsichtig umgegangen zu werden. Hübsche Einrichtung einer der merkwürdigsten Charakterzüge der Eingeborenen und trägt viel zur Erhaltung mancher Sachen und zum mäßigen Gebrauche aller bei.

3) Eine Fähigkeit, welche sie in den Stand setzt, sich alle Vortheile möglichst zu Nutzen zu machen. Der Jüngling lernt frühzeitig, wie er jedes Nahrungsmittel, das sich auf des gewöhnlichen Mannes Speisezettel findet, so bereitet, daß er mit Schmackhaftigkeit die größte Wohlfeilheit verbindet. Er wird unterwiesen, wie er mit seinen Kleidern umgehen muß und durch Färben, Waschen, oder anderweitiges Ausbessern die Mängel und den schädlichen Einfluß der Zeit aufheben und so oft einem alten Gewande die Frische eines neuen geben kann. Die Leichtigkeit, mit der er seine Kleidung der Natur seiner Beschäftigung anpaßt, ist bewunderswürdig und wirkt viel zu deren Erhaltung mit.

4) Ein genauer Begriff vom Werthe des Geldes. Wir Engländer geben mehr Geld für Kleinigkeiten aus, als nöthig wäre, einen Chinesen zum reichen Manne zu machen. Kleine Summen sind zu Vielen aus uns ganz geringfügig und wir werfen sie als werthlos weg. In China sind die Eintheilungen der Geldwerthe so zahlreich, daß die kleinste Summe zum Ankauf des einen oder anderen

kleineren Gegenstandes verwandt werden kann. Ein Penny unseres Geldes läßt sich in mehr als zwanzig Stücke eintheilen, deren jedes einen auf dem Markte anerkannten Werth besitzt. Alles, was der Arme zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthig hat, ist wohlfeil und kann daher mit seinem Gelde ziemlich weit ausreichen. Er kann sich dadurch einen bessern Vorrath aneignen und wird sich dafür bestreben, selbst bei Verausgabung der kleinsten Summe sparsam zu sein. Kleine Knaben oder Mädchen, die in einen Laden geschickt werden, legen nie ihr Geld nieder, bis sie sich mit dem Käufer geeinigt und den letzten Heller, der sich möglicher Weise nur abzwacken ließ, zurückerhalten haben. Dreimal glücklicher wären die Bewohner unseres Landes, wenn unsere Kinder eben so gut in der Kunst, das Geld zu gebrauchen, unterrichtet würden, wie die der Chinesen.

Das Glück der Chinesen veranlaßt mich, ein System der politischen Oekonomie aufzustellen, das die Bevölkerung als die Grundlage ansieht, worauf Alles, was zur Bequemlichkeit der Gesellschaft und der Wohlhabenheit des Einzelnen beiträgt, sich stützt. Wenn die Thäler und Ebenen mit Einwohnern bedeckt sind, so wird der Lebenserwerb, der sich durch die Ausbeutung oder die freiwilligen Gaben der Natur ergibt, bald geschmälert und der Boden muß umgewühlt werden, um eine Ernte hervorzubringen; die See muß genöthigt werden, ihre Flossenthiere auszuliefern. Die Nothwendigkeit, den Boden zu pflügen und Netze in's Meer zu werfen, zwingt die Menschen, sich auf die Verfertigung von Ackerbaugeräthen und auf den Schiffbau zu verlegen. Hier finden wir also den ersten Keim zur Kunst, die ersten Zeichen von Unternehmungsgeist. Die Geschicklichkeit, welche erforderlich ist, einen Spaten zum Umackern des Bodens, oder einen Pflug zum Zertheilen der Erdschollen zu verfertigen, kann in hundert verschiedene Bahnen gelenkt werden und ebensoviele neue Entdeckungen herbeiführen. Die Erzeugung mancher Gegenstände ist von der Zahl der Hände abhängig und sie sind um so wohlfeiler, je mehr Hände sich damit beschäftigen. Das Besitzthum der Gemeinschaft erwächst aus der Person und nicht aus dem Boden, ausgenommen in einer Neben- oder untergeordneten Beziehung. Wir sehen den Beweis davon in Ländern, in denen der Lebenserwerb ohne Hülfe der Industrie gesichert ist, denn das Volk besitzt nichts außer-

dem*). Wenn die Besitzer sich plötzlich so sehr vermehren sollten, daß viele Arbeit und Fleiß erforderlich würden, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, so würde das der Geburtstag des Ueberflusses werden. Ich sehe den Menschen als das große Kapital einer Nation an, eine Ansicht, welche sich auf meine in China angestellten Beobachtungen gründet, wo ein äußerst zahlreiches Volk auch von zahlreichen Bequemlichkeiten umgeben ist. In keinem Lande drängt sich die Bevölkerung so dicht auf jedem benachbarten Punkte zusammen wie in China; in keinem Lande stehen dem armen Volke so viele Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu Gebote. Dieser Ueberfluß auf dem Markte reizt den Käufer durch die niedrigen Preise und die Verschiedenheit, und um nun die zum Kaufen nöthigen Geldmittel zu erlangen, verlegt er sich mit verdoppelter Kraft auf's Arbeiten. Die Läden in China haben einen Ueberfluß an Gegenständen, die dem Auge gefallen und die Begierde erregen, wozu der niedrige Preis das Seinige beiträgt. Dadurch wird ein Eingeborener zur Angewöhnung des Fleißes nicht durch die eiserne Hand der Nothwendigkeit, sondern durch die lockenden Hoffnungen des Genusses gebracht. Der Werth des Geldes erzeugt Mäßigkeit und fügt so dem Fleiße noch einen andern Reiz bei. Die Leichtigkeit, mit der man eine Familie ernähren kann, erregt in ihm die Neigung zum ehelichen Leben, und er legt frühzeitig zurück, um einen eigenen Heerd zu gründen und sich ein hübsches Weib, das ihm zur Zierde diene, nehmen zu können. Frühzeitige Heirath befördert die Fruchtbarkeit und vermehrt die ohnehin schon zahlreiche Bevölkerung und somit auch die eben von jener Bevölkerung abhängigen Erwerbsquellen. So werden wir im

*) Vor etwa fünfzehn Jahren konnte ein Eingeborener der Gesellschaftsinseln auf einen Brodfruchtbaum klettern, ein lebendes Laib herunterholen, es auf ein Feuer legen, daß er durch Aneinanderreiben zweier Stöcke angezündet hatte, und während dessen mit einer Cocusnußschale zur See eilen, um Wasser zu holen; in diese natürliche Sauce eingetaucht, war die Brodfrucht ebenso wohlschmeckend als nahrhaft. Aber wegen dieser Freigiebigkeit der Natur wollte der Inselbewohner nicht arbeiten, so daß, wenn der Brodfruchtbaum einmal keine Frucht trug, er von Farnkrautwurzel oder irgend einer andern Frucht, die das Dickicht des Gebirges gewährte, sich ernähren mußte.

Kreise herumgeführt und kehren wieder zum Menschen zurück und zu dem ihm ertheilten Segensspruche: „Seid fruchtbar und mehret Euch", als der Grundlage zur Fülle und zum Ueberfluß.

Wollte ich eine Stufe ersteigen, die mit der eben von mir aufgestellten Theorie übereinstimmt, so würde ich mit Borneo beginnen, dem schönsten Lande, das unter dem lieblichsten Klima liegt, und sagen: „Seht hier, wo sich ein fruchtbarer Boden, ein günstiges Klima und ein weites Gebiet zusammentreffen, finden wir nur einen elenden Markt, der aus wenigen Vegetabilien, etwas Fischen und bisweilen einem Stück Geflügel besteht; und was die Menschen betrifft, so könnte ein Kind sie zählen". — Nehmen wir Borneo als den Nullpunkt unserer politisch ökonomischen Scala an. In China strömen die Eingeborenen auf alle kulturfähigen Gegenden zu, bis diese keinen hinreichenden Raum zu ihrer Unterhaltung mehr gewähren. Wir sehen hier eine Vereinigung von Bequemlichkeiten für den Armen, wie kein anderes Land sie aufzuweisen vermag; wir stellen es daher als das Maximum unserer Scala auf, Jemand, der viel gereis't wäre und seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gerichtet hätte, könnte aus seinen Beobachtungen die nöthigen Thatsachen entnehmen und uns höchst merkwürdige Ergebnisse mittheilen. Es ist eine sehr beliebte Behauptung, daß während der Wachsthum der Bevölkerung eine geometrische Progression bildet, die Erzeugnisse des Bodens oder die Lebensmittel nur in arithmetischer Progression steigen. Den ersten Theil dieser Behauptung halte ich für eine mathematische Möglichkeit; allein für den letztern finden sich nur sehr ungenügende Beweise und sie ist nur auf verschiedene Stücke Land anwendbar, die in einer besondern vorgeschriebenen Weise bebaut werden. In China haben die Bequemlichkeiten des Lebens gleichfalls in geometrischem Verhältnisse zugenommen, und man wird finden, daß sie in andern Ländern der Welt demselben Gesetze gefolgt sind, vorausgesetzt, daß verzögernde Umstände beseitigt oder möglichst berücksichtigt worden sind. Wenn die Korngesetze und alle aus derselben knauserigen, kurzsichtigen Politik entsprungenen Maßregeln aufgehoben sein werden, und man den Fremden den freien Verkauf ihrer Erzeugnisse gestattet haben wird, wird auch die Wohlfahrt unserer Armen mit ihrer Anzahl sich mehren. Sie haben ihre

gegenwärtige unglückliche Stellung der Gesetzgebung zu verdanken; ein neuer Zeitabschnitt in ihrem Glücke wird beginnen, sobald der staatsmännische Gebrauch, von einer Seite der Gemeinschaft etwas zu nehmen und es auf der andern Seite hinzuzusetzen, vergessen sein wird. In China stellen die Rechtsgelehrten den Reichen Schlingen, ohne sich jedoch der Armen anzunehmen. „Wenn", sagt der Sching Gu, „Jemand arm ist, so soll er aus diesem Grunde nicht stolz und anmaßend sein. Unnütze Ermahnung! die aber dennoch nicht ganz unpassend in einem Lande ist, wo es den niedern Klassen gestattet ist, frei von aller Behinderung durch die Gesetzgebung*) sich zu befruchten, zu gedeihen und sich auszubreiten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Künste und Manufakturen.

Verfertigung des Glases. Es erinnert uns dieselbe sehr lebhaft an das, was wir auf den ägyptischen Monumenten abgebildet antreffen, so daß wir nur die Gesichtsbildung des einen Volkes mit der des andern vertauschen müssen, um im Geiste von Aegypten nach China oder umgekehrt von China nach Aegypten versetzt zu werden. Der Schmelztiegel ist eine in ein Mauerwerk eingelassene cylindrische Höhlung, welche durch ein darunter befindliches Feuer erhitzt wird. Es erweitert sich nach unten und zur Seite, um das schmelzende Glas fassen zu können. Während der Schmelztiegel erhitzt wird, bedeckt man dessen Mündung zum Theil mit einer Eisenplatte von der Form eines Halbkreises. Die Blaseröhre hat etwa drei und einen halben Fuß Länge und fast einen Fuß Durchmesser. Am untern Ende hat sie eine Verdickung, welche den Anhaftungspunkt für das Glas abgibt. Der Arbeiter taucht diese Röhre in die geschmolzene Masse und dreht sie verschiedene Male um sich selbst, damit sich an der Spitze eine ziemliche Menge ansammele. Dann nimmt er sie heraus, legt sie auf eine Unterlage und ebnet und rundet die Kugel mit einem kleinen Spaten, der einen

---

*) Es sei denn, daß man das Salzmonopol als eine Ausnahme von dieser Bemerkung betrachte.

sehr langen Griff hat. Dies wird verschiedene Male wiederholt, bis sich eine hinreichende Masse angesammelt hat. Ist dies geschehen, so bläs't der Arbeiter einige Sekunden mit dem Munde hinein, bringt dann die Blaseröhre zu einem auf zwei Balken ruhenden Blasebalge und nähert sie mit dem Ende der abwärts laufenden Spitze, indeß ein Anderer den Blasebalg in Bewegung setzt. In dieser Weise beschleunigt die Schwere die Ausdehnung des Glases. Eine geringe Höhlung im Boden gewährt der Erweiterung des durch den Blasebalg hervorgerufenen Sphäroids hinlänglichen Raum. Drei Personen, von denen jeder eine besondere Vorrichtung aufliegt, sind damit beschäftigt. Einer führt einen Fächer, um den am Ofen stehenden Mann zu kühlen, der durch diesen künstlich erzeugten Luftzug wenig von der Hitze zu leiden hat. Die praktische Handhabung des Fächers versteht Niemand besser als ein Chinese. Der andere Gehülfe bedeckt den Ofen und führt den Blasebalg zur Erweiterung des Glases. Da Holzkohle gebrannt wird, so hat man gar nicht nöthig, das Feuer vermittelst des Blasebalges oder der Blaseröhre anzufachen. Das Sphäroid von dünnem Glase wird mit Dinte zur Eintheilung in Scheiben, welche später noch in einem Ofen geebnet werden, gezeichnet. Sie sind nicht, wie bei uns, zu Fensterglas, sondern zu Spiegel bestimmt, deren sowohl für das männliche wie für das weibliche Geschlecht eine Menge verfertigt wird. Die Frauen des Alterthums begnügten sich mit dem nebligen Widerschein ihres Bildes in einem polirten Metallspiegel oder speculum; allein die jetzt lebenden sind glücklicher; denn um geringe Kosten bietet sich ihnen ein vollkommenes Bild in einem niedlichen Spiegel dar. Auch Flaschen und verschiedene glänzende Zierrathen werden aus Glas bereitet. Man zählt in den Vorstädten von Canton viele Glasläden, ein Beweis von dem großen Bedarf in diesem Gegenstande.

Armbänder, Ohringe, Schmucksachen für den Kopf, Fingerringe und eine Unzahl niedlicher Sachen werden aus farbigem Glase, das dem Jaspis ähnlich ist, verfertigt. Diese Gegenstände werden auf einem Steine geschliffen, der nur eine abwechselnde, keine beständige Bewegung erhält. Das scharfsinnige Verfahren, wodurch ein Rad durch den Fuß schnell gedreht wird, ist den Chinesen nie in den Sinn gekommen; er bedient sich beider Füße und erlangt nur eine

halbe Umdrehung. Wenn ich ein Sinnbild der Geduld erwählen sollte, so würde ich einen Chinesen wählen, wie er an einem dieser Schleifsteine sitzt.

Verfertigung lackirter Waaren. In den verschiedenen Zimmern einer solchen Werkstatt sieht man die einzelnen Theile dieser Kunst von dem ersten Zuschneiden des Holzes bis zum letzten Pinselstriche. Nachdem das Holz in einander gefügt ist, werden die Näthe und oft die ganze Oberfläche mit dünnem Papier, welches mit Schweinefett überstrichen worden, bedeckt. Nachdem es getrocknet ist, wird ein Teig aus Thon aufgetragen, um eine Oberfläche hervorzurufen, die Festigkeit besitzt und zugleich keinen großen Widerstand leistet. Von diesem Thon verschaffte ich mir ein kleines Stück, das schon so sehr gehärtet war, daß es mich große Mühe kostete, es ohne Hülfe eines Hammers zu zerbrechen. Große Klumpen desselben lagen in einer Ecke aufgeschichtet, gerade wie der Stein, der zur Verschönerung der Gesichter der Damen zu Pulver gestoßen wird. Wenn diese Thonhülle getrocknet ist, so wird sie mit einem weichen Wetzsteine gerieben, um jede Unebenheit zu entfernen und Alles hüsch und gleich zu machen. Hierauf wird der Lack oder Firniß aufgetragen, eine Operation, die dreimal wiederholt werden muß, damit die Oberfläche die nöthige Festigkeit erlangt. Etwas Lack stand in einem bedeckten Gefäß, er war von brauner Farbe, säuerlichem Geruch und nicht besonders zähe; durch das Trocknen an der Luft erlangt er erst die schwarze Farbe und bindende Kraft. Um die Figuren einzuätzen, wirft man ein feines Pulver auf ein Stück Papier, das mit vielen kleinen Löchern durchbrochen ist, um die Umrisse der Zeichnung zu bilden. Mit einem feinen Stichel oder einer Ahle wird dann über diese Punkte hergefahren und die Form und Stellung verschiedener Gegenstände entworfen. Diese Figuren werden nun mit Kalkmilch, welcher rothe Farbe beigemischt ist, überfahren. Das Gold, gleichfalls wie bei uns in Blättern, wird, nachdem es vermittelst einer Kugel aus Baumwolle zu Pulver zerrieben worden, aufgetragen. Die Arbeiter stehen, wie dies allenthalben in China Gebrauch ist, dicht neben einander; Alles aber ist Ruhe und Emsigkeit. Das einzige, was noch zu mangeln scheint, ist eine größere Treue in der Zeichnung mancher Gegenstände und etwas mehr perspektivische Wahrheit in sämmtlichen Malereien. Einige chinesische Land-

schaften, die dort von europäischen Künstlern in der bei den Eingeborenen beliebten Weise und mit kühnen Strichen ausgeführt wären, würden eine große Umwälzung in diesem Kunstzweige bei ihnen hervorbringen, wenn sie den Vorstehern solcher Werkstätten durch Jemanden, der einen freundlichen Einfluß auf sie ausübt, empfohlen würden.

Verfertigung von zinnernen Gefäßen. Das Zinn (Seih oder Hiyuen) wird in Tafeln bereitet, und in diesem Zustande zu Töpfen, Vasen, Theekesseln, Urnen, Tassen und allerlei Trinkgeräthen verarbeitet. Im hintern Theile des Ladens oder hinter dem Ladentische steht ein runder Block von etwa einem Fuß Höhe und anderthalb Fuß Durchmesser. Auf diesem Block wird dem Zinn die gewünschte Form gegeben, was wegen der Nachgiebigkeit des Metalles sehr gut von Statten geht. Ein kleiner Würfel oder Cubus aus einem andern Stoffe wird auf diesen Block gelegt, der, weil seine obere Fläche einwärts gebogen ist, eine ziemliche Menge geschmolzenen Bleies zu halten fähig ist. Dies dient als ein Bindemittel der Näthe der Gefäße und wird mit einem Instrumente aufgetragen, das beinahe ein Gegenstück zu unserm Löthmesser bildet. Da die Löthung sich mit dem Material selber verbindet, indem sie gleicher Natur mit ihm ist, so verschwinden die Gefüge durch anhaltende Politur. Canton hat eine Menge von Läden, welche diesen Artikel zum Verkauf ausbieten und die wegen ihrer hübschen Einrichtung und der geschmackvollen Anordnung der Waaren sich recht hübsch ausnehmen.

Einlegen von Federn, „Thai mu". — Auf einem meiner Spaziergänge sah ich einen Künstler eifrigst damit beschäftigt, kleine Stückchen von Federn auf der Mitte einer vergoldeten Blume anzubringen. Ich blieb stehen, um ihm zuzuschauen und eine Frage an ihn zu richten, allein es gelang mir nicht, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen; dann nahm ich mein Notizbuch und zeichnete die Geräthschaften, deren er sich bediente, in dasselbe ein, wodurch die Sache eine ganz andere Wendung erhielt und der Mann sehr höflich wurde. Er hatte einen kleinen Amboß von Ebenholz und einen feinen Meissel mit einem niedlichen Heft und einer dünnen Klinge. Die Federn waren bläulich-grün und schienen der pitta oder kurzhaarigen Drossel von Malacca anzugehören. Vermittelst dieses Meissels gab er der Fahne der

Feder jede beliebige Form und Größe. Ein in einem Schilfrohr steckender Haarpinsel verbreitet den Leim oder die klebrige Substanz auf der ganzen Oberfläche des Gegenstandes, während die geschärfte Spitze an dem andern Ende dazu dient, die Stückchen von Federn an dem geeigneten Orte festzudrücken. Wir könnten, wenn wir nur einen Wink der Chinesen benutzten, eine recht hübsche Art von Mosaik erfinden. Ein kleiner Würfel von festem Holz und ein feiner Meissel, gleich dem nebenstehenden, reichten vollkommen hin, der Feder die verlangte Größe und Form zu ertheilen. Mit einem Kameelhaarpinsel könnte man den Leim auftragen und mit dem andern Ende des Halters die kleinen Stückchen plangemäß ordnen. Das einzige, was man in Betreff der Federn zu berücksichtigen hätte, wäre, daß man vorzüglich jene wählte, die ein dichtes Gefüge besitzen.

Kupferwaaren. Alle Arten Hausgeräth, wie Krüge, Flaschen, Becken, Trinkgefäße u. s. w., werden aus dünnem Kupfer bereitet. Die Malerei auf der Oberfläche ist sehr stark aufgetragen und hat eine große Verschiedenheit in den Farben und Schattirungen. Es wird Alles mit der Hand gethan, und es sind daher in einem solchen Geschäft auch viele Arbeiter erforderlich, welche sitzen und den Topf oder die Vase gegen eine Bank oder einen andern vorspringenden Stützpunkt lehnen. Der Pinsel wird mit rastloser Thätigkeit geführt, bis endlich eine Wirkung hervorgebracht ist, die dem Auge eines Europäers angenehm und wegen ihrer Neuheit überraschend ist. Es gibt viele Läden, welche nur von diesen Waaren ausgestellt haben, indem die Männer sich ausschließlich der Verschönerung solcher Gefäße gewidmet haben. Sollte unser Verkehr mit China sich dereinst auf den wichtigen Standpunkt erheben, so würden diese wie noch viele ähnliche Erzeugnisse des Landes in hinlänglicher Anzahl zum allgemeinen Verkauf in unserer Heimath anlangen.

Flittern. Die Bereitung dieser niedlichen Spielereien ist eine sehr einfache. Ein Kupferdraht wird in Stücke von einer gewissen Länge geschnitten und mit Hülfe kleiner Zängelchen zu Ringlein gebogen. Diese Ringelchen werden auf einen kleinen Amboß gelegt und mit wenigen Schlägen eines Hammers, ähnlich jenem der Goldschmiede, in glänzende Kugeln verwandelt, in deren Mittelpunkt ein kleines Loch befindlich, vermittelst dessen man sie nach Wunsch befestigen kann.

Als ich eines Tages an einem Laden vorbei kam, sah ich wie der Besitzer desselben eine kleine irdene Schüssel hatte, welche eine Menge Flittern enthielt, sie über einen tragbaren Holzkohlenheerd hielt und mit einem kleinen Stück Eisen hin und her wendete. Wenn ich nicht irre, geschah dies, um ihnen eine röthliche Farbe zu geben. Möchte es nicht vielleicht auch die Erhaltung der Politur bewirken? denn diese ocelli behalten lange Zeit, selbst unter Umständen, die denselben gar nicht günstig sind, ihren Glanz. Die Oehren der von Männern und Frauen getragenen runden Knöpfe werden erst mit Leim angekittet und dann vermittelst des Löthrohrs an ihrer Stelle befestigt. Der Arbeiter, dem ich zusah, richtete indeß das Löthrohr nicht auf den Vereinigungspunkt allein, sondern lenkte die Hitze gleichmäßig über die ganze Oberfläche, um, wie ich vermuthe, sowohl den Glanz zu vermehren, als die Dauerhaftigkeit zu befördern.

Bei Erwähnung des Löthrohrs bemerke ich hier, daß es genau wie das unserige geformt ist und häufig bei Filigranarbeiten angewandt wird, um die einzelnen Theile durch einen geringen Fluß mehr mit einander zu verbinden. Man bedient sich einer klebrigen Substanz, um vor Anwendung des Löthrohrs dem Ganzen einen verbindenden Ueberzug zu geben; jene Substanz scheint eine Silberauflösung zu sein und wird Gan kan, oder Silberschweiß genannt. Sie legen den Gegenstand auf ein Stück Holzkohle, gleichwie wir es thun, wenn eine intensive Wirkung erzielt wird.

Schneiden in Elfenbein und Perlmutter. Zum Schneiden der bei uns so sehr bewunderten Kartenschächtelchen und mancher anderen Zierrathen aus Elfenbein ist eine Menge von kleinen Meisseln erforderlich, die bald an der Spitze flach, bald an einer Seite zu einem Punkte zulaufend sind. Einige haben auf einer Seite einen vorstehenden Zahn, um unter den Figuren hinfahren zu können. Sie sind, wie dies die Nothwendigkeit erfordert, klein und liegen in einer Reihe auf der Bank, an welcher der Arbeiter sitzt. Er hält den Gegenstand in der linken Hand und schabt mit der rechten an dem Elfenbein. Er bringt kein Mittel in Anwendung, wodurch er seine Arbeit abkürzen könnte, sondern benimmt sich dabei mit der Einfalt eines Indianers, der mit einem scharfen Steine ein hölzernes Spielwerk schneidet. Ich traf nie Einen mit dieser Arbeit beschäftigt, kann also auch nicht aus eigener

Beobachtung darüber sprechen, ob sie eine Methode angenommen haben, das Elfenbein zu erweichen; ich vermuthe aber das Gegentheil, denn, wenn sie in dem einen Falle einen Erweichungsprozeß anwendeten, so würden sie es auch in dem andern thun. Die Spielmarken von Perlmutter werden in eine Vertiefung gelegt, damit sie, so lange sie sich unter dem Grabstichel befinden, nicht verrücken. Der Besitzer des Ladens zeigte uns mehre Proben von ausnehmender Zierlichkeit. Diese Läden sind Schulen der Geduld, in denen man einsehen lernt, daß die Gewohnheit uns selbst mit den langweiligsten und lästigsten Verrichtungen versöhnt. Auf der Insel Honan bei Canton leben Viele, welche durch Verfertigung von Perlknöpfen ihr Brod erwerben. Die Schale wird mit einer Säge in kleine Stücke geschnitten, die mittels einer Feile abgerundet und geformt werden. Das Einbohren der Löcher und die Politur vollenden das Ganze. Während wir die engen Straßen von Canton durchzogen, kamen wir an einem Laden vorbei, in welchem ein Mann sehr eifrig damit beschäftigt war, ein Paar sonderbare Tassen zu vergolden, deren man sich bei einer Hochzeitsfeier bedient, wenn nämlich Braut und Bräutigam bei einer Schale Wein einander beständige Treue versprechen. Diese Gefäße sind klein, ruhen auf drei Füßen und laufen in ein Paar Lippen aus, die sich nach oben erweitern. Das Rauschgold, in Büchelchen, von derselben Größe wie bei uns, lag vor dem Künstler auf einer Bank; er hatte eben etwas auf die Tasse, die er in Händen hielt, gelegt, und dies mit Papier bedeckt, damit es durch Anhauchung nicht seinen Glanz verliere. Er hatte einen Melu oder einen weißen Polirstock von beinahe derselben Form wie der bei uns angewandte, und polirte damit die Binnenseite der Schale. Es sah alles aus, als wäre es in Europa verfertigt, mit Ausnahme der Tasse, die jedoch so hübsch war, daß wir sie leicht für unser eigen in Anspruch hätten nehmen und nachbilden mögen.

Schuhe. Die Chinesen sind in ihrer Art treffliche Schuhmacher und wenige Läden nehmen sich günstiger aus, als jene, die mit einem reichlichen Vorrath dieses Artikels versehen sind. Die Sohle ist sehr dick, aus Filzpapier verfertigt und deßhalb unbeweglich. Die Sohle der Frauenschuhe ist einen Zoll und oft anderthalb Zoll dick, um die Gestalt zu erhöhen, indem eine hohe Figur in China hoher

Bewunderung genießt. Die Ränder der Sohlen sind weiß bemalt, der obere Theil des Schuhes dagegen schön mit Seide und Golddraht gestickt. Diese Schuhe sind für den Fuß in natürlicher Größe berechnet und daher durchaus verschieden von den Zwergschuhen, welche die Damen tragen. Die eben beschriebenen Schuhe sind für Dienerinnen bestimmt, die bei ihrer Herrin einen ehrenvollen Rang einnehmen und für Frauenzimmer, die ihr Brod durch ihre Hände-Arbeit verdienen. Der Leisten, auf welchem der Schuh verfertigt wird, besteht, um ihn leichter in einander zu fügen und wieder aus einander zu nehmen, aus zwei trennbaren Theilen, die vermittelst eines Hälters oder eines dazwischen getriebenen Keils befestigt werden. Diese Form oder, um mich unseres technischen Ausdrucks zu bedienen, der Leisten, wird aus dem Pumelobaum, einer Art Citronenbaum, verfertigt und ist zierlich gearbeitet. Wenn die Chinesen irren, weil sie den Sohlen nicht gestatten, sich der Bewegung des Fußes anzupassen, so gewinnen sie dadurch, daß sie den Schuh vorne breit machen und die Zehen sich frei bewegen können, wodurch sie von jenen schmerzlichen Auswüchsen befreit bleiben, die manchen im übrigen sehr schönen Fuß in unserm Lande entstellen.

Zum Schluß dieser bescheidenen Andeutungen will ich einige Worte über die künstlerischen Leistungen der Chinesen beifügen. Mit Ausnahme der in diesem Kapitel erwähnten Arbeiten vermögen wenige derselben vor einer scharfen Untersuchung zu bestehen. Combination und Anordnung der Einzeltheile, auffallende Form und Farbenschimmer täuschen bisweilen das Auge; es scheint dies das Einzige zu sein, wonach manche Arbeiter streben, die meist erstaunen, wenn ein Fremder ihr Werk untersucht, und eben so dessen Mängel wie die Vorzüge nachweis't, ein Erstaunen, das noch durch die Höflichkeit, womit man ihnen diesen Tadel ausspricht, und durch die Bereitwilligkeit, das wahrhaft Lobenswerthe anzuerkennen, gesteigert wird. Jene, welche lange für Europäer beschäftigt gewesen sind, liefern Arbeiten, welche die gewünschte Vollendung erlangt haben, und an denen nichts zu tadeln ist. Wären die Eingeborenen ebenso bestimmt in ihren Forderungen und ebenso freigiebig in der Bezahlung, so würden sie mit Arbeiten, die mit gleicher Sorgfalt ausgeführt sind, bedient werden. Unsere Handwerker könnten manchen trefflichen

Wink von den Chinesen annehmen, den sie hundertfach vergelten könnten, indem sie ihnen zeigten, wie dauerhafte Verbindung und Schönheit und Vollendung der Form sich mit geringer Mühe und Arbeit vereinen lassen. Die Versuche der Chinesen, Messer und Scheeren zu verfertigen, sind von der traurigsten Art und ihre Nadeln sind nicht weniger erbärmlich. In der That sind alle Eisen- und Stahlarbeiten höchst mangelhaft ausgeführt. Die Schneide des Werkzeuges wird, statt durch einen Schleifstein, mit einem scharfen Instrument, das von unsern Handwerkern eine Ziehklinge genannt wird, hervorgebracht, und ist daher weit entfernt, sich eines Parallelismus beider Seiten rühmen zu können. Sie besitzen indeß vortreffliche Wetz- und Schleifsteine, vermittelst welcher sie ihren Werkzeugen eine sehr scharfe Schneide geben können, die aber nur von kurzer Dauer ist. Ihre Rasirmesser, die bisweilen bei uns gezeigt werden, sind eine gute Probe ihrer Messerschmiedekunst. Durch europäische Vorbilder haben ihre Schlösser sich so sehr verbessert, daß sie, besonders im Vergleiche mit den früheren, Achtung verdienen. Die Japanesen nehmen, was die Fertigkeit in der Schmiedekunst verlangt, einen gleichen Rang ein. Eines der elegantesten Kästchen, die ich jemals in China sah, hatte ein so rauh gearbeitetes Schloß, daß es schwer halten möchte, ein ebenso schlechtes aufzufinden, wollte man ganz England durchforschen. Das Kästchen war eingelegt mit dem feinsten strahlenden Perlmutter, das in alle dunkleren Farben des Regenbogens schillerte.

Stickerei. Für zweiundzwanzig Kesch oder Tsiin kaufte ich ein niedliches Büchlein, das mit ausgewählten Zeichnungen gefüllt war, die zu Mustern für junge Näherinnen dienen sollten. Da diese gewöhnlich arm sind, so kostet das Handbüchlein nur ungefähr einen Penny (10 Pfennig unseres Geldes). Es hat einen schönen gelben Umschlag, geschmückt mit Goldflittern und enthält zwischen zwei- und dreihundert Figuren, die den verschiedenen Zweigen der Natur und der Kunst entnommen sind. In der That sind die Muster so zahlreich und so gut gewählt, daß sie als Illustrationen zu einer kleinen Encyclopädie dienen könnten. Jemand, der mit der chinesischen Literatur und Naturgeschichte vertraut ist, könnte mit diesem Büchlein vor sich, mehre Vorlesungen halten. Die Wiese, der Hain, der Bach, das antiquarische

Museum und die Bücher über Mythologie haben sämmtlich ihre Beiträge liefern müssen. Das Buch ist, wie es heißt, zum Gebrauche der Person bestimmt, welche dem grünen Fenster angehört, mit welchem Epitheton die Wohnung einer Armen bezeichnet wird, während die rothe Gallerie „die Wohnung einer reichen Dame" bedeutet. Die fleißige Arme verrichtet nämlich ihre Arbeit hinter einem grünen aus Thon gemachten Gitter, durch welches Licht und frische Luft in's Zimmer dringt, während die begüterte Dame, auf dem hochrothen Geländer der prächtigen Verandah lehnend, sorglos in die Sonnenstrahlen hineinschaut, wie sie in den Blumen schimmern, oder mit den sanften Lüften spielen, die das grüne Haupt des indianischen Feigenbaumes schaukeln. Das Titelblatt stellt einen ehrwürdigen Mann in Amtstracht vor, der eine Rolle mit dem Motto: „Des Himmels Diener verleiht Reichthum" in Händen trägt. Ueber seinem Kopfe fliegen Fledermäuse, die als das Sinnbild der Wachsamkeit betrachtet werden, weil diese Thiere, während die Menschen schlafen, wachsam sind. „Ihre Kerze verlöscht nicht bei der Nacht," wie Salomon von der Nähterin, die er in dem letzten Kapitel seiner Sprichwörter erhebt, redet. Ich sah einst in dem Dorfe Mongha zwei mit dieser Arbeit beschäftigte Mädchen. Sie saßen auf einem niedrigen Stuhle und hatten ihre Beine quer über einen andern von der doppelten Höhe gelegt. In dieser Weise hatten sie für eine Stütze gesorgt, um den Rahmen, auf welchem die Stickerei aufgespannt war, darauf legen zu können. Ihre Gesichter hatten eine kränkliche Farbe, die wohl der engen Umschließung und der unnatürlichen Art zu sitzen zugeschrieben werden muß. Die schönsten Stickereien werden, so viel ich aus meinen Beobachtungen erfahren habe, durch Männer verfertigt, welche stehend arbeiten; letzteres war den Frauenzimmern unmöglich nachzuahmen, indem ihre Füße zu klein waren. Sie waren arm, aber nach der Meinung ihrer Eltern zu hübsch, um sich den gemeinen Arbeiten einer einfachen Hausfrau zu unterwerfen; darum wurden ihre Füße eingeschnürt und verhindert, über die von ihnen gezogenen Schönheitsgränzen hinauszuwachsen. Ihre Blicke waren aber nicht geeignet, bald einen Liebhaber zu fesseln und sie sahen sich genöthigt, vom strahlenden Morgen bis zum thauigen Abend am Rahmen zu hocken. Sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung wird

auf die Stickerei eines gefältelten Damenhemdes verlegt, das ich, bei meiner Vorliebe für Alles, was chinesisch ist, nicht umhin kann, für ein Kleidungsstück zu erklären, welches kein anderes an Schönheit erreichen kann. In dem mir vorliegenden Werkchen befinden sich mehre Muster zu solchen Arbeiten. Auch auf eine auffallende Börse, welche chinesische Herren im Gürtel tragen, wird große Sorgfalt verwandt. Stickerei und eingewirkte Figuren standen bei den Alten in hoher Gunst, ja man schrieb deren Erfindung sogar höheren Einflüssen zu. Im alten Testamente haben wir zwei Arten: das maase rokem (opus phrygionicum), in welchem die Figuren mit der Nadel eingenäht waren, und das maase choseb, (opus plumarium) in welches dieselben eingewebt wurden. Die Chinesen lieben es, den Alten treu zu bleiben und haben deßhalb beide Künste in ursprünglicher Reinheit und Vollkommenheit erhalten.

Die Ochsenmühle. — Nichts kann einfacher sein, wie die chinesische Methode, den Waizen zu mahlen, indem weder Rad noch Flügel erforderlich sind. Der untere Mühlstein steht auf dem Boden, während der obere sich um eine Axe bewegt, welche durch den Mittelpunkt beider hindurch geht. Ein Stock oder Schwengel ist an den Rand des Steines befestigt; von hier gehen die Stränge aus, welche am Halse des Thieres angebunden sind, das den Stein bewegt. Da dieser Schwengel in der Mitte festsitzt, so kann er sich in horizontaler Richtung umdrehen und zugleich dem Ochsen einigen Raum zu freier Bewegung gewähren. Wenn das Thier auf dem wohlgepflasterten Boden einherschreitet, dreht sich der Stein mit derselben Geschwindigkeit um und verwandelt das Korn in Mehl. Durch die langsame Bewegung der Mühlsteine wird das Mehl sehr grob, allein es entspricht dem Zwecke der chinesischen Bäckerei, da diese wenig auf empfehlendes Aeußere Anspruch macht. Die Natur hat dem im Orient heimischen Ochsen dicht über dem Rist eine Erhöhung gegeben, die ganz geeignet scheint, einen Widerhalt für das Joch abzugeben, — ein Umstand, den die Chinesen nicht übersehen haben; denn statt des Halsbandes befestigen sie, gerade jener Erhöhung gegenüber, einen gebogenen Stock oder ein Joch, das mit den Enden der Stränge in Verbindung gesetzt wird. Die Kahr oder das Gefäß, welches bestimmt ist, das Korn zwischen den Steinen zu vertheilen,

ist so einfach, als möglich. Es besteht in einem kleinen umgekehrten Kegel von der Form eines Trichters und hat in seinem Mittelpunkt einen Stock. Dieser hängt mittels einer Schleife an der Wand und bildet einen hohlen Kegel, während der Trichter sich umdreht. An den Seiten des Trichters fällt der Waizen herab und findet durch den Mittelpunkt des obern Steines seinen Weg zu dem Raume, der zwischen ihm und dem untern Mühlsteine liegt. Durch die Centrifugalkraft wird das Korn dem Außenrande zugeführt und fällt von den Rändern auf eine Unterlage, die rund um den untern Mühlstein läuft. Kein Trog oder Ausläufer ist angebracht, der das Mehl auffangen oder zurückhalte, indem keiner erforderlich ist. Mehre dieser Mühlen sind in einem Zimmer zusammengestellt; jede derselben nimmt die Aufmerksamkeit eines Mannes in Anspruch, der die Geschwindigkeit des Ochsen regelt und die Maschine beständig mit neuem Korn versieht.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Hong-kong und seine Umgebung.

Im Frühling 1839 besuchte ich den Hafen von Hong-kong, um die frische Luft, die, wie man mir sagte, dort wehen sollte, und jene Ermunterung zu genießen, die der Wechsel allzeit auf Solche auszuüben pflegt, deren Geist und deren Körper durch Mühen und Krankheiten geschwächt worden sind. Diese kleine Reise von etwa vierzig (engl.) Meilen unternahm ich an Bord eines Kauffartheischiffes von den Vereinigten Staaten, dessen Kapitän die Güte gehabt hatte, mich einzuladen. Eine Ueberfahrt von achtundvierzig Stunden bei der sanftesten Luft und glatter See, bietet dem Reisenden selten viele außerordentliche Vorfälle dar; es blieb uns daher weiter nichts übrig, als die Gestalt und gegenseitige Lage der über die herrliche Bucht, in welche der Cantonfluß mündet, verstreuten Inseln. Jede derselben skizzirte ich beim Vorbeifahren, nicht sowohl um unterhaltende Zeichnungen zu sammeln, sondern um meinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, und mir neue Beweise zur Begründung einer Thatsache zu verschaffen, nämlich jener: daß ein geübtes Auge die Natur des Felsens, woraus eine Anhöhe besteht, durch

ihre Form und Umrisse zu beurtheilen vermag. Während einer Reise auf dem indianischen Archipel zeichnete ich viele Skizzen in dieser Absicht nieder und fand diese Beschäftigung zugleich anziehend und lehrreich, was mich veranlaßt, alle Reisenden, sie mögen nun Zeichner sein oder nicht, einzuladen, daß sie immer ein Buch und einen Bleistift in Bereitschaft mit sich führen, die Hauptumrisse jedes Hochlandes, das sie auf ihren Wanderungen durchziehen, niederzuzeichnen.

Die merkwürdigste Erscheinung auf der kurzen Ueberfahrt nach Hong-kong ist die hohe Insel Lantao, die wegen der beträchtlichen Erhebung und des steilen Ansteigens der Abhänge gleichsam über dem Haupt des Reisenden zu schweben scheint. Das Aeußere dieser Insel ist gleich dem der benachbarten Länder rauh und unfruchtbar, was vielleicht nicht so sehr der Natur des als Unterlage dienenden Felsens, als vielmehr den kalten Winden und dem besonders häufig wehenden, aus Nordosten kommenden Monsun zuzuschreiben ist; denn es liegt in dem kalten Hauche dieses Windes etwas so Ertödtendes, daß die Vegetation, mit einigen hin und wieder sich zeigenden Ausnahmen, dadurch verdorrt und verwelkt, wenn nicht die Pflanzen zufällig durch eine natürliche Grotte oder den Schatten eines vorspringenden Felsens geschützt sind. Die kahle und unfruchtbare Natur dieser Inselgruppen steht in genauer Verbindung mit jenen furchtbaren Winden, die im Spätsommer unter den auf dem sie umgebenden Meere schwimmenden Gegenständen so furchtbare Verheerungen anrichten. Durch die Sonne erhitzt, steigern sie die Temperatur der in ihrer unmittelbaren Nähe befindlichen Luft so sehr über die Temperatur der nördlich und südlich von ihnen gelegenen Regionen, daß zwei Strömungen aus diesen beiden einander entgegengesetzten Richtungen mit großer Gewalt zusammenstürzen und einen Typhon oder Tai fung hervorbringen, der nach einander aus allen Punkten der Windrose weht. Die Erregung dieser Winde scheint aus ausschließlich meteorologischen Ursachen, nämlich aus bedeutenden Temperatur-Unterschieden der Luft, herzurühren; allein ihre gewöhnliche kreisförmige Bewegung, die aus der Verschmelzung der Centripetal- und der Centrifugalkraft entsteht, beruht auf einem hydrostatischen Grundsatze, — einem Grundsatze, von dem wir ein Beispiel sehen, wenn zwei Wasserströme in einem

Kanal aufeinander stoßen und durch den Druck, welchen sie, gegenseitig auf einander ausüben, indem sie eine schiefe statt einer geradlinigen Bewegung annehmen, einen Strudel erzeugen. Aehnliche Winde sind nicht allein in Westindien sondern auch in der Nähe der Galapagos-Inseln an der Küste von Columbia (Südamerika) vorherrschend. Die Häufigkeit dieser Wirbelwinde in der Nähe von Inselgruppen läßt vermuthen, daß sie einander gegenseitig bedingen. Wollte man sagen, der Gegenstand erfordere eine Untersuchung, so würde man dadurch nur eine Aeußerung aufstellen, die kein vernünftiger Mensch bestreiten wird; denn die Erscheinungen der Natur sind in ihren Ursachen und Folgen so reich, daß sie stets jedem neuen und aufmerksamen Forscher etwas Neues darbieten.

Längs der hohen Vorgebirge, die den Anfang zu den Anhöhen der Insel Lantao bilden, findet der Fischer hie und da ein Riff, worauf er seine Vorkehrungen, um das Netz nach Belieben senken und heben zu können, zu treffen vermag. Diese Vorrichtung besteht in einem Gerüst, das aus Balken und Gefügen lose zusammengezimmert ist. Das Ganze ist von der größten Einfachheit, weil es bloß dazu bestimmt ist, ein Gestell zu tragen, das für eine Winde oder eine Walze, mittels deren die Schnüre mit Leichtigkeit nachgelassen und angezogen werden können, eingerichtet ist. Die Hebel, durch welche diese Winde oder Walze in Bewegung gesetzt wird, sind mit den Enden zusammengebunden und gleichen daher paarweise einem Rade, welches der Fischer, auf einer Bank sitzend, mit Händen und Füßen umdreht, gerade als wäre er in einer Tretmühle beschäftigt. Die um die Walzen gehenden Seile sind mit Pfählen in Verbindung, die auf dem Boden des seichten Meerwassers im Schlamme eingerammt sind und zwar so, daß das zwischen ihnen ausgebreitete Netz ihre Enden unter die Oberfläche des Wassers hinabzieht, so oft man die Seile zu diesem Zwecke losläßt. Wenn die Spitzen dieser Pfähle unter das Wasser getaucht sind, so ist auch das Netz so sehr eingesenkt, daß die Fische über dessen Seiten hinwegschwimmen und sich in dem Becken, das durch das in der Mitte eingesunkene Netz gebildet wird, ergötzen können. Sobald sie finden, daß sie in ihren Bewegungen durch die Maschen behindert werden, bemühen sie sich, zu entwischen, indem sie tiefer in's Wasser tauchen,

statt wieder an die Oberfläche zu steigen, und versuchen, ob sie nicht den Weg, der sie in ihr neues Gefängniß geführt hat, zurückwandern können. Dieser eitle und fruchtlose Versuch, durch das Hinabsteigen in's Wasser der Gefahr zu entgehen, stört die Ruhe des Netzes und gibt dem Fischer Nachricht, der aus seinem Hinterhalt nahe dem Rand der Küste leise in seinem Boote sich nähert, während seine Gefährten, durch seine Bewegung aufmerksam gemacht, anfangen, die Seile auf die Winde zu winden, — eine Operation, die sie so genau mit der Schnelligkeit des Bootes in Einklang zu bringen wissen, daß der Schiffer in demselben Augenblick anlangt, wo das Netz die nöthige Erhebung erlangt hat. Der Schiffer ist mit einem kleinen, an einer langen Stange befestigten Netz versehen, womit er die Fische, welche in der Mitte des maschigen Gewebes springen und zappeln, herausholt. Ist dies geschehen, so werden die Seile nachgelassen und der Schiffer zieht sich wieder in sein Versteck unter den Felsenhang zurück, wo er ruhig wartet, bis das Zittern des Netzes ihn einladet, dasselbe von Neuem zu besuchen. Oft fangen sich auch fremdartige Massen, die eben vorüberschwimmen, in den Maschen, — ein Umstand, den der Fischer sogleich, einem Gesetze natürlichen Instinkts folgend, bemerkt; unverzüglich eilt er herbei, um sie zu entfernen; und darum ist seine Aufmerksamkeit beständig auf das Netz gerichtet. Bei der Ausführung dieser seiner Arbeit gleicht er einer gewissen Gattung der Diademspinne, welche während der schwülen Sommertage in unsern Feldern und Gärten häufig vorkommt. Dieses Insekt nimmt seinen Platz unter der Decke ein, welche es durch Hülfe eines Blattes und einiger feinen Fäden gebildet hat, und wartet in geräuschloser Ruhe, bis eine unglückliche Biene oder Fliege sich zufällig in die viel verzweigten Fäden seines Gewebes verwickelt hat; beutelustig stürzt es dann hervor, fesselt seinen Gefangenen an „Händen und Füßen", befreit ihn von den Netzfäden und hängt ihn dann unter dieser Decke, seinem eigenen Sitze gegenüber. Ist das Gewebe beschädigt worden, so bessert die Spinne den Schaden aus und zieht sich wieder zurück, um in schweigender Wachsamkeit zu warten, bis der nächste Umherzügler in das Bereich der Gewebe geräth. Diese Vergleichung zwischen dem Fischer und der Spinne erinnert uns an eine Frage, die sich in Bezug auf die Erfindung des

Netzes aufstellen ließe: War nicht die Spinne die Lehrmeisterin des Menschen im Fischen, gerade wie der Seidenwurm uns die Webekunst gelehrt haben mag? —

Der Hafen von Hong-kong, den wir, nachdem wir auf unserer Ueberfahrt an Lantao und der dazu gehörigen Inselgruppe vorübergekommen sind, erreicht haben, wird durch eine gebirgige Insel, die jenen Namen führt, und durch das Cowloon, oder eigentlich Kaulung, gelegene Festland gebildet. In diesem Namen bezeichnet das Wort Kau, das gewöhnlich so viel wie Neun bedeutet, eine Windung oder Zickzacklinie, und deutet auf eine auf- und niedersteigende Hügelreihe am Festlande hin, das die Phantasie mit einem Drachen (lung) verglichen hat, dessen Leib sich in verschiedenen Biegungen am Boden hinzieht. Hong-kong ist eine Verstümmelung oder besser eine fehlerhafte Provinzialaussprache von Hiang-kiang, d. i. der duftende Strom, der sich durch das Thal windet oder in anmuthigem Sturze auf seiner Reise nach dem Meere von den Felsenabhängen herniederfällt. Von diesen Strömen und ihren Wasserfällen werden wir reden, sobald wir einen unserer Besuche auf der Insel beschreiben. Die Etymologie ist oft ein trockener Gegenstand; wenn sie uns aber auf Sachen in der Natur hinführt, deren Untersuchung uns Belehrung und Vergnügen gewährt, verwandelt sich die Dürre der grammatischen Unterscheidungslehren in eine Hülle von lebendigem Grün, und wir sehen uns reiflich für die geringe Mühe, welche unsere Entdeckung uns verursacht hat, entschädigt. In diesem Hafen, der in seiner Ausdehnung eben so geräumig, als bemerkenswerth wegen des erhabenen Eindrucks der umgebenden Scenerie ist, liegen die Schiffe völlig gesichert, indem das hohe Land sie von allen Seiten schützt. Hier hatte viele Monate lang der große Opiummarkt seinen vorzüglichsten Stapelplatz, hierhin ward es von Indien gebracht und in den Vorrathsschiffen Hercules und Lintin niedergelegt, von denen jenes das brittische, dieses das amerikanische Interesse bei dem Verkaufe dieses verführerischen Stoffes wahrnahm, und von hier wurde es in die nach den Küsten von China bestimmten Schiffe umgeladen. Die mit jenem Handel beschäftigten Capitaine waren Männer, die sich durch ihre seemännische Kenntnisse und oft nicht minder durch ihr mildes und edelmüthiges Benehmen auszeichneten. Es war daher um so mehr zu be-

dauern, daß Leute, denen so lobenswerthe Eigenschaften in hohem Grade eigen waren, sich in einen Handel einließen, der, aus manchem Gesichtspunkte betrachtet, der Seeräuberei ähnlich war. Die chinesischen Behörden hatten die Einführung des Opiums von dieser Seite aufgefaßt aus Gründen, die einem Jeden in China, der ein richtiges Urtheil zu fällen im Stande ist, klar waren; allein dies rechtfertigt die fremden Händler nicht, und vermag auch nicht die Besorgniß zu entfernen, die jeder wahre Vaterlandsfreund empfinden muß, wenn er sieht, daß seine eigenen Landsleute sich bestreben, die Heiden in irgend einer Sache, die verkehrt im Grundsatz und verderblich in der Ausführung ist, zu überbieten.

Die Eingeborenen auf dem, den Hafen von Hong-kong umgebenden Festlande standen in dem Rufe sehr zuvorkommend gegen die Fremden zu sein, nicht sowohl wegen eigennüzziger Ursachen, sondern aus einer natürlichen Gutherzigkeit; diesen Ruf schienen sie vollkommen zu verdienen, denn während meiner beiden Besuche jenes Hafens ereignete sich nichts, was uns vermuthen ließ, daß sie böse Absichten gegen uns im Schilde geführt hätten, oder nicht allzeit bereit gewesen wären, jede Höflichkeitsbezeugung, welche die gewöhnliche Lebensart ihnen zur Pflicht auferlegte, mit den Zeichen der höchsten Ehrerbietung zu begleiten.

Auf einem meiner ersten Spaziergänge begleiteten mich mehre zum Schiff gehörige Herren, unter andern der Schiffsarzt, der die Gewohnheit hatte, seinen Rath und seine Arznei unentgeltlich unter die Chinesen zu vertheilen. Wie wir an der Küste vorbeischlenderten, zertheilte sich unsere Gesellschaft in zwei oder drei verschiedene Gruppen, von denen der Wundarzt und ich eine bildeten. Wir standen endlich vor der Thür eines Bauern; ließen uns einige Minuten auf einer vor derselben stehenden Ruhebank nieder und baten den Wirth, uns zur Stillung unseres Durstes ein wenig Wasser zu reichen. Während wir uns ein wenig mit unsern neuen Freunden unterhielten, und besonders ihre Gutmüthigkeit und Einfachheit gegen einander hervorhoben, kamen mehre Nachbarn herbei, um den Kreis, der sich um die Fremden gesammelt hatte, noch zu vermehren; unter ihnen befand sich ein Mann, der den Arzt wieder erkannte, und da er mit natürlicher Beredsamkeit begabt war, ihn sogleich der Gesellschaft als geschickten und menschenfreundlichen Wohlthäter der leidenden

Chinesen vorstellte. Kurze Zeit vorher hatte eine Frau von einigem Stande und Ansehen in Cowloon sich an diesen Herrn gewandt, um durch ihn von der Wassersucht geheilt zu werden, und da ihm mit Recht daran gelegen sein mußte, bei dieser Kur glücklich zu sein, lud er sie ein, in Begleitung von einem oder zweien Verwandten, an Bord des Herkules zu kommen. An Bord des Schiffes fand die erforderliche Operation statt und die Patientin wurde in einem besondern Kabinette, unter dem Beistand und den Bequemlichkeiten der mildherzigsten Gastfreundschaft, so lange gepflegt, bis ihre Gesundheit wieder hergestellt war, worauf man ihr erlaubte, zurückzukehren, um die herzlichen Glückwünsche aller ihrer Freunde und Nachbarn entgegen zu nehmen. Dieses Ereigniß war Allen, welche die uns umschließende Gesellschaft bildeten, durchaus unbekannt, mit Ausnahme jenes Mannes, der sogleich wahrnahm, daß ihre Unwissenheit ihm eine treffliche Gelegenheit bot, Beweise seiner Fertigkeit als Redner abzulegen. Die Genesung einer Kranken, die sich in einem elenden Zustande und was wir wohl hinzusetzen dürfen, in Todesgefahr befand, und die unter Umständen, welche in hohem Grade geeignet sind, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ihre Gesundheit und Heiterkeit wiedererlangte, war ein kostbares Thema, das, wenn ihm nur irgend Gerechtigkeit widerfuhr, interessant werden mußte. Als eine Vorbereitung legte der Redner ein Bündel, welches er auf dem Rücken getragen hatte, nieder und stieg auf ein Holzscheit, das in einer, dem Zweck entsprechenden Entfernung da lag. Dann begann er, mit großem pantomimischen Effekt den Zustand der Kranken zu schildern, als sie den Arzt zuerst besuchte; ferner, wie er sie empfing, die Natur und Ausführung der Operation, der sie sich unterzog, der Zärtlichkeit und Edelmüthigkeit, womit sie gepflegt wurde, endlich ihre eigene und ihrer Freunde Freude, nachdem sie nach einem so unerwarteten und günstigen Ereigniß zusammentrafen. Der Mann war seiner Sache durchaus mächtig und es schien ihm ebenso sehr um genaue Angabe der Thatsache zu thun zu sein, als er bemüht war, auf jeden Umstand möglichst viel Gewicht zu legen. Wir horchten der Erzählung, die uns zugleich interessant und belehrend war, aufmerksam zu; interessant war sie uns, da uns die für einen Fremden so ehrenvolle Wiederkennung nothwendigerweise gefallen mußte; lehrreich, weil

wir daraus lernten, daß eine wohlthätige Handlung von den Chinesen nicht als Ein Ganzes angesehen wird, sondern daß jeder zufällige wie jeder wesentliche Umstand treu bemerkt und ebenso treu im Gedächtnisse bewahrt wird.

Auf demselben Spaziergange trafen wir mit einer Anzahl von Granithauern, welche vor ihrer gemeinschaftlichen Wohnung um ihr „würziges Mahl" geschaart waren; sie hatten keine Decke als das blaue Himmelszelt, keinen andern Fußboden als die mit Meersand bestreute Küste; ihr Tisch bestand aus einigen Brettern und aus einem Paar, statt der Füße dienenden Trageblöcken. Ein Tischtuch wird in China als etwas Ueberflussiges angesehen oder doch nur so selten gebraucht, daß ich mich nicht erinnere, bei einem Reichen oder einem Armen eines gesehen zu haben. In der That führt ein Chinese, der seine Schüssel ganz nahe bei den Mund hält und mit Hülfe seines Griffels die Speisen zu sich nimmt, dieselben mit solcher Reinlichkeit und Schnelligkeit zum Munde, daß eine solche Decke zum Auffangen der Brodsamen oder um den Tisch vor Flecken zu bewahren, durchaus zwecklos erscheint. Diese Arbeiter luden uns mit der lebhaftesten Gastfreundlichkeit ein, ihren Reiß und ihre Fleischspeisen, indem sie eine bezeichnende Gebärde machten, nämlich die Schüsseln so nahe, als ihre Arme es erlaubten, uns entgegenhielten. Wir lehnten das Anerbieten ab, nicht weil wir uns schämten, Foke oder Jochgesellen, mit welchem Namen die Chinesen oft einander anreden, bei diesem Mahle einzulassen, sondern weil wir, ehe wir das Schiff verließen, gespeis't hatten. Die Blicke dieser Leute verkündeten ihre Gesundheit und die beständige Heiterkeit ihres Gemüths. Obgleich gezwungen, während der schwülen Sommertage eine höchst beschwerliche Arbeit zu verrichten, waren sie doch glücklich, indem sie sich nicht um das Morgen quälten; und war auch die Sonne heiß und der Granit hart, so konnten sie doch nach geschehenem Tagewerk dem wohlbesetzten Tische, einer Nacht der ungestörten Ruhe entgegensehen. Bei dem Mittagsessen schlürften sie ein wenig Samschu, ein chinesisches geistiges Getränk, ohne Beimischung von Wasser. Sie bedienten sich zu diesem Ende einer sehr kleinen Theetasse, die aber dennoch, wenn wir die Stärke des Getränkes erwägen, groß genug war. Ihre frischen, heitern Mienen bekundeten deutlich, daß dieser Genuß ihnen nicht zum Schaden gereichte, was auch erklär-

lich ist, wenn wir nur bedenken, daß sie dies hitzige Getränk über dem Mahle zu sich nahmen, welches aus Fisch und Fleisch, hauptsächlich aber aus Pflanzenstoffen, die den Grundsätzen der chinesischen Kochkunst zufolge, reichlich gewässert worden waren, bestand. Wenn daher der Arrak auch ursprünglich sehr stark war, so hatte derselbe dennoch beim Eintritte in die Pforte des Behälters der Lebensnahrung durch Feuchtigkeit eine bedeutende Schwächung erlitten. Jene unserer Landsleute, die von dem Genusse geistiger Getränke nicht ablassen können, sollten einen Wink von dem chinesischen Arbeiter nehmen und nie distillirte Getränke anders, als über oder nach einer tüchtigen Mahlzeit genießen.

Die Weise, in welcher die Natur bei der Bildung des Granits dem Steinhauer zu Hülfe gekommen ist und die Methode, welche er bei der Ausführung seiner Arbeit anwendet, verdienen als Verfolg unserer Beschreibung des Mahles, womit er den Tag beschließt, gleichfalls eine Erwähnung. In einer entfernten Zeit der geologischen Umwälzungen und Veränderungen, scheint der Granitfelsen, der in der Nähe des Festlandes von Cowloon die Erdrinde bildet, durch eine ungeheure Einwirkung von unten aus seinem Bette gehoben, in Stücke von jeder beliebigen Gestalt und Größe gerieben worden und in jener neuen Anordnung verblieben zu sein, um die verwitternden Einflüsse der Atmosphäre zu erleiden. Nach Verlauf vieler Jahrhunderte lös'ten sich die kleineren Stücke in Quarzsand auf, die größeren dagegen wurden durch dieselbe Gewalt, welche ihre kleineren Brüder pulverisirte, nur abgerundet und geglättet. Wir finden diese größeren Massen jetzt im Sande begraben und so weit von einander entfernt, daß der Steinbrecher mit seinem Hammer und Keil dieselben leicht meistern kann. Was daher nur eine Zufälligkeit erscheinen mag, weis't sich nun als eine höchst wohlthätige Einrichtung aus. Bei seinen Bemühungen, ein einzelnes Stück von einem dieser natürlichen Blöcke zu trennen, macht sich der Arbeiter besonders die Wirkungen der Percussion zu Nutze. Zuerst zieht er eine Linie vermittelst einer durch Dinte geschwärzten Schnur, die er mit Hand und Fuß, ohne Hülfe einer zweiten Person, ausspannt. Nachdem diese Linie recht deutlich gezeichnet ist, macht er mit Hammer und Meissel entlang derselben eine Reihe von Löchern, die um einen Fuß von einander entfernt sind. Es ist dies eine lästige Arbeit,

aber nicht beschwerlicher wie diejenigen, die einem Steinhauer bei uns in seinen verschiedenen Vorrichtungen vorkommen. Wenn die Löcher tief genug sind, treibt er einen kleinen Keil hinein, den er durch einen einzigen Schlag mit einem großen eisernen Schlägel hindurchtreibt. Dies wird so lange wiederholt, bis er drei- oder viermal nach einander, von einem Ende der Linie zum andern, gelangt ist, und der Zuschauer sieht dann zu seinem Erstaunen wie der harte Stein sich gleich einem Stück Kalkstein voneinander theilt. Nachdem ein Block in dieser Weise abgelös't ist, zertheilt der Arbeiter ihn durch erneute Anwendung des starken Meissels, des eisernen Hammers, des Keiles und des eisernen Schlägels oder Klöpfels in Platten. Diese Platten sind, wie sich denken läßt, noch in rauhem und unvollkommenem Zustande, und müssen, wenn sie ihre Bestimmung erreicht haben, noch geglättet und geformt werden. Zu diesem Zwecke bedient man sich wiederum des Hammers und eines stumpfen Meissels, und die verschiedenen Unebenheiten der Oberfläche, so wie die Theile, welche abgetrennt werden müssen, um der Platte die erforderliche Größe und Gestalt zu geben, werden mit Hülfe derselben weggehauen. Es kommt bei dieser Operation weniger auf die Härte der Werkzeuge an, und ebenso hat man das wiederholte Schleifen entbehrlich gefunden. Als ich eines Tages einer mit dieser Arbeit eifrigst beschäftigten Anzahl von Handwerkern zusah, fragte ich mich, ob dies nicht die Methode sei, welche auch die alten Aegyptier bei ihrer Bildhauerei in Granit oder andere harte Felsarten in Anwendung brachten. Könnten wir diese Frage mit Ja beantworten, so wäre jede Vermuthung in Bezug auf die besondere Härte der ägyptischen Werkzeuge nutzlos. Die Stücke, welche beim Ausbrechen der Granitblöcke aus dem Steinbruche abfallen, werden nicht allein von fremden, sondern auch von chinesischen Schiffen als Ballast gebraucht, welche letztere oft mehre mit dergleichen Stücken angefüllte Kästen mit sich führen, um das Gleichgewicht des Schiffes, wenn es sich durch den Druck des Windes auf die Segel zu sehr nach einer Seite neigt, wieder herstellen zu können. Diese Stücke werden zur Einschiffung nach dem Meere in Schiebkarren gefahren, die wegen der Einfachheit ihrer Form und ihrer rauhen Arbeit als Antiquitäten angesehen zu werden verdienen. Das Rad ist sehr hoch, was, nebenbei gesagt, kein Schaden ist, wie dies dem

mathematischen Leser wohl bekannt sein wird; dagegen sind die Seitenstangen so weit auseinander, daß man die Arme in ihrer ganzen Breite ausstrecken muß, um sie erreichen zu können. Die Stellung eines Mannes, der eines dieser Fuhrwerke einen steilen Pfad hinabführt, macht auf das Auge des Fremden einen schmerzlichen Eindruck und er fühlt sich geneigt, eine Verbesserung in Vorschlag zu bringen, der man sich aber widersetzen würde, weil der altherkömmliche Gebrauch viel dazu beiträgt, uns mit Unbequemlichkeiten auszusöhnen.

Unter den freundlichen Bewohnern der den Hafen umgebenden Dörfer suchte ich oft nach Gelegenheit, die heilige Schrift zu vertheilen, war aber nicht immer glücklich, da nur Wenige unterrichtet genug waren, sich nach ihrem Besitze zu sehnen. Bisweilen blätterten sie das Buch sorgfältig durch, als wenn sie einen interessanten Gegenstand herausfinden wollten, und schienen so sehr in ihre Nachforschungen vertieft zu sein, daß ich mir schon mit der Hoffnung schmeichelte, diese heiligen Denkbücher da zu verleihen, wo sie gelesen und gewürdigt werden würden; doch ach, nachdem einige Zeit in dieser süßen Erwartung verstrichen war, veranlaßte sie Mangel an Gelehrsamkeit, oder eine Abneigung sich mit einer Sache abzugeben, mit der sie nicht vertraut waren, mir meine Bände mit düsterm Schweigen zurückzugeben, so daß ich nicht wußte, woran ich war. Auf einer meiner Wanderungen riethen mir die Bewohner einer kleinen Gruppe von Wohnungen, mit meinen Büchern nach einer Schule zu gehen, welche, wie sie mir zeigten, ganz in der Nähe war. Froh, von einer solchen Anstalt, die mir nahe am Wege lag, zu hören, begab ich mich in der angegebenen Richtung und zog bei jedem Hause neue Erkundigungen ein, die so sehr mit einander im Widerstreit standen, daß ich endlich gewahrte, wie ich in dem unter Bäumen versteckten Dorfe wieder an derselben Stelle anlangte, von der ich ausgegangen war, und mich hinreichend überzeugte, daß das, was ich suchte, gänzlich fehlte. Wie ich meine Nachforschung verzweifelnd aufgeben wollte, hörte ich von einem Bauern, die von den Landbewohnern mir erwähnte Schule befinde sich in einem jenseits des Hügels gelegenen Dörfchen. Dahin lenkte ich nun meine Schritte, allein nicht ohne einige innere Erbitterung, indem mir das Bestehen dieser Schule längst schon bekannt und ich gesonnen war, selbe bei einer andern Gelegenheit zu besuchen.

Ich fand den Lehrer mit einem Freunde in einer Unterredung begriffen, während etwa zehn kleine Knaben über ebensoviel ganz abgenutzten Büchern hockten. Alle saßen an Tischen, indem Schreiben und Lesen in China eng mit einander verbunden und zudem die Bücher so groß und unförmlich sind, daß eine ebene Fläche zum Auflegen durchaus nöthig erachtet wird. Nach Auswechselung einiger Höflichkeitsformeln, und nachdem man mich genöthigt hatte, mich in einem großen Stuhle niederzulassen, der wegen seines hohen Rückens und seiner dunkeln Farbe große Aehnlichkeit mit den früher bei unsern Vorfahren angewandten Lehnstühlen besaß, ergriff ich die erste, beste Gelegenheit, die zehn schweren Bände, die ich unterm Arme trug, anzubieten. Hier, „sprach ich, „sind einige Bücher, die ich Euch zu Eurem und Eurer Schüler Gebrauche schenken will". Diese Nachricht wurde mit höflichen Dankesbezeugungen angenommen und der Lehrer begann mit seinem Freunde sogleich, die Seiten mit großer anscheinender Aufmerksamkeit zu untersuchen, und ich wünschte mir Glück, eine so schöne Gelegenheit, um Gutes zu wirken, gefunden zu haben; denn wenn mir auch wenig von jener die Seele erregenden Begeisterung zu eigen ist, die das Herz manches Menschen erwärmt, so gebe ich doch nie eine Abschrift des göttlichen Wortes aus den Händen an diejenigen, welche mit unzweideutigen Zeichen der Begierde sie entgegen nahmen, ohne eine innige Wonne zu empfinden, die mich zum wenigsten den ganzen Tag, an welchem dies geschah, erfüllte. Nachdem der Eine von Beiden mit Lesen fertig war, nahm er einen Pinsel und schrieb mit der Leichtigkeit und Gewandtheit eines erfahrenen Schreibers, einen Spruch auf ein Stückchen Papier. Eine chinesische Schule macht auf den Fremden einen eigenthümlich ernsthaften Eindruck, weil die Zucht sehr strenge und der Unterricht in der Sittenlehre begründet ist; daher ließ mich sowohl die Umgebung als der Grad der Bildung beider, der Anstalt vorstehenden Personen vermuthen, daß er eine Bemerkung in Bezug auf die Bücher niederschreibe und daß diese Bemerkung auf den Werth, den er auf dieselben verlegte, Bezug hätte. Dieser angenehme Traum ward zu bald unterbrochen, denn als ich den Streifen Papier, den er mir mit aller Höflichkeit überreichte, las, fand ich folgende Worte: „Wollt Ihr einen Ochsen kaufen? ich habe einen zu verkaufen". Das Gefühl der Enttäuschung veränderte mit

einem Male meine Züge, was aber der Chinese meiner Dummheit zuschrieb, weil er glaubte, ich habe seine niedergeschriebene Frage nicht verstanden. Hierin versuchte ich jedoch, ihn eines Besseren zu belehren, indem ich ihm sagte, daß ich kein Schiffskapitain, sondern ein armer Reisender sei, und daß ich meine Zeit dazu benutze, gute Bücher zu verbreiten, sowie die Merkwürdigkeiten der Natur zu betrachten und zu sammeln. Der Chinese hat immer ein rasches Auge, eine Gelegenheit, die ihm zum Vortheil gereichen kann, zu ergreifen, und so hatte auch der Schulmeister eingesehen, daß er jeder Zeit die Bücher lesen, aber nicht immer Gelegenheit haben könnte, einen Ochsen zu verkaufen.

Eines Tages, wie ich eben einen Spaziergang beendet hatte, befand ich mich in Mitten eines kleinen Dorfes, wohin die Einwohner herbeiströmten, um mich um meine Absicht zu befragen und meine Kleider und meine Züge zu betrachten. Aus dem Gedränge, das mich im Kreise eingeschlossen hatte, trat jetzt ein Eingeborener hervor, dessen Züge seine leidenschaftliche Hinneigung zum Opiumrauchen verkündeten, und fragte mich, als Sprecher, mit mürrischem Tone, was ich begehre. Da mir weder die Blicke des Mannes noch seine in holperigem Englisch vorgebrachte Frage gefielen, so gab ich ihm keine Antwort, sondern wandte mich zu einigen der Beistehenden, indem ich sie bat, mir die Namen einiger, eben von mir gesammelten Kräuter zu nennen. Dieser Art mich einzuführen, hatte ich mich einige Jahre vorher in verschiedenen Theilen Südamerika's bedient und hatte gefunden, daß sie mir gewissermaßen einen Empfehlungsbrief ersetzte; denn die Eingeborenen lieben es, eine Gelegenheit zu finden, mehr Kenntnisse an den Tag zu legen, als der Fremde. Es verleitete mich dies denselben Plan in China in der eben beschriebenen Weise zu versuchen. Die Kenntnisse der Bauern erstreckten sich aber nicht weit über die Gegend, in welcher sie geboren waren und ihre Antworten waren daher für mich weder zuverlässig, noch belehrend; da ich aber aufmerksam auf sie lauschte, so gewann ich mir dadurch einige Popularität. Als der Mann, der mich so barsch nach meinem Begehren gefragt hatte, bemerkte, daß seine Nachbaren eine wohlwollendere Stimmung gegen mich hegten, lief er, einen Stuhl herbeizuholen und indem er erst sich auf eine Kante setzte, nöthigte er mich, die andere einzunehmen. Anfangs

schlug ich seine Einladung aus, allein er ersuchte so dringend um die Ehre, neben mir zu sitzen, daß ich endlich nachgab, obgleich ich mich im Gespräch immer noch an die Andern wandte, deren gesundes und zufriedenes Aeußere einen auffallenden Gegensatz zu seinen elenden Zügen bildete. Die menschliche Natur in China hat in ihrem Aeußeren einige Eigenthümlichkeiten; jedoch nach einiger Untersuchung finden wir sie in den wesentlichsten Zügen ganz identisch mit der Natur der Bewohner jedes andern Welttheiles. Meine Aufnahme in jenem Dorfe war ein Seitenstück zu jener, die ein Fremder in einem der entlegeneren Dörfchen unserer Heimath empfangen würde. Das Landvolk würde sich um ihn sammeln, seine Tracht und sein Gesicht zu beäugeln; wenn er in freundlicher und gutmüthiger Weise Fragen an sie richtete, würden die Antworten ebenso lauten; und eben derjenige, der ihn anfangs unhöflich behandeln wollte, würde ihm später mit der größten Freundlichkeit entgegen kommen.

Die Chinesen bewundern sehr die schöne Hautfarbe der Fremden, weil dies ein persönlicher Vorzug ist, nach dem sie selber heiß sich sehnen. In dieser Absicht schminken sich die Damen, während die Herren den Schatten lieben. Selbst bei den inneren Bewohnern dieses entlegenen Dorfes erwarb meine Gesichtsfarbe mir Lobsprüche, besonders von den Frauen, welche die äußere Umgränzung dieses Zirkels von neuen Bekanntschaften bildete. Während die Aufmerksamkeit Aller auf mich gerichtet war, benutzte Eine die Gelegenheit, ihren Aermel heraufzustreifen und „den Teint" ihres Armes zu beschauen, um zu ihrer eigenen Zufriedenheit beurtheilen zu können, wie weit es noch dem Vorbilde nachstehe, das die Bewunderung aller ihrer Nachbarinnen erregt hatte, „das ist die menschliche Natur", sprach ich zu mir selber; „überall, wo man sie findet, ist sie dieselbe".

Wegen der Länge des Weges, den ich noch zu durchwandern hatte, um vor Einbruch der Nacht die Schiffe zu erreichen, mußte ich meinen Besuch bei diesen Leuten abkürzen; allein wie kurz er immerhin gewesen sein mag, so fühlte ich doch daß es eine jener Vorarbeiten war, die der Missionar und der Menschenfreund, der es versuchte, Heil unter den Bewohnern von China zu verbreiten, sich nicht sollte verdrießen lassen.

Unter denjenigen, welche den Hafen von Hong-kong oft zu besuchen pflegten, befand sich auch die Gattin eines Kriegs-

schiffskapitains, welche gewöhnlich an's Land stieg, um die Erholung zu genießen, die eine Abendwanderung über Berg und Thal Jedem, der für die Schönheiten der Natur empfänglich ist, gewährt. Die Erscheinung einer fremden Dame an diesem Orte war eine große Seltenheit und zog daher einen sehr großen Schwarm von Neugierigen herbei; allein wer mit dem größten Interesse zuschaute, das waren die Frauen, die fast entzückt von der Ehre schienen, welche ein solches Bild wohlproportionirter Züge und einer reizenden Gesichtsfarbe auf ihr Geschlecht im Allgemeinen warf. Bei einer Gelegenheit sah ich diese Dame auf der grasbewachsenen Küppe eines Hügels sitzen, mit ihrem Kinde auf dem Arme und umgeben von Chinesinnen, die bei einem so anziehenden Schauspiele ganz außer sich vor Bewunderung schienen. Das Entzücken, mit welchem Frauen aus dem Westen in andern Ländern ebensowohl wie in China betrachtet werden, geht deutlich hervor aus dem, was Morrison vor einigen Jahren auf seiner Reise nach Japan erfuhr, als die Reisenden zu Liu-tschiu anhielten. Die Liu-tschiuaner haben eine ungewöhnliche Vorliebe, etwas Auffallendes zu sehen, weßhalb Alles, was ein Fremder mit sich führt, die sorgfältigste Untersuchung bestehen muß; aber nichts nahm ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, als eine fremde Dame, Mrs. King mit Namen; ihr Erscheinen bezauberte Alle, besonders aber die Frauen, die, alle Schranken verachtend, welche die Männer ihrer Neugier setzen wollten, sich mit einer Lebhaftigkeit herzudrängten, welche den Reisenden viele Unterhaltung gewährte. Sollte Brittanniens Arm das Joch der Tyrannei in China zerbrechen, was sicher geschehen wird, wenn nicht die Männer, denen die jetzige Unternehmung anvertraut ist, durch schöne Versprechungen und diplomatische Schlauheit hinter's Licht geführt werden sollten, so wird jenes Land den Bemühungen von Damen, die sich für die Ausbreitung des Evangeliums verwendete, den größten Wirkungskreis bieten. Frauen unseres Landes, die gerne sich dieser Mühe unterziehen möchten und dennoch vor der Schwierigkeit der chinesischen Sprache zurückschrecken, bedenken wenig, welche herrliche Aussicht sich allenthalben ihnen darbieten wird, wenn sie diese Schwierigkeiten überstiegen haben werden, eine Aussicht, die ihrem Geiste Vergnügen bereiten, ihren Verstand bereichern und ihnen Gelegenheit bieten wird, den größten Nutzen zu stiften.

Keine Worte sind im Stande, die Wirkungen zu schildern, welche nach meiner Ansicht, die brittische Frömmigkeit, verbunden mit der Kenntniß der chinesischen Sprache in jenem Lande hervorbringen wird, zumal wenn diese beiden Eigenschaften in dem weiblichen Charakter vereinigt und verschmolzen wären.

Der Kapitain eines zur Hong-kong-Flotte gehörigen Schiffes hatte die Güte, mir eine Ueberfahrt in seinem Boote nach einer reizenden Bucht in jener Insel anzubieten. Da ich dachte, daß ich an einem von allen Lehranstalten so sehr entlegenen Orte gewiß nicht mehr wie Einen, der lesen konnte, antreffen würde, steckte ich nur ein Exemplar des neuen Testamentes in meinen Beutel.*) Bald nach unserer Landung traf ich einen Mann von sehr verständigem Aeußern, dem ich nach einigen oberflächlichen Fragen über die uns umgebenden Gegenstände der Natur, die literarischen Schätze meines Beutels zeigte. Sein Auge strahlte, als er sie erblickte und er durchblätterte die Bücher mit der gierigen Hast eines Menschen, der einen Schatz gefunden, und überzeugte mich, daß ich gerade die rechte Person, der ich meine Bücher anzuvertrauen wünschte, angetroffen habe. Ich sagte ihm daher, ich wolle sie ihm zum Geschenk machen, wenn er mir verspreche, daß er sie aufmerksam lesen wolle, eine Erklärung, die ich ihm zwei- oder dreimal wiederholen mußte, weil er sich nicht überzeugen konnte, daß es damit mein völliger Ernst wäre. Sobald er aber sicher war, daß ich sie ihm geschenkt hatte, lief er in das Dorf, das am Fuße eines schönen Berges in einem Haine von Bäumen lag, während ich längs der Umschließung dieses Haines lustwandelte, um die eine oder die andere Naturmerkwürdigkeit zu suchen. Als ich endlich in das Dickicht hineindrang und einem halbangelegten Pfade folgte, befand ich mich einer Gruppe von Gebäuden gegenüber. Zufällig war eines derselben die Wohnung meines neuen Bekannten, der in wenigen Sekunden mit mehren in Papier eingewickelten süßen Kuchen in der Hand auf mich zulief und mir dieselben als die beste Erkenntlichkeit für meine Bücher anbot. Diese übersüße Speise war von Macao

*) Ein einziges Exemplar des in's Chinesische übertragenen „Neuen Testaments" besteht, wie schon früher angegeben, aus vier schwerfälligen Bänden.

herbeigebracht worden und wurde an diesem entlegenen Orte als eine große Seltenheit geschätzt, ein Umstand, den er, um den Werth seines Anerbietens zu erhöhen, nicht zu erwähnen vergaß. Er lud mich ein, in sein Haus zu kommen und setzte mir eine Tasse Thee als Getränk zu den Kuchen vor; jene schlürfte ich mit dem größtmöglichsten Anstand, denn der Thee war schal und wässerig; letztere theilte ich mit einer Schaar von Kindern, welche herbeigelaufen waren, um den Fremden zu sehen, zum großen Aerger meines Wirthes, der mit manchem Stirnerunzeln mich aufforderte, sie doch allein zu essen. Seine deutlichen Zeichen des Mißvergnügens und der Beifall der anwesenden Mütter, die entzückt waren, daß ein Fremder an ihren Kindern solchen Antheil nahm, standen in merkwürdigem Gegensatz zu einander.

Das Zimmer, in welchem wir versammelt waren, war geräumig, und schien, nach der Vollendung der Decke zu urtheilen, für Bewohner erbaut zu sein, die reicher waren, als die jetzigen. Auf das Innere des Daches wird, wie schon in unserm Kapitel über „Baukunst" bemerkt ist, große Sorgfalt verwendet, und es kann dasselbe als ein Maßstab für die auf das ganze Gebäude verwandten Kosten und Sorgfalt angesehen werden. Die Ausstattung der Räume war nämlich karg und bestand bloß aus einigen Stühlen und einer schlecht geformten Bank. Ich setzte mich auf einen Stuhl nieder, der kaum eine andere Benennung als die eines Tragebockes verdiente, während zwei oder drei Greise mit einigen auf der Bank liegenden Büchern beschäftigt waren, welche Bank mir die Stelle eines gemeinschaftlichen Tisches für eine große Anzahl von Einwohnern und Dienern zu vertreten schien. Die Chinesen haben eine große Vorliebe für Compagnieschaften, selbst wo die Ausdehnung der Geschäfte eine beschränkte sein mag; sie vereinigen dadurch ihre kleinen Kapitalien und vermehren die Zahl derer, die mit einem Meisterauge die systemgemäße Arbeit bewachen. Der Greis und sein klügerer Gefährte waren vielleicht gleichmäßig bei einem Geschäft betheiligt, das Ackerbau-, Kaufmannszwecke und Fischerei in sich vereinigte. Sie behaupteten, wie sie mir vorkamen, wegen ihrer geistigen Ueberlegenheit eine Art Autorität über ihre Nachbarn. Im ganzen war ich mit der Art und Weise, in welcher ich meine Bücher abgesetzt hatte, sehr zufrieden, und fühlte mich zu der Hoffnung ermuntert,

daß sie unter der Erinnerung an einen Fremden gelesen werden würden, der den herzlichen und uneigennützigen Wunsch, ihre Gewogenheit zu erlangen, bewiesen hatte.

Nachdem ich von ihnen Abschied genommen hatte, wanderte ich gedankenvoll und einsam ein liebliches Thal entlang, das mich endlich in einen Winkel führte, in welchem zwei Thäler zusammenstießen. Hier erregte mein Erscheinen einige Verwunderung, welche ich entfernte, indem ich den Leuten meine mit unterwegs gepflückten Pflanzen gefüllte Schachtel zeigte, und zugleich mich nach deren Namen und Eigenschaften erkundigte. Die Form der Schachtel und die sorgfältig darin aufgeschichteten Pflanzen erweckten ihre Aufmerksamkeit, und beschwichtigten den Verdacht, welcher wegen des Zweckes meiner Reise nach einem so weit außer dem Wege gewöhnlicher Besucher entlegenen Orte in ihnen entstanden war. Während ich beschäftigt war, den Inhalt meiner Schachtel auszukramen, kam ein vierschrötiger Kerl auf mich zu, und forderte mich mit frechem und keckem Tone auf, einen Trank, den er in einem Gefäße hatte, zu kosten, was ich aber ausschlug, indem ich ihm in ähnlichem Tone wie dem seiner Anrede bemerkte, daß er sauer sei; dann griff er nach meinen Kleidern, ihr Gewebe zu untersuchen; auch dies verbat ich mir, weil er, wie ich ihm sagte, schmutzige Hände habe. Diese Zurechtweisungen hatten den gewünschten Erfolg und der Mann begnügte sich, gleich den Uebrigen, seine Bemerkungen in ehrerbietiger Entfernung zu äußern, während die Andern alle meine Worte wiederholten und über den Eindruck, den sie auf Jenen gemacht hatten, lachten. In ihrer Einsamkeit hatten sie den Schall der Kanonen vernommen, wie er, des Tages vor meinem Besuche, an den Bergen zurückgehallt war, und jetzt wünschen sie die Veranlassung davon zu erfahren. Ich benachrichtigte sie, der angesehenste der Kapitaine habe an jenem Tage geheirathet und die übrigen Befehlshaber der Flotte hätten, in der Absicht, ihm ihre Achtung zu bezeigen, sich dieses Mittels bedient, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen; zuletzt fragte ich sie, ob das nicht recht sei; diese Frage beantworteten sie bejahend durch einstimmigen Beifall, den die Frauen, welche hinter ihren männlichen Nachbarn standen, mit außerordentlicher Heiterkeit wiederholten, als wenn sie sich freuten, zu finden, daß die Fremden wüßten, wie man ihrem Geschlechte die ge-

bührende Achtung erwiese. In diesem Dorfe war die wissenschaftliche Bildung sehr gering, wie ich dies erfuhr, als ich einige aufforderte, die gewöhnlichen Schriftzeichen, in welchen die Namen einiger häufig vorkommenden Pflanzen geschrieben waren, zu lesen. Dennoch findet oft ein Reisender da, wo er es am wenigsten erwarten sollte, Bekanntschaft mit Büchern; es ist dies aber dem Umstande zuzuschreiben, daß manche, die ihren Rang verloren und die Welt gefühllos gefunden haben, sich nach einem abgelegenen Orte begeben, wo sie Schulmeister werden oder auf irgend eine andere leichtere Weise sich vor den rohen und ungebildeten Bewohnern auszeichnen. Aus diesem Grunde würde ich mich, wenn ich nach China zurückkehren sollte, jedesmal, so oft ich einen entlegenern und weniger versprechenden Ort zu besuchen beabsichtigte, mich zum wenigsten mit einer Anzahl Exemplare des Neuen Testamentes versehen.

Während meines letzten Besuches in Hong-kong machte ich einen kleinen Ausflug um die verschiedenen Wasserfälle zu sehen, denen die Insel ihren Namen zu verdanken scheint. Die Reise wurde in einem kleinen chinesischen, sehr gut mit allen Bequemlichkeiten für drei oder vier Reisende versehenen Schiffchen gemacht. Die Kajüte befand sich wie gewöhnlich in der Mitte des Schiffes und war zum Theil unter, zum Theil über das Verdeck mit einem gewölbten Dache von geflochtenem Bambus gebaut. Sie war nicht hoch genug, um aufrecht darin stehen zu können, gewährte aber einen angenehmen Schutz gegen Sonnenschein und Regenschauern, besonders da kein Farbengeruch die Nase und keine Schmucklosigkeit das Auge beleidigte. Doch da ich, als wir die Küste umfuhren, mich sehnte, die Insel zu überblicken, blieb ich auf dem Decke bis das Erscheinen einer Kriegsjunke, deren Flagge in den Strahlen der Sonne schimmerte, meinen Kapitain bewog, mich mit gebieterischer Stimme hinabzusenden, wodurch er bewies, daß er wohl wußte, wie gefährlich es sei, einen Fan-kuei über die gewöhnlichen Gränzen seiner Fahrt hinauszuführen. Die Mandarinen an Bord jenes Schiffes würden sich gefreut haben, einen ihrer Landsleute auf diesem Wege zu ertappen, das ihnen Gelegenheit geboten hätte, einige Dollars von ihm zu erpressen. Von solchen Ueberschreitungen, seien es nun in der That wirkliche oder nur angedichtete, müssen diese Beamten leben; Gerechtigkeit

und Gesetz gelten ihnen als gleichbedeutende Ausdrücke für Geld.

Nachdem wir zwei bis drei schwüle Stunden auf der See überstanden hatten, kamen wir ins Angesicht des ersten Wasserfalles, den ich etwa sechzig Fuß hoch schätze. Das Wasser eines beträchtlichen Stromes fällt eine Reihe von Platten, in eine Böschung, oder wie die Sandwich-Insulaner es nennen, in ein Pare hinab. Da dieser Wassersturz sich am Ende eines Thales befindet, so sieht man ihn von der Küste aus in einer Ecke, von wo aus er einen seltsamen aber hübschen Anblick bietet. Die den Wasserfall einschließenden Felsen sind von Trapp und haben ein basaltartiges Aeußere, insofern die äußere Oberfläche mit einer Art Kruste überzogen ist, die in tessellae von polygonischer Form gebrochen ist, oder, um einfacher zu sprechen, die Oberfläche gleicht einer rauhen Mosaikarbeit. Die Farbe dieser tessellae ist von einem eigenthümlichen hellen Aschgrau, das dem Auge, als abweichend von der gewöhnlichen Form mineralischer Körper, auffällt. Nachdem ich die Spitze des Wasserfalles erklommen, fand ich einen Strom, der auf beiden Seiten hübsch mit den verschiedensten Pflanzen eingefaßt war, was mich um so mehr freute, als in den meisten Theilen des südlichen China das Auge beständig unfruchtbare und öde Gegenden antrifft. Einen schönen Gegensatz zu diesen lieblichen Erscheinungen des Pflanzenreichs bildete das wilde, tief ausgewühlte Bett, in welchem der Strom floß. Ich traf auf eine Reihe von Wasserfällen, die, je weiter ich kam, an Höhe und Breite abnahmen. Auf meiner einsamen Wanderung, — denn keiner der mich begleitenden Eingeborenen wagte es, mir zu folgen, traf ich einen Chinesen, den ich fragte, von woher der Strom komme, worauf er mir zur Antwort gab, von Liong tiong, d. i. von den beiden Hügeln. Nachdem ich einige englische Meilen einen steilen und rauhen Bergrücken hinan gestiegen war, überzeugte ich mich von der Richtigkeit dieser Aussage, denn der Strom verzweigte sich in zwei Arme, d. i. von zwei steilen Hügeln oder besser, von zwei scharfen Bergspitzen, die Zeichen vulkanischen Ursprungs an sich trugen, herniederströmten. Ich empfand große Lust, zu einem derselben mir eine beschwerliche und mühsame Bahn zu brechen; allein meine Kräfte fingen an, mich zu verlassen, die Sonne brannte mir furchtbar auf dem Scheitel und meine Zeit zur Rückkehr

nach der Küste war längst verstrichen. Ich hielt es für räthlich, wenn auch gegen meinen Willen, zurückzukehren. Mein Erscheinen verbreitete nicht geringen Schrecken unter einer Gruppe von Frauen, die von der andern Seite einer zwischen uns liegenden Schlucht den Abhang hinunter stiegen, und ihre Furcht dadurch an Tag legten, daß sie laut einige in einem fernen Thale wandernde Männer zur Hülfe anriefen. Diese kamen der Aufforderung ungern entgegen; endlich setzten sie aber über die Schlucht und stellten sich zur Seite des Pfades, den ich, um zurückzukehren, verfolgen mußte. Wie ich mich näherte, dachte ich über den Empfang nach, den ich von ihren Händen zu erwarten hatte, besonders da sie mit Ackergeräthen bewaffnet waren, ich aber nur meinen Stock zur Begleitung hatte. Umzukehren oder durch Laufen mich zu retten, sind Gedanken, die mir unter solchen Umständen selten in den Sinn kommen, und deßhalb ging ich mit schnellern und festem Schritte auf sie zu. Ihre Mienen waren weder drohend, noch eben höflich, sondern von sehr zweifelhaftem Ausdruck. Als ich sie erreichte, blieben sie auf ihrer Stelle und behaupteten ein hartnäckiges Stillschweigen, obgleich ich verschiedene Fragen an sie richtete, und mir es angelegen sein ließ, ihr Wohlwollen zu gewinnen; ihren Gefährtinnen war es, wie ich vermuthe, gelungen, ihnen Furcht vor mir einzuflößen, obgleich sie, da ich allein und unbewaffnet war, keinen Grund haben konnten, mich mit gewaffneter Hand anzugreifen. Meiner Erfahrung nach sind Waffen für einen Reisenden, der zu seiner Belehrung umherzuschweifen liebt, eine gefährliche Sache; sie ziehen ihm Feindschaft zu, wo er sonst keine angetroffen hätte, verhindern die guten Wirkungen, welche muthige Unerschrockenheit uns einfloßt und zerstören gänzlich den wohlthätigen Eindruck, den eine edelmüthige That auf den Geist der Fremden auszuüben pflegt.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Chinesische Wurzelwörter mit ihren Ableitungen.

Dieses Kapitel enthält einige Beispiele von der Art und Weise, in welcher Wurzelwörter mit einander verbunden und zu Ableitungen gemacht werden. Ich bezwecke dadurch nachzuweisen, daß die Grundsätze, nach denen man bei dieser Zusammensetzung verfährt, an und für sich verständlich und verwandt, wenn nicht gar identisch sind, mit jenen, welche in der Zusammensetzung anderer Sprachen zur Anwendung kommen.

In einigen Sprachen werden zwei Wörter mit einander zu einem dritten verbunden, das, seiner Bedeutung nach, vom Begriffe beider Wörter entlehnt. Zum Beispiel Baum und Rinde werden im deutschen mit einander verbunden und bilden das Wort Baumrinde, d. i. Rinde eines Baumes. Ebenso werden im Englischen oak und apple mit einander vereinigt und bilden oak-apple, womit ein schwammartiger Auswuchs, der sich an jenem Baume zeigt, bezeichnet wird. In manchen Fällen wird das zusammengesetzte als ein einfaches Wort angesehen, und noch ein anderes hinzugefügt; so besteht das deutsche Freundschaft aus Freund und schaft, und wird als ein einfaches Wort angesehen; und Gemüth wird nun noch vorgesetzt, so haben wir Gemüthsfreundschaft, die ein Zustand der Freundschaft, der sich auf eine gleiche Stimmung der Gemüther begründet. Das Verfahren, welches man bei der Bildung dieser Ableitungen befolgt hat, ist so einfach, daß jeder Versuch einer Erklärung überflüssig sein und einen großen Wortschwall verursachen würde, der zur größeren Aufklärung nichts beitrüge. Ein in unserer Natur liegendes Gesetz, eine Art uns vom Schöpfer eingepflanzten Instinktes bewegt uns dazu, zwei oder drei Wörter mit einander zu verschmelzen und das aus ihnen entstehende Wort als ein Ganzes zu behandeln. Derselbe Instinkt brachte die Chinesen zur Bildung ihrer zusammengesetzten Wörter, wenn sie auch in der Wahl der sie zusammensetzenden Elemente von den Nationen des Westens abweichen. Dies ist jedoch keineswegs auffallend, indem eine kurze Untersuchung zeigen wird, daß alle Sprachen in Bezug auf die

Elemente zu ihren Zusammensetzungen verschieden sind; so stimmen z. B. die englische und die deutsche Sprache, die in mancher Rücksicht als Schwestern, welche einer gemeinsamen Mutter abstammen, betrachtet werden können, nicht immer überein; Baumrinde und Gemüthsfreundschaft klingen einem deutschen Ohre angenehm, während tree-bark und mind-friendship dem englischen Ohre durchaus nicht behagen können.

Im Allgemeinen läßt sich in Bezug auf die deutsche und die englische Sprache die Behauptung aufstellen, daß zwei beliebige Worte mit einander verbunden werden können, wenn nicht Sinn und Wohlklang dabei außer Acht gelassen werden; aber es gibt verschiedene Sylben, die das Amt eines Dieners versehen und die man daher beständig in anderer Gesellschaft antrifft, wie schaft, heit im Deutschen, und ship, ness im Englischen. Dasselbe kehrt im Chinesischen wieder; jede zwei beliebige Wörter können mit einander verbunden werden, wenn die Bedeutung des aus einer solchen Verbindung entstehenden Worts mit der Natur der Sachen vereinbar ist. Im Gebrauche werden jedoch einige wenige Wurzelwörter als Diener der übrigen angesehen, die zu den andern in einem untergeordneten Verhältniß stehen. Mit diesen können alle andern Wörter ohne Unterschied verschmolzen werden, weßhalb sie auch beständig in Anspruch genommen werden. Einige dieser Hülfswörter sind Mann, Hand, Weib, Wasser, Feuer, Fuß, Erde, Mund u. a. m. Diese haben in der Sprache angemessene Schriftzeichen, die meist links von dem Stammworte, bisweilen auch unter dasselbe geschrieben werden; andere, wie z. B. Hiin, gähnen, oder den Mund beim Athmen öffnen werden zur rechten Hand gesetzt; alles dieses hat auf den Sinn keinen Einfluß. Schönheit und Symmetrie im Aeußeren eines zusammengesetzten Wortes sind vorzüglich berücksichtigt. Ich habe die Schriftzeichen dieser Wurzelwörter nicht mitgetheilt, um den Leser im Allgemeinen nicht durch eine Menge seltsamer Symbole zu verwirren, und weil ich wußte, daß Jeder, der sich mit der Sprache vertrauter zu machen wünscht, Morrison's Wörterbuch zu Hülfe ziehen wird, worin diese Wurzelwörter mit Leichtigkeit zu finden sind.

In nachfolgenden Paragraphen habe ich die möglichste Einfachheit zu erreichen gesucht; vielleicht ist mir dies Streben

nicht gelungen, weil in der Darlegung eigenthümlicher Ansichten ein Schriftsteller nicht immer die glücklichsten Ausdrücke wählt, und nicht immer auf die Schwierigkeiten Rücksicht nimmt, die sich dem Leser, der eine richtige Erklärung wünscht, entgegensetzen. Es ist dies kein langes Kapitel und kann daher füglich zwei- oder dreimal überlesen werden, was zu einem bessern Verständnisse des Autors dienen wird. Die Beispiele sind eben nicht die anziehendsten, die man hätte wählen können; nichtsdestoweniger werden sie aber dazu dienen, die etymologischen Verhältnisse der Sprache zu verdeutlichen.

羊 1. Yang, ein Schaf. Mit dem Begriffe eines Schafes, als eines Hausthieres verbinden wir außer den Eigenschaften, die es in wildem Zustande besitzt, die Begriffe des Führens und Weidens. Auf diesen Umstand wird in der Bibel hingewiesen, wo es heißt: „Er führt mich längs den stillen Wassern", Psalm XXIII., und von einem Schäfer redend: „Er soll seine Heerde weiden wie ein Schäfer". Mit Haus verbunden bedeutet es daher eine Schule, wo der Lehrer seine Schüler weiden läßt auf dem Gebiete der Wissenschaft und sie führet durch Zucht. Mit Rede, *Λόγος*, nach einer Untersuchung entscheiden; „du sollst sie weiden mit einem eisernen Scepter", wie es in der griechischen Uebersetzung des Psalm II., Vers 9, heißt: „Du sollst schlichten den Streit der Nationen mit dem eisernen Scepter der Macht." Es kann auch Bezug haben auf die Weise, in welcher der Schäfer seine Schafe erkennt und unterscheidet; „Ich kenne meine Schafe." Mit Fuß oder Feder bedeutet es die Flucht der Furcht; mit Gehen, gleich einem verlorenen Schafe umherschweifen; mit Stärke oder Kraft, so viel wie rathen, durch Ansehen leiten, unterweisen u. s. w.; mit Herz hegen, im Innern tragen wie etwa einen Gegenstand des Kummers, des Schmerzes; mit Wasser bedeutet es die See, welche die Wolken ernährt und mit Hülfe der Wolken alle Flüsse und Quellen der Erde speis't; mit Feuer, das Feuer nähren durch Hinzulegen von Brennstoff; mit Krankheit, eine räudige Art von Hautkrankheit, gleich der Räude der Schafe; mit unaufhörlich, einen beständigen Zufluß von Wasser oder dergl., ein treffliches Beiwort für eine beständige Quelle; mit Holz bedeutet es einen Führer, ein

Muster, ein Vorbild; mit Mann ein Vorbild nachahmen, heucheln. Einige dieser Ableitungen entstehen wieder aus andern Ableitungen, wie wir dies bei den zusammengesetzten Wörtern im Deutschen gesehen haben.

2. Hwa, Wechsel. Mit Pflanze bedeutet es eine Blume, die kein unangemessenes Sinnbild der Veränderung ist, wie man sagt: „ihre Blüthe welkt dahin"; „die welkende Blume". In philosophischer wie auch in praktischer Beziehung ist eine Blume eine sehr gute Versinnlichung des Wechsels, weil alle ihre Einzeltheile von der äußern Umhüllung des Kelches bis zu den Gehäusen und Fächern der Frucht nichts als Blätter in einem Zustande der Verwandlung sind. Ob dies nun den Chinesen oder Jenen, von denen sie die Elemente ihrer Wissenschaft und Literatur überkamen, bekannt war, vermag ich nicht zu sagen. Mit Auge bedeutet es eine rollende, unstäte Bewegung jenes Organs; mit Hand heißt es die Lage oder Stellung einer Sache verändern; mit Leder ein Paar Stiefel, die zum Zwecke einer beständigen Veränderung getragen werden; mit Werth bezeichnet es eine Sache, die gegen etwas anderes ausgetauscht werden kann, eine Waare, indem der Handel früher nichts anderes als ein Tausch, eine Auswechselung war; mit Fisch verbunden, werden darunter jene Fische verstanden, deren Farben, wenn sie sterben, sich verändern; außer der Gattung Coryphene, den Delphin der Seeleute verlieren viele der Balistes oder Baracota während des Sterbens die Farbe. Bei meiner Rückkehr nach England war Jemand so gütig, mir eine hübsche kleine Balistes zu schenken; ich beeilte mich, sie in starken Weingeist zu setzen, bevor sie ihre Schönheit verlieren möchte; allein wie schmerzlich war meine Täuschung, als ich sah, daß die Ursache, welche das Leben erstickt hatte, auch die Schönheit vernichtete.

3. Ho, das Symbol für eine Verbindung oder für das Zeitwort verbunden, ist einer ähnlichen Schönheit und Schärfe in seiner durch die verschiedenen Ableitungen fortschreitenden Entwickelung fähig. Mit Mund bezeichnet es das beständig abwechselnde Vereinigen oder Schließen des Mundes und der Kiemen, wenn der Fisch das Wasser, welches in die

branchiae oder Kiefern bringt, beim Athmen einläßt oder ausstößt. Das Wasser theilt bei seinem Durchgange die in ihm enthaltene Luft dem Blute mit, welches es in diesen sonderbaren Organen antrifft. Mit Gefäß bedeutet es ein Kästchen, entweder wegen des Zusammenschlagens der Theile oder wegen der Angeln, um welche sich der Deckel dreht; mit Bambus oder Pflanze, deren Wachsthum durch Ansetzen neuer Theile geschieht, heißt es Entgegnung, Erwiederung, Antwort; mit Erde heißt es eine Pagode, die, wie Jedermann weiß, durch Abtheilungen, Anbauten und Stockwerke charakterisirt ist; mit Hand ist es das Zeichen der Handlung, drückt das Bauen, Zusammenstellen, Anfügen u. s. w., kurz die Thätigkeit des Verbindens aus.

五 4. Das Schriftzeichen Wu (fünf) bezieht sich auf die Hand oder richtiger auf die Finger, weil diese in fünf verschiedenen Richtungen auseinandergehen. Es ergibt sich daraus der Begriff der Divergenz oder von Linien, die strahlenförmig von einem Mittelpunkte ausgehen. Mit Auge bezeichnet das Schriftzeichen das Strahlen dieses Auges, wenn Freunde einander begegnen und begrüßen; mit Holz oder Baum verbunden deutet es auf die Dryandria cordifolia hin, die sich durch ihre großen Blätter und ihre gleich den Fingern der Hand auseinandergehende, lappenförmige Blätter kenntlich macht. Die Frucht gibt ein eigenthümliches Oel und das Holz wird bei der Verfertigung von Musik-Instrumenten benutzt. Mit einer Maus oder einem andern zum Mausegeschlecht gehörigen Thiere in Verbindung gebracht, wird eine Fledermaus darunter verstanden; die Verlängerung und das Abstehen der Gelenke der Vorderfüße, die der darübergespannten Netzhaut, welche den Flügel bildet, zum Rahmen dient, rechtfertigen die Angemessenheit dieses Ausdruckes vollkommen. Bei den meisten Ableitungen kommt auch das Hülfswort Mund vor.

侖 5. Lön, als Wurzelwort scheint sich auf concentrische Kreise zu beziehen, gleich jenen Bahnen, in welchen sich die himmlischen Körper bewegen. Ihre elliptische Natur war blos zu Kepler's Entdeckung ein Geheimniß, weshalb es denn auch der Leser den chinesischen Astronomen vergeben wird, wenn diese wichtige Thatsache ihnen unbekannt

ist. Aus der Betrachtung dieser himmlischen Kreise empfingen sie einen Begriff von Ordnung, Analogie, Regelmäßigkeit, beständiger Verbindung in der Gemeinsamkeit der Mittelpunkte. Verbunden mit Mann bezeichnet es sehr sinnreich den Begriff gegenseitiger Verwandtschaft in der Verschiedenheit des Ranges und der Stellung des Menschengeschlechts, besonders da die älterliche Stellung und mithin auch die aus diesem Verhältniß entspringenden wechselseitigen Pflichten als der Mittelpunkt alles Uebrigen angesehen werden. Der h. Jacob hat den Lauf der Natur ein Rad, τροχὸς γένεσεως, genannt und die Bedeutung dieses Ausdruckes wird uns klar, wenn wir den Begriff concentrischer Kreise festhalten und uns vorstellen, daß die verschiedenen Verrichtungen des organischen Systemes des Menschen eben so in gegenseitiger Beziehung der Organe unter sich stattfinden, wie auch viele Himmelskörper um ein gemeinsames Centrum sich bewegen. Mit Hand oder Handlung, oder mit schreiten und vorwärts kommen, bezieht es sich auf die vornehmsten Beamten, welche die Angelegenheiten des Staates leiten, wo alle in ihren verschiedenen Bahnen sich um den gemeinsamen Mittelpunkt der in dem obersten Machthaber vereinigten Gewalt bewegen, und in denselben handeln. Mit Wasser verbunden, ruft es unmittelbar den Gedanken an die schönen Kreise hervor, welche entstehen, wenn man einen Stein in eine ruhige Wasserfläche wirft und die zu einander in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung stehen; der äußerste Kreis verdankt immer dem, dem Mittelpunkte näher liegenden sein Entstehen. Mit Korn bedeutet es eine Garbe, bei welcher die Halme in concentrischen Ringen geordnet sind: mit dem Worte Seide oder Verbindung bezeichnet es Einrichtung, Anordnung u. s. w., und ohne Zweifel steht es auch mit dem Begriffe des Abwickelns und Spinnens der Seide von den Cocons in Verbindung. Mit Rede oder Vernunft bezeichnet es so viel wie sich besprechen oder gewisse Thatsachen auf eine Grundursache oder ein gemeinsames Merkmal zurückführen, welche Grundursache sich zu den Thatsachen wie der Mittelpunkt zu den einzelnen Kreisen verhält. Wenn wir in der Naturgeschichte oder der Botanik die Art als das Centrum ansehen, müssen wir die einzelnen Gattungen als eben so viele concentrische Kreise betrachten.

6. Die Wurzel Kung bezeichnet, wie Morrison richtig angibt, so viel wie Haupt, Oberstes. Mit Baum bezieht dieses Wort sich auf den Tannenbaum (Sung), der, während andere Bäume hie und da verstreut sind, allenthalben wächst; er ist der erste, der sich auf den kahlen und öden Abhängen des Gebirges erhebt; und da er das Gras von Kälte und Hitze beschirmt, so ist er auch das Sinnbild eines edelmüthigen, alles durchziehenden Geistes. Mit Hügel bezieht es sich auf alle Berge, die wegen ihrer Höhe von allen gesehen werden können. Mit Kraut versinnlicht es eine das ganze Jahr hindurch blühende Pflanze; in Verbindung mit Menschenhaaren bezeichnet es lose, gleich unbearbeiteter Wolle oder ungekämmtem Haar. Wenn das Haar eines Chinesen nicht geordnet ist, so ruft es immer den Gedanken in ihm hervor, daß sein Geist und sein Körper öde, ohne Eigenthümer, gleich einem Gemeingute, daliegen. Wenn ein Fremder einen Ort besucht, in welchem Chinesen wohnen, so braucht er sich nicht wegen ihres Eigenthumes zu erkundigen; denn der Zustand ihres Hauptthaares ist im Durchschnitt ein zuverlässiger Führer zu einer richtigen Folgerung. Mit Rede oder Mund bezieht es sich auf öffentliche Besprechungen, Streitsachen, Rechtsfälle u. s. w.; mit Kopf drückt es die Miene oder das Aussehen, das Alle wahrnehmen und worin Alle lesen können, aus; es ist der öffentliche Theil der menschlichen Gestalt; auch bezeichnet es etwas verkünden, Jemandes Lob auspofaunen, weshalb die Benennung denn auch auf ein musikalisches Instrument, das zur Begleitung einer Ode dient, Anwendung findet.

7. Das sehr häufig vorkommende Schriftzeichen Derr oder J scheint mit denjenigen Grundelementen der Vegetation in Verbindung gestanden zu haben, die auf einem feuchten lemigen Boden, einem mit Wasser beträuften Felsen, verwitterndem Holze und an schattigen Orten, wo der Boden durch beständiges Abfließen von Wasser verfeinert und fruchtbar gemacht worden ist, emporsproßt, nämlich mit dem Byssus, der die Steine am Boden eines Sumpfes überwächst oder an den Mauern eines Gewölbes oder der Rinde eines Baumes gedeiht; mit der Marchantia, welche mit einem so hübschen grünen Teppich die reichlich genäßten Ufer eines Stro-

mes oder die feuchten Dickichte eines Berges u. s. w. bewächst; mit den Pezizia, Auricularia, Sphoeria, Tremella u. s. w., welche die verwitternden Ueberreste von abgestorbenem Holze überziehen und verschönern; mit dem Mucor, Mehlthau, der viele in feuchtem Zustande befindliche Stoffe mit einer Kruste umhüllt. Manche Pflanzen werden mehr oder weniger von einem dünnen Flaum oder einem Auswuchs dieser Art überzogen. Sie sind, besonders in der ersten Zeit, alle weich und feucht. Sie nehmen die unterste Stufe der Vegetation ein, wir mögen sie nun betrachten, insofern sie zuerst aufkeimen und den Boden für andere Gewächse vorbereiten, oder in so fern sie von allen Pflanzen ihrer Structur nach die einfachsten sind. In der höhern Ordnung der Pflanzen wird der Same in besonderen Theilen entwickelt, ist in einem Gehäuse eingeschlossen und bevor er sich gebildet hat, mit Blüthen geziert; bei diesen kryptogamischen Pflanzen setzt er sich an der Oberfläche an, bildet eine Art Ueberzug oder erlangt höchstens in einer Kapsel eine bescheidene Wohnung. Wenn wir daher einen gewissen kleinen Theil der Natur betrachten, finden wir drei Begriffe mit einander verschmolzen, den Zustand der Grundentwickelung, der Weichheit und der Feuchtigkeit. Mit Wasser (Twan) bezeichnet es nothwendig eine Quelle, umgekehrt nennen wir Beweggründe und Grundsätze die Quellen einer Handlung; mit errichten und aufrichten bedeutet es die ersten Grundsätze oder Grundursachen einer Verrichtung, die feststehenden Verhaltungsregeln. Ein Mann von Grundsätzen heißt bei uns ein aufrechtstehender Mann und die Chinesen haben dieselbe Weise zu denken und zu reden. Mit Edelstein (Seu) bedeutet es das ursprüngliche oder authentische Juwel, ein Siegel aus einem kostbaren Steine, das der Fürst eines Staates, der in einem Staatenbunde den obersten Rang einnimmt, den Häuptern der andern Staaten als eine Anerkennung ihrer Würde giebt; mit Mann verbunden versteht man darunter einen Gelehrten, Einen, der die Grundelemente der Wissenschaft eingesogen hat, Wirkungen auf ihre Ursachen zurückzuführen und einer Sache auf den Grund zu dringen vermag. Die Chinesen halten sehr viel auf diese Untersuchung der Grundursachen oder der Wurzeln wie sie sie nennen, weil sie dieselbe als nothwendige Eigenschaft eines weisen glücklichen Menschen erachten. Mit Hand heißt es nach

dem Ursprung einer Sache suchen, indem jenes Hülfswort in Zusammensetzungen überhaupt das Handeln ausdrückt. Mit Baum deutet es auf eine an Bäumen häufig sich zeigende Gattung der Peziza oder des Judasohrs hin.

兆 8. Tscheou, eine Landschildkröte, zählt etwa dreißig Ableitungen, die genau von einander unterschieden zu sein scheinen. Dieses Thier wird zu Wahrsagezwecken benutzt und hat wegen der Eintheilung oder Zerstückelung seiner Schale die Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade auf sich gelenkt. Die sonderbare und dennoch genaue Weise, in welcher die Theile dieser natürlichen Mosaikdecke einander angepaßt sind, so wie die Art und Weise ihrer Entwickelung und ihres Wachsthums, nämlich durch Lagen, die sich nach und nach rund um dieselben ansetzen, konnten leicht außer dem Begriff des Ausdehnens, der Erweiterung den des Listigen, Schlauen, Klugen u. s. w. in ihnen hervorrufen. Mit Messer bezeichnet es zerlegen, Theile einander anpassen; mit Feld deutet es auf die Eintheilung eines Landstückes durch Dämme, Terrassen, Gräber ꝛc., was aus der Entfernung gesehen, ein angenehmes, dem Rücken der Schildkröte ähnliches Bild darbietet, hin; mit Hand scheint es auswählen zu bedeuten, obgleich man es gewöhnlich an der Bedeutung von schleppen gebraucht; mit Höhle versteht man darunter die künstlichen Felsengrotten, welche die Chinesen so sehr lieben und welche dem Baue gleichen, in welchem die Landschildkröte den Winter verbringt; mit Seide oder Gewebe drückt es überhaupt etwas Gewebtes aus, indem die Fäden desselben kleine Zellen oder Abtheilungen bilden; mit Rede, Jemanden mit listigen Worten umgarnen. Die übrigen Ableitungen lassen sich sämmtlich auf den Begriff der List, der Schlauheit zurückführen.

兔 9. Tu, ein Hase oder das Geschlecht lepus, verbunden mit dem Begriff des Liegens, oder, ohne den obern Punct, niedrig. Es bezieht sich dies auf die bekannte Gewohnheit des Hasen, der bisweilen nicht eher seine Sasse verläßt, bis der Hund darauf tritt. Mit Mann bezeichnet es den Kopf niederhängen lassen, am Boden hingestreckt liegen, denn das Beiwort Mann scheint ein Hauptwort in ein Zeitwort zu verwandeln. Meiner

Ansicht nach ist ein Zeitwort gebildet aus einem Hauptwort und einer handelnden Thätigkeit, beide von einander abhängig. Diese Ansicht habe ich aus der lateinischen, griechischen, hebräischen und verwandten Sprachen genommen; wenn ich daher Mann oder eine Thätigkeit mit einander verbunden sehe, so betrachte ich die Zusammensetzung als eine Verbalform, wenn auch im Chinesischen diese Regel manchmal unberücksichtigt bleibt. Mit Weib oder Kind bezeichnet es gebären, in den Wochen sein: „Sie beugen sich, wenn sie gebären, werfen ihre Jungen, und stoßen aus ihre Klagen." Hiob XXXIX., 3. Mit Stärke oder Anstrengung bedeutet es jenen Kraftaufwand, welcher nöthig ist, wenn wir uns bei einer Arbeit nach vorne neigen, wie beim Rudern u. s. w. und der sich gut durch das lateinische incumbere wiedergeben ließe. Mit Sonne bedeutet es eine Art prachtvoller Mützen, welche von Kaisern, Fürsten ꝛc. getragen werden; mit Wasser scheint es die Erniedrigung anzugeben, welcher sich Diejenigen unterwerfen müssen, die wir auf uns warten lassen; sie beugen sich, um uns zu dienen. Die vornehmste Verrichtung einer chinesischen Dienerin besteht darin, daß sie ihrer Herrin Wasser zum Waschen der Hände bringen muß. Wenn die heilige Schrift von den Diensten redet, die Elischa seinem Herrn zu erweisen verbunden ist, so sagt sie: „Er schüttete Wasser auf Elijah's Hände;" und als der Erlöser ein letztes Zeichen seiner Erniedrigung geben wollte, „beugte er sich, um seinen Jüngern die Füße zu waschen." Mit Kraut bezeichnet es eine Pflanze, welche sich zur Erde neigt oder gleich der Flachsseide, die in China zwischen dem Grase verborgen ist, am Boden sich hinzieht.

文 10. Wan. Dies Wurzelwort bezeichnet den Strich des Holzes, die dendritischen Linien und Uebergänge der Schattirungen am Marmor und anderen Steinarten und wird daher, auf eine leicht erklärliche Weise auch auf die zierlichen Schriftzeichen der Chinesen angewandt. Mit Hand oder Handlung verknüpft, bedeutet es bürsten; mit Seide bedeutet es jenen Stoff in unbearbeitetem Zustande, wenn die unzähligen Fäden einander noch durchkreuzen; mit Insekt ist es der Name für eine Moskitoart, deren Beine weißgestreift sind; mit Sonne oder Himmel wird damit ein herbstlicher Himmel bezeichnet, der

mit Farben gestreift ist; mit Herz deutet es den Trieb, den Charakter oder die Richtung des Geistes an; mit Auge die Stimmung des Gemüthes, wie sie sich in diesem Organe bei vermehrter Aufregung zeigt.



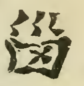
11. Tschuen. Dieses Wurzelwort trägt den Begriff eines Rades, einer Sphäre, oder eines Systems von Körpern in sich, die sich um einen Mittelpunkt drehen und von diesem Punkte beständig abhängig sind. Das Gesetz, auf welches es hinweis't, erhellt aus der Bildung eines Wassertropfens, in welchem alle Theilchen der Flüssigkeit sich um einen Punkt scharen, und in Folge dieses Strebens eine Einheit hervorrufen, die gleichfalls durch dieses Schriftzeichen bezeichnet wird. Mit Mann verbunden oder als Verbalform heißt es soviel wie kreisen, sich rund umher verbreiten, gleichwie die Kraft vom Mittelpunkte eines Systems aus sich über alle seine Theile erstreckt. Die Anziehungskraft der Sonne umfaßt alle in ihrem Bereiche liegenden Körper. Mit Weib oder Schönheit drückt es eine Harmonie oder Uebereinstimmung der Theile, die so schön und gleichmäßig wie die der Theile eines Wassertropfens aus; mit errichten, aufstellen, heißt es soviel wie klassifiziren, die verschiedenen Glieder einer Gruppe nach einem Systeme ordnen und auf ein Hauptkennzeichen, das allen gemeinsam, zurückführen; mit Fleisch bezieht es sich auf das gehackte und in Kugeln geformte Fleisch, das, mit einem mürben und süßen Teich umgeben, als Kuchen gebacken wird und eine sehr beliebte Speise in China ist. Mit Ziegel, Erde oder Stein drückt es die Vorbereitung der zum Mauern, Dächerbauen, Pflastern 2c. nöthigen Materialien aus, bei denen eine Bearbeitung nach einer gewissen Form erforderlich ist; mit Umschließung bezeichnet es zusammenbacken, zu einer Kugel vereinen, weil der Gegenstand alsdann von bestimmten Schranken eingeschlossen ist; mit Herz bezeichnet es die Stimmung des Gemüthes, die alle Gefühle auf einen einzigen Gegenstand hinlenkt. Wie schön ist die Philosophie, die sich gleich einem Faden durch alle diese Ableitungen hinzieht!

燕 12. Yen, eine Schwalbe. Die chinesische Schwalbe ist beinahe der unsrigen gleich; sie ist ein allerliebster kleiner Vogel. Dem Zoologen kann die ausnehmende Zartheit seiner Gestalt wie seines Gefieders nicht entgehen, eine Bemerkung, welche auf die ganze Familie ohne Ausnahme Anwendung findet. Wenn wir die Schwalbe näher untersuchen, so werden uns viele Ideen aufstoßen, die uns in den wenigen Ableitungen des Wortes entgegentreten. Darunter ist eine die weite Ausdehnung ihres Schnabels; darum bezeichnet das Wort, mit Mund verbunden, im Chinesischen soviel wie verschlingen. Die Feinheit ihrer Gestalt und ihres Gefieders, mit Weib verbunden, deutet treffend auf die weibliche Sanftmuth hin. Sie liebt den Sonnenschein, denn sie fliegt, wie bei uns, aus dem Süden China's wärmeren Gegenden zu, denn ich habe sie oft auf ihren Zügen angetroffen; mit Sonne bezeichnet dies Wort daher auch die sonnigen Sommertage, welche die Schwalben lieben.

尼 13. Ni scheint die Bezeichnung für einen Vasallen oder Diener, einen der seinem Meister anhängt, einen Sclaven, zu sein*). Mit Mann bezeichnet es einen Vasallen, obgleich es jetzt statt des Fürwortes ihr gebraucht wird. Dies erklärt auch den Umstand, weshalb in der höflichen Unterhaltung die Anwendung dieser Redeform für unpassend erachtet wird. Mit Erde bedeutet es in Hinweisung auf seine anklebende Natur Schlamm, mit Weib eine Sclavin; mit Herz scheint es die Gefühle der mit dem Zustande der Sclaverei verbundenen Schande und Erniedrigung auszudrücken, mit Wasser den zähen Zustand mancher Stoffe, wenn sie mit Wasser vermischt werden, anzugeben; mit Reiß oder Korn bezieht es sich auf den Nachwuchs, der von dem im vorigen Jahre gefallenen Samen emporsprießt. Dies ist höchst bemerkenswerth, indem es beweis't, daß der menschliche Geist, wie verschieden auch Zeit, Ort und Umstände sein mögen, in Gedanken und Sprache dieselbe Richtung einschlägt; denn der bei Jesaias XXXVII., 30 gebrauchte Ausdruck: „so aus sich selber wächst" bezeich-

*) Die Benennung wird gegenwärtig auf die Nonnen und die Anhänger des Buddha angewandt.

ner anhängen, ankleben u. s. w. eine derselben Bedeutungen, die auch der chinesischen Wurzel angehören. Mit Kleidung drückt es ein Trauergewand aus, wie es von jenen getragen wird, welche den Leichenbegängnissen folgen, welche Tracht meist von der ärmlichsten und nicht selten von der schmutzigsten Art ist.



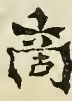
14. Naou, das Gehirn, Fleisch oder Mark. Mit Löffel bezeichnet es das Gehirn oder vielleicht in Zeiten, die erfahrener waren, die dura mater oder äußere Umschließung des Gehirns; denn die das Organ umschließende Höhlung ist den Begriffen der Chinesen gemäß genau die Form ihrer Löffel. Mit viscus verbunden, bezieht es sich auf das Gehirn selber; mit Herz, auf Etwas, was tief in demselben sitzt und eben, weil es so tief und im Mittelpunkte sitzt, nicht leicht ausgetrieben werden kann; in Verbindung mit Rede versteht man darunter Worte, die „Einem durch Mark und Bein gehen", in's Innere bringen; mit Edelstein gebraucht man es zur Bezeichnung einer Karneolgattung, welche eine ähnliche Farbe wie das Gehirn besitzt.



15. I deutet einen Flecken oder ein Zeichen an, sei es nun der Schönheit oder der Unterscheidung wegen. Mit Erde bezeichnet es Schmutz oder Kleckse, mit Holz oder Baum einen schwarzen, mit Flecken oder Aederchen durchzogenen Stoff; mit Auge einen Flecken auf jenem Organe, den Staar oder eine Verdunkelung an der Krystallinse, die sich wie ein weißer Fleck mitten im Auge zeigt; mit Stein oder Juwel einen hübschen schwarzen entweder gesprenkelten oder geäderten Edelstein; mit Federn einen großen Fächer oder Schirm, der aus Fasanenfedern — geäugten Federn — gemacht wird und zum Schutz gegen die Sonne dient; mit Trank wird es auf die medizinische Kunst angewandt, vielleicht in Anspielung auf die prunkende Weise, in welcher Arzneimittel feilgeboten werden; denn es wird in der chinesischen Pharmakopoe nicht minder Rücksicht auf das Auge des Patienten, als auf seine Gesundheit genommen, wie sich davon Jeder überzeugen kann, der nur einen Blick in einen Apothekerladen einer Vorstadt Canton's wirft; mit Schwarz bedeutet es natürlich einen schwarzen Fleck.



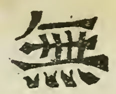
16. Ki wurde vielleicht auf einen Diener, διαχονος, θεραπων, angewandt, gleich wie es jetzt einen Bedienten, Wärter u. s. w. bezeichnet. Mit Mann oder als Verbalform heißt es Jemanden bedienen, das Amt eines Dieners verrichten. Mit Fortschritt bezeichnet es auf etwas warten, oder eine Sache abwarten; mit Herz deutet es auf den Zustand des Geistes hin, der der Sklave eines ihn erfüllenden Gedankens, einer Sorge wird. Mit Hand versteht man darunter schleppen, weil die Dienerschaft ihrem Herrn oder ihrer Herrin das Nöthige nachtragen muß; mit Kleidung eine Schärpe, ein Gürtel, der zum Anzuge gehört; mit Rede die Sprache einer geringen Person; mit Maus eine Hausmaus; mit Vogel bezeichnet es den Hausvogel, die Henne.



17. Teih, ein integrirender Theil des Wachsthums der Pflanzenwelt, der ganze Theil zwischen zweien Punkten des Stängels. Derselbe wird anfangs gebildet durch eine Verlängerung der petiole oder des Blattstieles und erweitert sich dann nach und nach durch Fibern, die er, so oft eine neue Entwickelung von Blättern stattfindet, aussendet. Da diese Räume einander entsprechen, so haben wir nicht den Begriff der Verbindung, der Eintheilung u. s. w., sondern den des Gleichkommens, Gewachsenseins u. dgl. Mit Erde bedeutet es Treppen oder Stiegen, die in ihrer Reihenfolge den Gefügen und Ansätzen eines Stengels gleich sind; mit Weib eine Frau, die mit ihrem Manne gleichen Rang einnimmt; mit Fuß bezicht es sich auf die Füße der vierfüßigen Thiere wegen der damit verbundenen Gelenke; mit Charakter oder Klasse bezeichnet es Jemanden, der einem Andern gewachsen oder seines Gleichen ist, sei es nun als Freund oder als Feind; gewöhnlicher wird es in letzterm Sinne gebraucht. Mit Hand bezeichnet es abreißen, abpflücken, weil wir eine Blume durch Trennung der Gelenke des Stengels abreißen; mit Wasser bezieht es sich auf die Bewässerung oder Befeuchtung, wenn der Graben oder die Leitrinne hier und da eingedämmt ist, so daß sie Aehnlichkeit mit Gelenken oder Einschnitten erlangt; mit Ohr heißt es dieses Organ aufrichten oder spitzen, wie die

Thiere beim Aufhorchen thun; mit Rede bezeichnet es Jemanden tadeln, mit Worten schmerzen.

18. Li scheint auf eine Hirsch= oder Antilopengattung Bezug zu haben, die wir ohne großes Unrecht mit dem Namen Gazelle bezeichnen können; ihre Schönheit, ihre herrlichen großen ausdrucksvollen Augen und die unzertrennliche Anhänglichkeit dieses Thieres an seinem Weibchen oder Männchen, sind Jedem, der mit ihrer Naturgeschichte vertraut ist, bekannt. In dem hohen Liede Salomons beschwört die Schöne ihre Gefährtinnen im Namen der Hindinnen und Rehe des Feldes um der eben hervorgehobenen Eigenschaften willen. Mit Mann gepaart, erinnert es gleich an die eheliche Verbindung; mit Frau an das Schöne; mit Auge heißt es aufmerksam auf etwas hinblicken, aber wegen der großen Augen der Gazellen und weil sie ihre Feinde so schnell entdecken; mit Seide oder Verbindung bezeichnet es alles, was hübsch aneinander gefügt ist; mit Wasser verschönern, waschen, mit Wasser besprengen; mit Sonne bleichen oder an der Sonne verschönern; mit Fuß eine Sandalengattung, die wegen ihrer zierlichen Form in früheren Zeiten von Wettkämpfern getragen wurden.



19. Wu. „Es bezeichnet einen Wald, worin alles verloren wird, als wenn es nie bestanden hätte"; die vielfachen dicht verwachsenen Wendungen und Labyrinthe einer einsamen Wüste, worin der Reisende sich schnell verirrt und die dem Landmann keinen Nutzen bietet; mit Weib bezieht es sich auf die Reden und Schmeichelworte, die das Herz irre leiten; mit Herz meint es jene Verirrungen des Gefühls, in welche Liebende versinken, daß sie keinen Weg mehr finden und nicht mehr aus dem Dickicht herausgelangen können; mit Haus einen Platz, der durch einander kreuzende Gänge durchschnitten wird, oder der eben wegen seiner Leere so genannt wird, indem das Wurzelwort nicht oder die Verneinung angibt; mit Pflanze ist es eine öde, mit Kräutern überwachsene Stelle, mit einem Nebenwort, das kreuzen, durchschneiden angibt, bezeichnet es die bunt durcheinander wogenden Tänze, die früher zu den Lustbarkeiten der Höfe gehörten; mit Hand heißt es schmeicheln,

mit Jemanden spielen und bezieht sich sowohl auf hinreißende Liebkosungen wie auf Tänze, in denen Ausdruck und Stellung den höchsten Reiz erlangen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Ureinwohner oder Miaou-Tsze.

Die diesem Kapitel beigegebene Zeichnung zeigt uns eine Gruppe der Miaou-Tße oder Gebirgsbewohner, um ein einfaches Mahl geschaart und mit ihrem Ackergeräth und ihren Speisen um sich herum. Jede der Figuren im obern Halbkreise hat einen Kasten, (sarculum) ein Ackergeräth, dessen man sich nicht allein zur Ausrottung des unter dem jungen Korn aufsprossenden Unkrauts, sondern auch um den Boden zum Anbau zu brauchen, bedient, denn er ist stark und schwer und erträgt alle Kraftanstrengungen des Landmannes. Einer in dem Halbkreise raucht eine Pfeife, welche mit jener der Chinesen und der Einwohner der Liu-tschiu-Inseln Aehnlichkeit hat; ein Anderer hat die Arme über einander geschlungen, sein Kinn in die Hand gelegt und seine Arme auf die Knie gestützt; wieder ein Anderer hält seinen Kasten in den Händen bereit, um gleich nach geendigtem Mahle in's Feld zurückkehren zu können. Das Weib im Vordergrund will eben Theetassen, Schüsseln, Teller, Näpfe u. s. w. aus ihrem Korbe nehmen. Ihr Geschlecht ist an dem gestreiften Anzug, den sie trägt, kenntlich. Rechts stehen zwei Krüge, ähnlich denen unserer Ingwer-Flaschen; einer derselben ist mit Wasser, der andere mit einem geistigen Getränke oder vielleicht mit gedörrten Früchten gefüllt. Hinter dem Weibe liegt das Schwert der Eingeborenen, das jeder Bergbewohner, wenn er seine Hütte verläßt, um den Hals hängt. Selbst bei der friedlichen Bearbeitung des Bodens sehen wir es nicht vergessen, weil die Sicherheit des Menschen hier nicht in den Gesetzen, die ihn beschützen, sondern in der Stärke seines eigenen Armes beruht. Die verschiedenen Figuren im Vordergrunde wurden der Gruppe beigefügt, um zur Erläuterung der im Verfolg des Kapitels vorkommenden Bemerkungen zu dienen. Sie wurde auf's getreueste einer, in meinem Besitze befindlichen, Zeichnung nachgebildet. Links liegt die Armbrust

mit ihrem kleinen scharfen Pfeile, darauf sieht man den Sang oder die bei ihnen einheimische Orgel ruhen. In der Mitte steht ein Theekessel mit zwei Obertassen, — Untertassen sind gar nicht in Gebrauch. In einiger geringen Entfernung von dem Topf liegen drei Castagnetten, mit welchen die Frauen der Eingeborenen bei ihren mimischen Tänzen rasseln. Rechts steht auf einem Gestell die Trommel aus Erz und vor ihr liegen die Schläger, mit welchen sie gerührt wird.

Der Verfasser dieses brachte während seines Aufenthaltes in China durch Ankauf eine Reihe von Skizzen an sich, in welchem die Bewohner jener Gegend in einigen ihrer Lieblings-Vergnügungen und Beschäftigungen dargestellt sind. Man sieht es ihnen beim ersten Blick an, daß sie zuverlässigen Quellen entnommen worden, denn sie sind so natürlich in der Ausführung, daß sie uns ohne Hülfe einer Anmerkung oder Erklärung ein Stück ihrer Geschichte aufdecken. Jede Gruppe ist von einer kurzen Beschreibung des Volkes, worauf sie sich bezieht, begleitet, und wenn es auch nicht immer die gezeichneten Gegenstände selbst erklärt, so wirft es doch immer mehr oder weniger Licht auf dieselben. Das gegenwärtige Kapitel ist einzig aus dem diesen Zeichnungen entnommenen Material geschöpft, und wird hoffentlich in zwei Beziehungen nicht uninteressant sein; erstens weil die verschiedenen unter dem Namen Miaou-tße oder Kinder des Bodens bekannten Stämme eine Menge alter Gebräuche besitzen müssen, und zweitens weil dies Volk wegen seiner natürlichen Freiheitsliebe und der daraus erwachsenden Feindseligkeit gegen China vielleicht dazu bestimmt ist, ein einflußreicher Verbündeter der Britten zu sein, wenn Umstände es nöthigen sollte, China in seinem Innern anzugreifen. Sie sind die Söhne der Freiheit und haben daher, wie sehr sie auch in Tracht, Sprache, Religion und in ihren Bestrebungen von uns abweichen mögen, eine gewisse Verwandtschaft mit uns, so daß sie uns vielleicht noch meist in dem Lande ihrer Väter einen herzlichen Willkomm bieten können. Sie sind über die Gebirge der südlichen und mittleren Theile von China zerstreut und leben in unbeständiger Verbindung mit den Chinesen; bald kämpfen sie mit ihnen in offenem Kriege bald berauben und plündern sie dieselben, bald verkaufen und tauschen sie gegenseitig ihre Waaren.

Ihre Waffen bestehen aus Bogen, Speer und Schwert. Ihr Bogen hat einen Schaft und kann daher als eine Art Armbrust angesehen werden. Sie sollen nie ohne diesen Bogen eine Reise unternehmen oder auch nur ihre Wohnung verlassen. Diese Waffe ist sehr gefürchtet, sowohl weil sie so sicher damit zielen, als wegen der Kraft, mit welcher der Pfeil fortgeschnellt wird. Der Bogen, den die Jäger und Landleute mit sich führen, ist klein, so daß ein Einziger ihn leicht beugen kann, allein zu Kriegszeiten wird ein ungeheurer Bogen in's Feld geschleppt, den drei Männer mit ihren vereinten Kräften eben zu spannen im Stande sind. Die Pfeile sind klein und scharf, um ihren Flug durch die Luft nicht zu erschweren, die Wunde aber um desto tiefer und um so eher tödtlich zu machen. In einer Gruppe von Kriegern, die auf dem eben vor mir liegenden Bilde gezeichnet sind, sehen wir einen alten Mann und seine beiden Söhne beschäftigt, eine große Armbrust zu spannen. Die Söhne und der Vater setzen einen Fuß auf den Arm des Bogens und ziehen mit aller Kraft an der Sehne, während dieser einen der scharfen Pfeile im Munde hält; in seinen Zügen sind Eifer und Entschlossenheit auf's Deutlichste ausgesprochen. Um sie während der Spannung des Bogens zu schützen, hält ein gewappneter Mann seinen Schild vor sich hin und bewacht mit ängstlicher Aufmerksamkeit das Blitzen eines Pfeiles, der auf gebogener Bahn auf ihn und seine Gefährten zufliegt. Sein Schild ist aus Holz und von halbcylindrischer länglicher Form. Er hängt an einer bewegbaren Schlinge an seinem linken Arme. Sein Kopf ist mit einem Helme aus Eisen oder Erz bedeckt, der bisweilen noch mit einem sehr auffallenden Kragen zur Schützung des Halses versehen ist. In der Beschreibung ist jedoch angegeben, daß die Schultern nicht dadurch geschützt seien, dagegen zwei Metallstreifen zur Sicherung des Gesichtes dienen. Diese Abweichung zwischen der Zeichnung und der beigefügten Beschreibung läßt sich dadurch erklären, daß die Form der Helme keine feststehende, sondern, wie sich erwarten läßt, mancherlei Veränderungen unterworfen ist. Der Körper wird durch einen schön verzierten erzenen Harnisch geschützt. Die Beine sind mit Schienen bewahrt, die Füße aber blos, damit der Krieger besser auftreten, seine Waffe biegen und einem Angriff größeren Widerstand entgegensetzen kann. Sie bedienen sich ihres

Schwertes mit großer Geschicklichkeit und Stärke und es werden ihre Bewegungen deßhalb mit dem Fluge eines Falken verglichen. Dieser Waffe bedient man sich vorzüglich zum Stoßen, und wegen ihrer Länge faßt der Kämpfer die Klinge mit seiner linken Hand, um sie im engen Gefechte mit desto größerer Sicherheit zu führen.

Religionsgebräuche. Wenn ein Mann unter den Miaou-tße, der die Ping scha schih-Hügel bewohnt, sich verheirathet, steckt er in ein Heubündel fünf Fähnchen, die durch etwa sieben verschiedene Bänder mit einander verbunden sind. Vor diesem seltsamen Schaustück kniet er nieder, während seine Freunde ihre Arme über einander schlingen und sich davor beugen; hierauf stimmen sie eine heitere Musik, verbunden mit Tanz, an. Beim Tode des Vaters oder der Mutter bleibt der älteste Sohn neunundvierzig Tage, ohne sein Gesicht zu waschen, im Hause; ist dieser Zeitraum vorüber, so opfert er einer Gottheit, welche Fang Kwei genannt wird, und dem Mercur der Römer zu entsprechen scheint, der der Mythologie der Alten zufolge, die Geister der Todten in die Wohnungen der Glückseligkeit einführte. Wenn der älteste Sohn arm ist und nicht so lange aus der Arbeit bleiben kann, so übernimmt der Enkel oder ein anderer Abkömmling diese Verpflichtung. Bei den unter dem Namen Hi-king begriffenen Bergbewohner ist es Gebrauch, daß, wenn Jemand erkrankt, seine Freunde der obersten aller Gottheiten einen Tigerkopf als Opfer darbringen. Der Kopf wird mit einem Schwerte auf eine Schale gelegt; dahinter stellt man zwei Weihrauchstöcke und zwei Kerzen, davor drei Schalen mit Wein. Vor dieser sonderbaren Opfergabe falten die Opfernden ihre Hände oder kreuzen ihre Arme mit tiefen Bücklingen. Ein anderer Stamm bestimmt, wenn er die Gunst derjenigen Mächte, welche auf das Wetter Einfluß haben, erlangen will, zehn Gesellschaften von jungen Männern und Frauen, die, nachdem sie sich in Filzkleider gehüllt und einen gestickten Gürtel um ihre Lenden geschlungen haben, tanzen und die Orgel unter allerlei Zeichen der Heiterkeit und Festlichkeit spielen. Dieses muntere Fest währt drei Tage und drei Nächte hindurch, nach deren Verlauf ein Ochs geopfert wird, um, wie ein chinesischer Schriftsteller sagt, ein fruchtbares Jahr zu erlangen. Bei demselben Volke opfert der Vater, wenn sein Sohn zehn Jahre alt geworden,

einen weißen Tiger, und begleitet diese Feier mit allen ihm zu Gebote stehenden Zeichen der Heiterkeit. Zugleich empfängt das Kind seinen Namen. Es erinnert uns dies an diejenige Art der Taufe, wo bei den Feierlichkeiten der Religion unmittelbar Lustbarkeiten, Gastmähler und Festlichkeiten aller Art folgen. Wenn ein Stamm, die Tschung king genannt, einen Todten betrauert, so wird ein Ochs getödtet, dessen Kopf und Füße auf einen Altar gestellt und Schüsseln mit Speisen, angezündete Lichter und Schalen mit Wein als Trinkopfer hinzugefügt. Der Altar gleicht einem Tische und erinnert an eine, im Isaias vorkommende Phrase: „Ihr habt einen Tisch für jene Zahl bereitet.“ Die Hochzeits-Ceremonien bei einem andern Stamme werden von der Opferung eines Hundes begleitet, welcher die jungen Gatten beizuwohnen verpflichtet sind.

Ein Volk, genannt die westlichen Miaou-tße bringt zur Zeit des Herbstes dem großen Stammvater oder Gründer ihres Geschlechtes ein Opfer dar. Zu diesem Zwecke wählen sie einen Ochsen oder Büffel, der reichlich mit Haar bedeckt und dessen Hörner ganz vollkommen sind, mit einem Worte, an dem nichts zu tadeln ist. Um ihn zu mästen, wird er mit Gras und Wasser gefüttert, bis der Reiß seine Reife erlangt hat, alsdann ist das Thier fett. Aus dem Korn wird nun ein geistiges Getränk in überflüssiger Menge bereitet und man erschlägt den Ochsen. So zum Feste vorbereitet laden sie alle Verwandten ein, welche herbeikommen und unter Spiel, Gesang und dem lauten Jubel fröhlicher Genossen mit ihnen zechen. In den Erstlingsfrüchten, welche die Chinesen zu Ende des Herbstes darbieten, sehen wir eine Wiederholung von Kain's Opfer, während die eben beschriebene Feierlichkeit in etwa an das Opfer, das Abel auf den Altar legte, erinnert. Die vom ältesten Ursprunge herstammenden Chinesen behalten den Gebrauch bei, nur wird der Gegenstand ihrer Verehrung mit einem zweideutigen Namen bezeichnet, — zweideutig in so fern als der Schöpfer ebenso wohl auf den Namen Urheber des Menschengeschlechtes Anspruch machen kann, wie der gemeinschaftliche Stammvater desselben. Als der Geist des Menschen verdunkelt ward, verwechselte er den Adam mit seinem Urheber und verehrte anstatt des Schöpfers das Geschöpf.

Bei den weißen Miaou-tße wird ein Gebrauch beobachtet, der seinem Charakter gemäß dem letzteren entspricht und dem nur eine andere Absicht zu Grunde liegt. Diese wählen einen wohlproportionirten Ochsen, der ein Paar tadelloser Hörner trägt und pflegen das Thier sorgfältig, um es zum Opfer geeignet zu machen. Jeder Bezirk hält einen solchen Ochsen in beständiger Bereitschaft, um ihn dem großen Stammvater anzubieten, so oft in einem ihrer Kriege sich der Sieg zu ihren Gunsten entscheidet. Nachdem der Meister des Opfers oder der Priester die Ceremonie vollbracht hat, vereinigen sich die Verwandten des Opfernden bei Sang und Trank zu einem großen Festgelag. Ein Stamm, der sich besonders rein zu erhalten gewußt hat und sich durch seinen Gehorsam gegen Vorgesetzte auszeichnet, sammelt bei dem Tode einer Person eine große Menge Brennmaterial, um ein großes Feuer zu seiner Ehre anzuzünden. Wenn ein Mann im Begriff steht, aus einem andern Stamme der Bergbewohner eine Frau zu nehmen, so läßt er sich mit einem Hammer und einem harten Meissel ein Paar Zähne ausschlagen, um dadurch Unglück in der Ehe abzuwenden. Dieselben Eingeborenen schneiden sich auch die Vorderlocken ab und streichen das Haar nach hinten; auch verwenden sie gleich den Chinesen einige Sorgfalt auf die Schönheit ihrer Augenbraunen.

Die Kau-örr-löng, die tief in den Wäldern der Berge ihrer Heimat leben, haben einen sonderbaren Gebrauch. In der schönsten Zeit des Frühlings errichten sie einen großen Pfahl aus Holz, den sie den Elfen-Pfahl (Kwei kan) nennen. Die Burschen und die Mädchen tanzen um denselben her, und während sie mit freudigen Herzen und lächelnden Blicken in manchen wunderlichen Sprüngen denselben umgeben, wählen sie sich einen Genossen oder eine Genossin und laufen sogleich mit einander von dannen. Wir haben darin ein Seitenstück zu unserer Maistange, welches Zusammentreffen uns auf die Vermuthung führt, daß diese Belustigung des englischen Landvolkes von sehr altem Ursprung ist. Die Verwandten des Mädchens kaufen sie nachher mit einem Büffel und einem Pferde wieder los. Diese Loskaufung ist, wenn auch vorher bezahlt, so gut wie eine Mitgift, indem es nun dem Jüngling freisteht, mit den Aeltern seiner gestohlenen, nun aber wieder ausgelöseten Geliebten zu unterhandeln. In dem eben angedeuteten Tanze hatten die

jungen Männer und Frauen eine Schärpe, welche über ihre Schulter geht und deren schöngestickte Blumen mit der langen trodbelartigen Einfassung an einem Ende sie zur Erhöhung der Wirkung ihrer Beweggründe auf eine vortheilhafte Weise zur Schau bieten. Dadurch, daß sie nicht ihre Hände unter einander verbinden und so eine ununterbrochene Kette um die Stange bilden, können sie frei in jeder beliebigen Richtung um die Stange laufen, um einen Gefährten zu suchen.

Ein Theil der Miaou-tße, der ein Gebiet, genannt das Ping-scha-hwang-Land bewohnt, wird, in Anspielung auf die Farbe ihres Anzuges oder den Teint ihres Gesichtes, in die weißen und schwarzen eingetheilt. Stirbt Einer von ihnen, so begraben sie ihn gleich den Chinesen in einem Sarge. Ein Jahr nach der Beerdigung versammeln sich die Verwandten um das Grab und nachdem sie da einen Ochsen geopfert und einige Weinlibationen dargebracht haben, scharren sie die Erde weg, öffnen den Sarg, nehmen die Knochen heraus, scheuern sie und waschen sie weiß. Nachdem dies geschehen, wickeln sie dieselben wieder ein und graben sie wieder auf ein oder zwei Jahre ein. Nach Verlauf dieses Zeitraumes nehmen sie dieselben wieder heraus, unterwerfen sie einer abermaligen Reinigung, was im Ganzen sieben Mal wiederholt wird. Alsdann werden die Knochen wie Amulets oder als eine Schutzwehr gegen jeglichen Krankheitsanfall betrachtet. Es scheint bei ihnen der Spruch einheimisch zu sein, daß wenn der Herr eines Hauses erkrankt, die Gebeine seiner Vorfahren nicht rein sind. Von einem andern Stamme wird berichtet, daß, wenn ein Familienmitglied erkrankt, seine Freunde nicht zu Arzneien ihre Zuflucht nehmen, sondern ihre Hoffnung auf seine Genesung in die magischen Formeln gewisser Beschwörer setzen, vermeinend, daß eine Krankheit von den Geistern gesandt werde, die einen Einfluß auf das Geschick der Menschen ausüben. Ihre Begriffe von dem Charakter und den Eigenschaften dieser vermeintlichen Wesen sind sehr unbestimmt und verworren; denn wenn auch die Ueberlieferung ihnen Einiges über die Natur des Opfers an die Hand gegeben hat, so hat es ihnen doch kaum einen Wink in Bezug auf den Charakter derjenigen Gottheit, welcher religiöse Verehrung eigentlich gebührt, ertheilt. Der Neujahrstag wird von vielen der Miaou-tße als geheiligt betrach-

tet und durch verschiedene Opfer und Lustbarkeiten verherrlicht. Einige bieten Schüsseln und Kürbisflaschen, die mit Speisen gefüllt sind, und eine Menge Wein dar; dann versehen Männer und Frauen sich mit Castagnetten und ergötzen sich an den pantomimischen Tänzen und Balletten des Landes. Es scheint als wenn dies eine sehr passende Gelegenheit zur Einleitung von Heirathsbündnissen wäre.

Die Beschäftigung der Bewohner ist nach den verschiedenen Orten abweichend, indem sie ein gutes Theil von der Natur der von ihr bewohnten Gegend abhängig ist. Jene, die in den innersten Schluchten der Gebirge leben, deren von den Abhängen herniederstürzende Bergströme für den Fischfang ergiebig sind, verwenden einen Theil ihrer Zeit auf denselben, indem sie in das Wasser waten oder sich eines kleinen conischen Netzes, das an der Stange befestigt ist, bedienen. Die Man oder die uncivilisirten Bergbewohner verachten den Ackerbau und suchen ihren Lebensunterhalt durch die Jagd und den Fischfang zu gewinnen. Ihr Temperament, das roh und unbezähmbar, entspricht der Rauhheit ihrer Beschäftigung, und nie gehen sie vor die Thür, ohne ihr Schwert und ihren Bogen mit sich zu nehmen. Die äußere Bekleidung der Männer ist aus einer Grasart verfertigt, die dem Manne ein rauhes, uncultivirtes Aussehen gibt. Die sogenannten „dickbäuchigen Miaou-tße" verlegen sich auf das Mästen von Rindvieh, auf Federviehzucht u. dgl. Darum sehen wir sie abgebildet mit Körben, die mit Hafer angefüllt sind, oder mit Käfigen voll Gänsen und Hennen. Sie sind ein starker und fetter Stamm und tragen dicke Gewänder ohne Halskragen.

Von einigen der Miaou-tße wird bemerkt, daß sie ihre Felder pflügen, ohne tief in den Grund zu dringen, sondern, daß sie sich begnügen, mit dem Pfluge eben die Oberfläche des Bodens zu ritzen. Diese Bemerkung stimmt genau mit dem überein, was wir aus einer andern Zeichnung einer Gruppe von Arbeitern entnehmen können, von denen zwei einen Pflug tragen, der weiter nichts zu sein scheint als ein in ein Gestell befestigter Spaten; - und da er von einem Menschen und nicht von einem Ochsen gezogen wurde, so konnte er nicht tief in den Boden eindringen. Es muß ein kräftiger Menschenstamm gewesen sein, der sich einer so mühsamen Arbeit unterworfen hatte. Es wird auch von ihnen

behauptet, daß sie bei kaltem Wetter keine dicken Kleider tragen, noch während der Nacht schlafen. Gleichviel ob ein Mann arm oder reich sei, er kümmert sich weder um Schlaf noch um Kleidung. Von einem andern nomadischen Stamme wird erzählt, daß, wenn sie die Feldarbeiten zu Stande gebracht haben, sie sich auf die Berge begeben, um Kräuter zu sammeln, mit denen sie, die Doctorschaft ausübend, durch Städte und Dörfer ziehen. Diese nomadische Race soll sich im Besitze gewisser Bücher — Pang=pu, (codices quasi caudices) genannt — und Täfelchen befinden, die, weil sie, wie ich vermuthe, durchschnittene Scheiben eines Baumstammes sind, eine runde Gestalt haben. Die Schrift ist die sogenannte Siegelschrift, welche, wie bereits früher in diesem Werke erwähnt wurde, ich für die älteste von allen betrachte. Die Natur dieser Bücher ist nicht enthüllt, indeß werden sie, wie Gegenstände von hohem Werth, mit der größten Sorgfalt bewahrt und nur einigen Auserlesenen ist ein Blick in dieselben verstattet. Während einige dieses Stammes den Ackerbau mit großer Liebe betreiben, verwerfen Andere denselben und beschäftigen sich mit Weberei und Stickerei. In Bezug auf Letztere wird hinzugefügt, daß sie dem Weine und andern starken Getränken ergeben sind. Wenn man einen Blick auf das menschliche Geschlecht wirft, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß der Ackerbau den Menschen nüchtern macht, während die sitzenden Beschäftigungen eher geneigt sind, ihm eine Vorliebe für aufregende Getränke einzuflößen. — Die Weiber einiger Stämme zeichnen sich durch ihre Geschicklichkeit im Weben aus und ihr Fabrikat ist so fein und so gesucht, daß, wenn es auf den Markt gebracht wird, die Kaufleute einander in hohen Preisen überbieten. Der Rocken, den sie beim Spinnen gebrauchen, ist, wie einfach er auch sein mag, ein Meisterstück der Schnitzkunst.

Es wird besonders hervorgehoben, daß die Frauen eines Stammes oder einer Race von Bergbewohnern Gewänder aus der Wolle des Schafes weben. Diese Kunst muß eine sehr alte sein; überraschend ist es daher, wie die Chinesen, die doch eine Webernation sind, nicht einen Wink von diesem Volk entnommen und sich auf die Schafzucht und auf die Verfertigung von Wollzeugen verlegt haben sollten. Im Winter beschäftigen sich einige der Miaou=tße mit dem Einsammeln der Bergkräuter und binden sie in Bündel zu=

sammen, um sich vor kaltem Wetter schützen zu können. In Betreff ihrer wird ferner noch bemerkt, daß Mann und Frau immer zusammengehen; vielleicht ist ein abergläubischer Beweggrund die Ursache davon, indem sie auch in andern Sachen manche sonderbare Furcht und auffallende Zweifel hegen. Statt einen Fluß zu durchwaten, springen sie über denselben weg; sie setzen nie ihren Fuß in die Fußstapfen eines Andern und fürchten sich Jemanden zu tödten, — was ihnen sonst wohl zum Vergnügen gereicht, so lange man den Wind durch eine Bambusstande hindurch pfeifen hört. Manche Stämme bedienen sich des im Eingang dieses Kapitels beschriebenen Karstens oder der Hacke, die wegen ihrer Schwere ganz geeignet ist, den Boden an den Bergabhängen aufzuhauen. Einige, die kein Feld oder keine Ebene besitzen, bearbeiten die Seiten der Gebirge mit Hülfe dieses Instrumentes. Dieses und anderes Ackerbaugeräth wird von den Bergbewohnern selbst geschmiedet, welche bereits in dieser Kunst so weit gelangt sind, daß sie das Eisen aus der Mitte der Gebirge heraus zu Tage fördern. Sie wenden den auch bei den Chinesen gebräuchlichen Blasebalg an, der nichts weiter wie eine Spritze von ungewöhnlicher Größe ist. Ein Gehülfe trägt diesen Blasebalg auf seiner Schulter, während der Meister mit zwei Körben, die an den beiden Enden einer auf seiner Schulter ruhenden Stange hangen und worin Feilen, Zangen, Scheeren u. s. w. befindlich sind, vorausschreitet.

Die Kleider mancher dieser Stämme sind von Filz und gleichen, dem Schnitte nach, der Tracht der Chinesen. Die Frauen tragen ein Gewand mit gestickten Aufschlägen und ein Oberkleid, das bis zu den Knöcheln reicht; letzteres ist, zwei Drittel seiner Länge herab, gestreift, der Rest mit Rauten, deren jede einen Stern einschließt, geziert. Manche vereinigen ihre Haare oben auf dem Scheitel des Kopfes zu einem Büschel und befestigen es an dieser Stelle durch Umwickelung eines Tuches; bei andern wird dies Bündel von einem Zierrath überragt, der die Form eines Kuhhornes hat und mittels zweier langer Nadeln festgesteckt ist. Die Frauen der „Blumen-Miaou-tße“, welche ihre Aufschläge und ihre Halskrause mit Drath sticken, schmücken ihr Haarbüschel mit einem hölzernen Kamm. Einige wenige unter ihnen tragen Schuhe; die Mehrzahl läßt aber den

Fuß, gänzlich unbewehrt oder geschützt, mit dem Boden kämpfen. Die Krieger zieren ihren Kopf mit einer langen Feder und legen dadurch einen mit dem unsrigen übereinstimmenden Geschmack an den Tag. Ein Band gleich dem, welches die Eingeborenen der Provinz Fuh-kiin gebrauchen, umschließt das Haupt verschiedener Stämme, indeß wieder andere einen Hut mit einer kegelförmigen Spitze und einem sehr breiten Rande auf dem Haupte tragen; letztere führen auch einen Sonnenschirm gleich dem der Chinesen mit sich herum. Bei einigen Stämmen trifft man eine Glasperlenschnur und einen Halskragen; erstere tragen die Weiber um den Kopf gewunden. Männer und Frauen aller Stämme tragen einen großen Ohrring, der jedoch, nach einem Blick auf die Zeichnung, in Bezug auf Schönheit, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Die Frau, welche bei den die Ping-scha-Hügel bewohnenden Stämmen die Stelle eines Oberhauptes einnimmt, trägt, um die Schönheit ihrer Erscheinung zu erhöhen, einen mit Blumen gestickten Turban auf dem Kopfe. Ihre Ohrringe sind so groß, daß sie ihr bis auf die Schultern herabreichen. Sie trägt einen Fächer in der Hand; ein ältlicher Mann hält einen Schirm über ihrem Kopfe, um die Strahlen der Sonne abzuwehren und zugleich damit ein ehrenvolles Zeugniß ihrer hohen Abstammung und ihrer Würde abzulegen. Das junge Mädchen, das diese Dame bedient, trägt sein Haar in zwei auf den Rücken herabhängende Zöpfe geschlichtet. Ein gewisser Stamm der Miaou-tße reiht Blätter zusammen und bildet sich daraus eine Art Jacke. Die Blätter liegen übereinander in derselben Art wie die Ziegel eines Daches. Wieder ein anderer trägt eine Art Panzerhemd, das bei den Frauen mit reichen, die Schale einer Schildkröte nachahmenden Stickereien verziert ist; bei denselben sind auch Sandalen als Fußbekleidung gebräuchlich.

Die Musik der Miaou-tße trägt Zeichen von hohem Alterthum an sich. Ihr Lieblingsinstrument ist das Sang oder die Mundorgel, die Trommel, das Tambourin und die Castagnetten. Das Sang besteht aus drei oder vier Röhren und stimmt mit dem bereits früher in diesem Werke geschilderten Instrumente überein. Die Röhre sind von ungleicher Länge und zwar so nebeneinander gestellt, daß, wenn das Instrument geblasen wird, ein harmonischer Klang ent-

steht. In dem Lihk, das ist in dem Buch der Formen und Gebräuche, wird bemerkt, die Harmonie bestehe aus drei Tönen, — eine Bemerkung, welche auf unsere gewöhnliche Chorde Anwendung findet, in dem diese auf einem Grundton und der demselben zugehörigen Terz und Quint besteht. Und da nun aus der gewöhnlichen Harmonie durch Hinzufügung, Hinwegnahme und Umstellung andere Harmonien hervorgerufen werden können, so bewegt uns dies zu der Muthmaßung, daß die alten Chinesen einige verworrene Begriffe oder Vermuthungen über die Natur unseres Contrapunktes besessen haben müssen. Die eben angeführte Bemerkung gründete sich vielleicht auf Versuche, die man mit dem in Rede stehenden Instrumente angestellt und durch welche sich ergeben hatte, daß drei concordirende, zu gleicher Zeit an das Ohr schlagende Töne einen angenehmeren Eindruck auf das Ohr ausübten, wie jede andere Zahl von Harmonien, wie harmonisch sie auch gegenseitig zu einander gestimmt sein mochten. Links auf der am Anfange dieses Kapitels befindlichen Zeichnung sieht man das Sang auf der Spitze einer Armbrust liegen. Es hat ein langes, mit Ringen geziertes Mundstück und vier Röhre, woraus also hervorgeht, daß die Zahl derselben sich nicht immer auf drei, den ursprünglichen Modulus, beschränkt. Die Trommeln, die aus Kupfer sind, stehen auf vier Füßen und werden gleich der bereits früher beschriebenen mit Stöcken geschlagen, was ein lautes und lebhaftes, wenn auch nicht angenehmes Geräusch erzeugt. Eine gewisse Trommelart und eine Handtrommel werden von manchen Stämmen bei freudiger Veranlassung gespielt. Die Flöte und die Harfe scheinen bei ihnen keine Aufnahme gefunden zu haben, indem sich die Eingeborenen mit den übereinkommenden Instrumenten, mit der Orgel, der Trommel, der Schellentrommel, dem Horn und den Castagnetten begnügen. Merkwürdig ist es, daß durch die Anwendung der letzteren ein Tanz bei den Ureinwohnern China's einem spanischen Fandango ähnlich wird.

Die Frauen scheinen in den verschiedenen Stämmen der Miaou-tße mit den Männern gleichen Rang zu behaupten. Sie nehmen Antheil an den Vergnügungen sowohl, wie an den Arbeiten ihrer Gatten und scheinen sich in die Gesellschaft mit den gleichen Rechten, welche die Frauen bei uns genießen, zu mischen. Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß,

wo die Männer die Freiheit lieben, die Weiber mit Ehre und Güte behandelt werden, was uns aber nicht überraschen kann; denn wer selber wahrhaft frei ist, der will auch, daß alle seine Mitmenschen eine gleiche unschätzbare Wohlthat mit ihm genießen. Es scheint kein salisches Gesetz bei diesen Berghorden zu bestehen, denn die Tochter erbt den Rang ihres Vaters, wenn ihre Brüder wegen ihrer Unfähigkeit nicht würdig erachtet werden, die Reihe der Ahnen fortzupflanzen. Wo ein Volk seine Rechte noch nicht fest begründet sieht, und jederzeit zur Berathung und zum Kampfe gerüstet sein muß, wird das Talent, sei es nun eines Weibes oder eines Mannes, beständig in Anspruch genommen. Wenn in China, wie ich zu glauben geneigt bin, die Wage sich zu Gunsten des Weibes entscheidet, so wird dies die Erscheinung einer Königin auf einer der Abbildungen von denen ich meine Angabe entlehne, erklären, wenn ein König einer solchen Auszeichnung nicht würdig erachtet werden sollte. Aus einem dieser Bilder ist ersichtlich, daß die Jünglinge eines Stammes unter sich um die Jungfrauen kämpfen; wenn sie im Kampfe siegen, so öffnen sie die Kisten, nehmen den Reichthum, welcher den Vätern oder Gatten der Besiegten gehörten, zusammt ihrem Weine und ihren Ochsen hinweg. Besonders auffallend ist es, wie bereitwillig die Frauen mit ihren neuen Gebietern von dannen ziehen; statt daß der Sieger nöthig hätte, sie mit sich zu schleppen, klammern sie sich an ihn und beweisen eben so große Freude über ihre Gefangenschaft wie die Siegenden über die erkämpfte Beute. Dies beweis't deutlich, daß die Frauen mit Güte und Auszeichnung behandelt werden, weil sie sonst bei der Aussicht auf eine neue Heimat nicht so fröhlich sein würden, selbst wenn auch die alte ihnen wenig Bequemlichkeit und Freiheit gewährt hätte. Einen entschiedenen Gegensatz zu diesem Verhältnisse finden wir bei den F a n = M i a o u = t ß e, bei denen die Frauen die Arbeit verrichten, während die Männer daheim sitzen. Bei Tage gehen sie in's Feld hinaus und bestellen den Acker und zur Nacht kommen sie nach Hause, um sich an den Webstuhl zu stellen. Sie scheuern die Erndte ein, mahlen das Korn und schneiden Holz zum Feuern ab. Bei Tagesanbruch, sagt der Erklärer der Zeichnungen, fangen sie an, das Korn zu schneiden, und wenn sie wiederkommen, nehmen sie den Mörser und zerstampfen es, um die Schale zu entfernen.

Indeß scheinen die Männer doch keine Tyrannen zu sein, auch zwingen sie ihre Weiber und Töchter nicht zu dieser Arbeit; vielmehr sind sie schwachsinnig und nicht im Stande, sich zu helfen. In einer Gruppe von Figuren, die eben aufgeschlagen vor mir liegt, ist ein Weib beschäftigt, ihr Kind zu saugen, eine zweite hält ein Sieb, eine dritte bringt ein Kornmaß, eine vierte endlich schwingt fleißig den Stößer in einem geräumigen Mörser. Daneben sieht man den Hahn und zwei kleine Küchlein, die gierig die zufällig zur Seite gefallenen Körner aufpicken; allein der Gatte und Hausherr steht mit übereinander geschlungenen Armen geduckt da, als wenn Kälte und das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche ihn zu Boden drückten.

Die Tsing-Miaou-tße kennen nicht die mindeste Förmlichkeit in Bezug auf die Heirath, eben so wenig wie eine Hochzeitsfeier, nach irgend einer vorgeschriebenen Form. Der Jüngling wählt sich ein Weib, wo ihm beliebt, schneidet ihr eine Locke im Nacken ab und betrachtet sie von diesem Augenblick an als die seinige für immer. Bei einem andern Stamme versammelt der junge Mann, wenn er heirathen will, seine Verwandten, die im Hause der Braut zusammenkommen, wo sie die Nacht wahrscheinlich unter Lustbarkeiten verbringen. Am folgenden Tage haben gewisse Abwaschungen und andere Ceremonien statt und nach dem dritten gehen sie mit dem Bräutigam zu seiner Wohnung, in welche er die Braut auf seinem Rücken tragen muß, zurück. Ein Freund hält dabei das Sonnenschirm über ihrem Haupte, während die Frauen mit Schilfrohren hin und her schwanken und während des Zuges aufjauchzen. Bei verschiedenen Stämmen ist es gebräuchlich, daß die Braut bis zur Empfängniß ihres Erstgeborenen im Vaterhause bleibt und sich dann erst mit den Brautgeschenken in das Haus des Gatten begibt.

Die verschiedenen Stämme dieses chinesischen Urvolkes zeugen, wenn sie auch sämmtlich die Liebe zur Unabhängigkeit theilen, nicht bei allen Fällen dieselbe Kampflust. Ein Stamm, genannt die bürgerlichen Miaou-tße, soll sogar dem Krieg abhold sein, sich unter einer strengen Zucht befinden und Vorliebe fur Bücher und für's Lesen an Tag legen. Sie begraben ihre Todten nicht, sondern legen den Leichnam, nachdem sie ihn mit Rattans und andern Schling-

gewächsen umwunden haben, zwischen die Bäume des Waldes. Wir sehen darin eine unvollkommene Nachahmung der Sitte der Aegypter, die ihre Mumien einwickeln. Andere sollen sich geneigt zeigen, der Stimme eines Mächtigeren Gehör zu schenken und sich den Anforderungen der Bevollmächtigten, welche die chinesische Regierung zu ihnen sendet, um mit ihnen zu unterhandeln, zu unterwerfen; bei andern Gelegenheiten dagegen eben so widerspenstig sein und sich jeder Beaufsichtigung entziehen. Einige Stämme sind, den Ansichten der Chinesen über diesen Gegenstand zufolge, so sehr cultivirt, daß sie das Verhältniß des Alters zur Jugend anerkennen, d. h., daß nämlich der ältere, im geschäftlichen wie im freundschaftlichen Umgange, allzeit den Vorrang hat. Wenn zwei Personen mit einander gehen, so ist der Aeltere dem Jüngern immer ein wenig vorauf; am Festmahle nimmt jener immer den obern oder ehrenvolleren Platz ein, und in der Verwaltung einer Besitzung oder eines Geschäftes wird der Erstgeborne allen seinen Brüdern vorgezogen. In einer der Bemerkungen, die der Verfasser der Anmerkungen zu den mehr erwähnten Zeichnungen in Betreff des Charakters mehrer Miaou-tße-Stämme macht, sagt er, daß sie das Fechten lieben und immer, wenn sie ausgehen oder nach Hause kommen, einen Speer mit sich führen; dennoch sind sie zu Hause sanft und umgänglich. Lowen außerhalb, Lämmer innerhalb des Hauses, — darin läßt sich ihr Charakter zusammenfassen.

In Betreff der Sprache, in welcher diese Bergbewohner mit einander reden, finden wir nur wenig gesagt. Diejenigen, welche mit den Chinesen eine Verbindung unterhalten, nehmen sowohl deren Sprache wie deren Bücher an. Wir müssen die Analyse der diesen Stämmen angehörigen Dialekte dem Forschungsgeiste eines unternehmenden überlassen; wenn diese Analyse einst ausgeführt sein wird, so werden wir dadurch wichtige Aufschlüsse über die einzelnen Landesidiome der gebildeten Chinesen erlangen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.
Mannigfaltiges.

1. Chinesische Heirath zu Malaca. Die lange erwartete Verbindung von Huht-hi's einziger Tochter mit

einem jungen Manne, der an seiner Handlung Antheil hatte, fand Statt am 11. Juni 1837. Ich wohnte der Feier, die aus einer Reihenfolge langweiliger und lästiger Gebräuche bestand, bei. Die Braut und der Bräutigam setzten sich, einander gegenüber, vor einem ungeheuren Bette, das einem Tempel in Miniatur glich, auf Stühlen mit hohen, reichverzierten Rückenlehnen. Von Zeit zu Zeit erhoben sie sich, um allerlei pantomimische Bewegungen auszuführen, wobei sie von einer Seite zur andern gingen, einander grüßten und dgl., wodurch sie ihre fromme Ehrerbietung gegen ihre Vorfahren an Tag legen zu wollen schienen. Eins überraschte mich besonders, nämlich der Unterschied zwischen dem tiefen, ehrerbietigen Knix der Braut und der steifen, gezirkelten Verbeugung des Bräutigams; da diese gar nicht dem europäischen Geschmacke entsprechen, so konnten sie mir durchaus nicht zusagen; indeß unterdrückte ich meinen Tadel, weil der junge Mann sein möglichstes that, mochten auch seine Bewegungen, denen es ganz an jener Biegsamkeit mangelte, die man nur durch eine gute Erziehung erlangt, hinter der Armuth sehr zurückbleiben. Von Zeit zu Zeit nahmen sie Thee zusammen, aßen und tranken mit einander an einem Tische und spielten so in kindlicher Nachahmung alle Scenen des ehelichen Lebens durch. Die Schlußscene bestand in dem Lösen des Gürtels, mit dem der Leib der Braut umgeben war. Hierauf eilte der Bräutigam aus dem Zimmer als sei er recht froh, diese langweiligen Geduldproben überstanden zu haben. Die Braut trug ein scharlachenes Kleid und auf dem Haupte ein mit reichen Brillianten besetztes Krönchen. Ihr ganzer Anzug war schwer; von Person war sie klein und gesetzt und ihr Kopf war ein herrliches Musterstück der Viereckigkeit der tatarischen Schädel. Eine Gesellschaft englischer Damen war gegenwärtig, welche Braut und Bräutigam bei ihren verschiedenen Verrichtungen mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme beobachteten. Der Vater der Braut war nicht Zeuge der Ceremonie, weil es als ein Unglück angesehen wird, wenn er den Bräutigam vor vollendetem Heirathsschlusse sieht. Das Zimmer war mit einer Menge aufeinander gethürmter Schachteln und Kisten angefüllt und die ganze Wohnung verrieth die lebendigste Freude. In einem der unteren Zimmer war eine Tafel für die Europäer servirt, auf dem sich alles befand, was die Niederlassung von

Malacca zu gewähren vermochte. Eine Truppe malayischer Musikanten, welche auf Clarinetten, Flöten und Kesseltrommeln spielten, mischten ihren lauten, aber sonderbar wilden und melancholischen Schall in den Jubel, um der ganzen Feierlichkeit mehr Wirkung zu ertheilen. Der Schwiegervater hatte sich aus einer ärmlichen Lage durch Geschicklichkeit und Fleiß zu Reichthum und Ansehen emporgeschwungen; dennoch hing er so sehr an seiner alten Ansicht fest, Armuth sei der beste Sporn zum Fleiße, das er seine Tochter einem armen Manne zur Frau gab; denn der Bräutigam hatte seinen Antheil an der Firma nur der Gunst seines Prinzipals, keineswegs aber einem von ihm gezahlten Einlagekapital zu verdanken. Man sagte mir, der Bräutigam habe die Braut nicht vor dem Heirathstage zu Gesichte bekommen.

2. Chinesische Barbiere. Da das Haupt eines ehrenwerthen Chinesen alle zwei oder drei Tage des Rasirens bedarf, so ist das Gewerbe eines Barbiers im Reiche der Mitte ein sehr wichtiges. In unserer Zeichnung ist eine dieser nützlichen Personen eben damit beschäftigt, das Haupt eines seiner Kunden glatt zu scheeren. Die Klinge seines Rasirmessers ist sehr breit, dabei aber sehr kurz. Unter den Werkzeugen aller Handwerke ist keines, das zu so geringer Ausbildung gelangt ist, wie das Rasirmesser bei den Chinesen. Die Klinge wird gar nicht polirt, ebenso der Griff nicht fein gearbeitet, um ihn dem Auge und der Hand angenehm zu machen; aber es erfüllt den Zweck, wozu es bestimmt ist, und das genügt einem Volke, das die Schönheit der Nützlichkeit zu opfern pflegt. Derjenige, welcher sich rasiren läßt, sitzt, wie wir sehen, auf einem Kasten mit Schubfächern, in denen Rasirmesser, Bürsten und andere nützlichen Sachen sich befinden. Er hält eine Schüssel vor sich, um das von seinem Kopfe herabfallende Haar aufzufangen; dieselbe vertritt gewissermaßen den weißen Mantel, den die europäischen Haarkünstler ihren Kunden umhängen. Rechts auf der Zeichnung sieht man ein Gefäß mit Wasser, ein wesentliches Hülfsmittel bei dem Geschäfte, obgleich man die Seife gänzlich entbehrt. Neben dem Gefaße steht ein aufrechter Stab, woran der Streichriemen hängt und welcher mit einem Haken für das Handtuch versehen ist. Wenn der Barbier morgens ausgeht, hängt er den Stab an das eine Ende der Stange und das Waschkästchen an das andere, und trägt so seine ganze Bar=


a
b

bierstube nach. Unter dem Schatten eines breiten Feigenbaumes, in der Nähe des Stadtthores oder auf einem der öffentlichen Plätze stellt er sein ganzes Geräth auf und wartet, ob ein Vorübergehender seiner Dienste bedürfe. Einer andern Art von Barbieren begegnet man auf den Straßen, die keine weiteren Geräthschaften als jene, welche sie in der Tasche tragen können, mit sich führen. Diese leiten die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, indem sie eine große Zange zusammenklappen, die einen besonders gellenden und unmusikalischen Ton hervorbringt. Es scheint demnach die Zange ihr Handwerkszeichen zu sein, gerade so wie bei uns (in England) eine Stange, die mit einer rothen Binde umwunden ist. Jene, welche durch die Natur ihrer Verpflichtungen oder durch ein gewisses Schicklichkeitsgefühl bewogen zu Hause bleiben, bedienen sich des Beistandes jener reisenden Künstler, die, nachdem sie mit Kopf und Gesicht fertig sind, mit dem Auge anfangen, welches sie quälen, indem sie mit einem scharfen Instrument über die innere Seite der tarsus oder des Randes, an welchem die Augenwimpern sitzen, hinfahren. Wenn das Auge durch das Messer hinlänglich gepeinigt worden, beeilt sich der Barbier, den Blutlauf zu beschleunigen, indem er den Buckel seines Kunden durchbläut, an seinen Armen zerrt, seinen ganzen Körper schüttelt u. s. w., was der Letztere alles geduldig entgegennimmt, in dem festen Glauben, diese Behandlung sei sehr wirksam, um das Yang und das Yin oder die anymalischen Geister — als positiv und negativ betrachtet, in ein glückliches Gleichgewicht zu bringen.

Schuhflicker. Diese geschickte und nützliche Person ist thätigst damit beschäftigt, einen alten Schuh auszubessern, während der Kunde wartend daneben sitzt. Sein Hammer,

(Siehe Zeichnung b.)

seine Ahle und sein Messer (letzteres der Form nach einzig in seiner Art) und seine Bürste liegen ganz geordnet auf einem Brette vor ihm. Seine Leisten liegen in einiger Verwirrung rechts von obigem Geräthe. Am Rande seines Korbes liegen einige Zwirnknäuel, während seine Scheere und Wichsgeräthschaften auf einem Gestellchen, das zu deren Aufnahme eingerichtet ist, ausgebreitet sind. In dem andern Korbe liegt ein großes Stück Sohlenleder, um entstandene Lücken beim Flicken ausfüllen zu können. Indem er für alles zu seiner Arbeit Erforderliche sorgt, vergißt er der Bequem-

lichkeit seiner Kunden nicht und nimmt deßhalb, außer seinem andern Geräthe, noch einen Sitz für dieselben mit. Seine Wohnung ist vielleicht auf dem Lande, wo die Miethe billig ist; von dort kommt er alle Morgen zur Stadt, nimmt eine passende Ecke ein, wo er um eine geringe Vergütung Jene, welche seiner bedürfen, bedient. Der Handel wird voraus abgeschlossen, weil kein Chinese daran denken wird, erst nach geschehener Arbeit sich nach den Kosten zu erkundigen. Deßhalb geht alles Handeln und Streiten der Arbeit voraus, und die beiden Theile haben, wenn Streitigkeiten sich zwischen ihnen entsponnen haben sollten, Zeit genug, ihre Gemüther wieder zu besänftigen, um als gute Freunde von einander zu scheiden.

(Siehe Zeichnung c.)

Der Ausbesserer von alten Sonnenschirmen. Die Vorrichtung zu diesem Zwecke ist einfach, aber dabei sehr sinnreich. Garn und Tuch werden in einem Korbe mitgeführt, während die Stäbe und die unbrauchbar gewordenen Patschai oder Sonnenschirme in einen Korb von der Form einer Wageschale gelegt werden. Ein Sitz und ein Kleistertöpfchen vollenden das erforderliche Geräth; nun kommt nur noch das Gestellchen hinzu, worauf der gerade in Reparatur befindliche Schirm gestellt wird; es besteht aus einem Kreuz und einem darauf ruhenden Schaft, der mit einer Röhre versehen ist, die mit demselben durch eine bewegliche Brücke verbunden wird. In diese Röhre wird das untere Ende des Schirmes gesteckt, während das obere in der Gabel der Krücke ruht. Es ist dies ein Beweis von dem Nützlichen und dem Sinnreichen, die sehr hübsch, wenn auch anspruchslos, von den Arbeitern, die durch ihre bescheidene Kunst ihr Leben fristen, mit einander verbunden werden.

Während meines Aufenthalts in Macao wurde ich mit einem sehr kenntnißreichen Chinesen bekannt, der mich mehrmals sehr höflich in seinem Hause bewirthete. Bei ihm wohnte ein Freund, der mit einer großen Geschicklichkeit in seinem Gewerbe eine ausgedehnte Kenntniß seiner Nationalliteratur vereinigte. Wenn ich zufällig in der Mitte des Tages anrief, so wurde ich eingeladen, an einem Frühstück theilzunehmen, das aus Küchelchen, gefüllt mit Fleisch und Zucker, oder irgend einem andern chinesischen Gerichte bestand. Dann zeigte mir der Literaturfreund seine Bücher und Merkwürdig-


c
d

keiten, und erwies mir so viele Aufmerksamkeit, daß ich fühlen mußte, wie kein Unterschied zwischen Chinesen und Fremden gemacht wurde. Als eine Entgegnung dieser Freundschaft lud ich Beide in meine Wohnung ein und zeigte ihnen in Gesellschaft mit einem meiner Freunde Alles, was für sie nur irgend Interesse haben konnte. Sie schienen mit der ihnen gewordenen Unterhaltung sehr zufrieden zu sein und freuten sich nicht wenig über ein Exemplar des Neuen Testamentes, womit ich beim Weggehen Jeden von Beiden beschenkte. Auf einem meiner Spaziergänge kaufte ich eine Merkwürdigkeit in einem Laden von anständigem Aeußeren, die durch einen der Ladendiener nach meinem Hause gebracht wurde; dieser, als er mein Zimmer betrat, drückte sein Erstaunen und sein Vergnügen beim Anblick so vieler chinesischer Bücher aus. Sein Erstaunen wuchs noch mehr, als ich ein Neues Testament in seine Hände legte, ihm sagend, daß es ein gutes Buch sei, und daß ich hoffe, er werde es aufmerksam durchlesen. Wenige Tage kam ich an dem Laden vorbei und trat hinein, um das mir von dem Kaufe noch gutkommende Geld in Empfang zu nehmen, als der Herr des Ladens das Buch sehr lobte und fragte, ob ich noch viele davon hätte. Ich antwortete bejahend und setzte hinzu, wenn er seinem Diener mitzugehen erlaube, so würde ich demselben ein Exemplar für ihn mittheilen. Der Gehülfe ging, dem Landesbrauche gemäß, hinter mir und überhäufte mich und meine Bücher den ganzen Weg, anscheinend aus innerer Ueberzeugung, mit Lobsprüchen. Ich hoffe, daß er und sein Herr ein Geschenk, das Beide so sehr zu schätzen schienen, zu ihrem größten Nutzen angewandt haben werden.

Die Junken oder chinesischen Kaufmannsschiffe, die in dem innern Hafen lagen, waren der Schauplatz mancher Bemühungen zur Verbreitung der heiligen Schrift. Der Erfolg, den wir dabei erlangten, war ein sehr verschiedener; dennoch kam man uns aber immer höflich, wenn nicht gastfreundlich entgegen. Wenn wir zufällig um die Mittagszeit eintrafen, so lud man uns unbedingt ein, an der Mittagstafel Theil zu nehmen; und bei einer Gelegenheit zwang man uns sogar zu essen, indem man uns die Hüte wegnahm und uns bedrohte, sie uns nicht eher wieder zu geben, bis wir einer uns vorgesetzten Anzahl von Schüsseln die nöthige Gerechtigkeit widerfahren lassen hätten. Die Absicht, welche uns bewog,

diese schwimmenden Wohnungen der Menschen zu besuchen, war die, einen Jeden mit einem Exemplare des Neuen Testamentes zu beschenken; allein nicht immer gelang uns dies, weil Viele nicht lesen konnten, obgleich sie gerne ihre Unwissenheit abzulegen bemüht waren, denn sie nahmen unsere Bücher und unsere Ermahnungen, sich dieser nützlichen Kunst zu befleißigen, bereitwillig an. Einige dieser Junken kamen aus Siam und waren dort von den amerikanischen Missionaren besucht worden. Wir entdeckten dieses sogleich, sobald wir nur das Verdeck eines Schiffes betraten, dem diese Ehre zu Theil geworden war. Ein Lächeln des Wiedererkennens strahlte in den Blicken der rauhen Seeleute, und verkündete uns alsbald, daß die Absicht unseres Besuches ihnen bekannt war, und daß sie von unsern freundlichen und wohlwollenden Gesinnungen überzeugt waren. Doch ist dies nur eins unter einer Menge von anderen Beispielen, die mich, und zwar nicht nach einer eiligen oder übereilten Schlußfolge, zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß ein ehrlicher, von wahrer Nächstenliebe erfüllter Mann niemals versuchen kann, dem allen Christen von dem Allmächtigen auferlegten Gebote, das Evangelium allenthalben zu verbreiten, zu gehorchen, ohne etwas Gutes zu wirken. Das mindeste, was er bei seinen Bemühungen erreicht, wird sein, daß er dem Namen eines Missionars eine ehrenvolle Geltung verschafft, was als ein Vorläufer von unschätzbarem Werthe sein kann.

Oft setzte ich, entweder allein oder in Begleitung eines mir theuren Freundes, über den innern Hafen und wandelte über eine Insel, genannt die Lapa, um unter Jene, welche sie anzunehmen bereit waren, Bücher zu vertheilen, und wenn der Geist dieser Leute auch nur geringe Ausbildung empfangen hatte, so war doch die Bereitwilligkeit, mit der sie diese Zeichen unseres Wohlwollens begrüßten, für uns oft höchst erfreulich. Manche Fremde, und darunter auch ein Missionar, waren von denselben Leuten, die uns aufs Höflichste aufnahmen, angegriffen und selbst geschlagen worden. Die Insulaner ermahnten mich oft, wenn ich allein war und besonders wenn es dunkel zu werden begann, ich sollte mich vor den schlechten Menschen in Acht nehmen, die mich, wenn sie mich allein anträfen, mißhandeln würden; ich antwortete auf diese Warnung immer, die Chinesen wüßten, was sie von den Fremden zu denken hätten und sie würden Jemanden, der

keine bösen Absichten gegen sie hegte, kein Ungemach zufügen. Ich erinnere mich, daß ich ein Mal einem Müller Unrecht that, der in einem lieblichen Thale eine Mühle errichtet hatte. Wie ich eines Tages mit meinen Büchern durch dieses Thal kam, sprach ich zu mir selber: „Es würde nutzlos sein, diesem Müller meine Gaben anzubieten, weil er so ganz und gar mit seinen Verschönerungsplänen beschäftigt ist". Da ich keine Gelegenheit fand, sämmtliche Bände abzusetzen, so blieb mir nun die Wahl, ob ich den Rest dem Müller anbieten oder ihn wieder mit mir über's Meer nehmen sollte. Ich wählte ersteres und war nicht wenig erstaunt, das Entzücken zu erblicken, mit welchem er meine Gabe entgegennahm. Er saß, was beachtet zu werden verdient, bei seinem Mittagsmahle, von welchem ein Chinese sich selten, ja nicht einmal um Geld einzulösen, erhebt. Ich beschloß von diesem Augenblicke an, nie mehr meinen blinden Vermuthungen zu folgen, weil ich sah, wie sehr sie mich bei dieser Gelegenheit getäuscht hatten. Die kurze Zeit, die ich in China auf nützliche Zwecke verwandte, ward durch Krankheit und eine Menge mißlicher Umstände unterbrochen; allein meine Versuche reichten vollkommen hin, mich zu überzeugen, daß, wenn einst der tatarische Despot ebenso von England unterworfen werden sollte, wie seine Vasallen in Indien, es kein Land geben würde, worin ein Mann, der sich gänzlich menschenfreundlichen Bemühungen hingäbe, einen herzlicheren Empfang erwarten könnte, als in China. Ich wünschte mir kein schöneres Loos als in jenem weiten Reiche umherreisen und unter Allen, die Verlangen darnach trügen, das Evangelium verbreiten zu können. In der Botanik, der Naturgeschichte und Geologie würde ich eine unergründliche Menge von Neuigkeiten antreffen, die meiner Vorliebe für jene Studien entsprechend wären; die Literatur und die Alterthümer würden für geistige Forschungen mir ein weites Feld eröffnen und die barbarische sowohl, wie die civilisirte Welt würde Stoff zum Studium der Menschheit an die Hand geben, während ich durch die Verbreitung jener Bücher höheren Ursprungs zu meiner höchsten Zufriedenheit meinen lange gehegten und täglich inniger werdenden Wunsch, dem besten aller Herren mit meinen besten Kräften in China zu dienen, nachkommen könnte.

Unter denen, welche unsere Wohnung in Macao mit uns theilten, befanden sich mehre japanische Seeleute, die

auf dem Meere Schiffbruch gelitten und durch die Güte sorgsamer Freunde bei uns Aufnahme gefunden hatten. Sie begegneten Williams und mir mit der größten Ehrerbietung; allein unter sich konnten sie nie mit einander fertig werden, so daß manchmal ein Chinese zu uns kam, und mit furchtsamer Stimme uns benachrichtigte, daß die Japanesen sich zerschlügen. Eines Morgens ganz früh ward ich aufgefordert, mich bei einem solchen Streite in's Mittel zu legen; als ich an der Stelle anlangte, flogen Hausgeräthe in allen Richtungen umher, denn Derjenige, welcher in dem Getümmel zu Boden geschlagen worden, wartete nicht, bis er wieder auf den Beinen stand, sondern warf den ersten Gegenstand, den er erreichen konnte, seinem mächtigeren Gegner an den Kopf. Sobald sie mich erblickten, hatte der Tumult mit einem Male ein Ende und Jeder zog sich zurück, um seine Wunden zu zählen und seine zerrissenen Kleider nach Muße wieder auszubessern. Einige Zeit vor diesem Ereigniß fanden wir bei der Rückkehr von unserm gewöhnlichen Spaziergang ungefähr zehn Chinesen, die unser Gefolge bildeten, in großem Kummer und Entsetzen, und vernahmen, daß einer der Japanesen diese mißliche Stimmung herbeigeführt hatte. Es erhellte, daß der Comprador oder Schiffsmeister ihm befohlen hatte, sein Bett einem Chinesen abzutreten, und als sich der Japanese widersetzte, das ganze Haus zu seinem Beistand angerufen hatte; allein ihre vereinten Anstrengungen vermochten nicht einen einzigen muthigen Menschen zu verdrängen; vielmehr blieb der Japanese im Besitz seines Bettes und ließ seine Feinde ihren Aerger hinunterschlucken, so gut es ging. Die Erbitterung der Chinesen, ihre verworrenen Kleider und ihre heftigen Klagen gegen den Beleidiger bildeten einen auffallenden Contrast zu der Ruhe des Japanesen, den man, als nach ihm gefragt wurde, sich ruhig in dem Bette zum Schlafen anschicken sah, das er in Folge seiner Tapferkeit zu behaupten gewußt hatte.

Einer der Japanesen. der Williams und mir Unterricht ertheilte, war ein Mann von durchaus musterhaftem Benehmen und war ein bewundernswürdiges Muster des besseren Theiles der japanesischen Nation. Unser Benehmen gegen ihn übte großen Einfluß auf ihn aus, und eines Tages erklärte er, er wolle sich beeilen, die Jesusreligion zu erlernen. weil sie dem Menschen solches Ehrgefühl und solche Guther-

zigkeit einflöße. Wir lernten von ihm manches über die häuslichen Verhältnisse seiner Landsleute. Sie scheinen einen so blutdürstigen Charakter zu besitzen, daß für die geringste ihnen zugefügte Beleidigung keine andere Sühne als der Tod des Beleidigers ihnen genügen kann; übrigens scheinen sie mit einer großen Freiheitsliebe Manches, was sowohl grundsätzlich als in der Ausführung gerechte Anerkennung verdient, zu verbinden. Diese Unabhängigkeit ihres Geistes wird durch eine starke Gegenwirkung, der die holländische Politik noch zu Hülfe kommt, darnieder gedrückt. Unseren Bemühungen in China mag es vielleicht gelingen, eine gänzliche Umwälzung in dem Verwaltungssysteme Japan's hervorzurufen, und wir werden alsdann ein Volk finden, das ernstlich gewillt ist, sich unsere Ueberlegenheit in Künsten und Wissenschaften zu Nutze zu machen und unsere Manufakturen zu kaufen. Wir fanden die Sprache sehr melodisch in ihren Tönen, so wie, daß sie durch eine ihr eigenthümliche, höchst glückliche Zusammenstellung von Worten im Stande ist, jeden Gedanken mit der äußersten Schärfe auszudrücken. Da die Sprache sehr wortreich und schmiegsam ist, so setzt sie einer getreuen Uebertragung der in der heiligen Schrift enthaltenen Wahrheiten und Lehren keine Schwierigkeiten in den Weg.

Anhang.

China's Verbindung mit Europa,

mit besonderer Beziehung

auf den englisch-chinesischen Krieg.

I. Verkehr der europäischen Staaten (außer England) mit China.

Die Chinesen haben von jeher versucht sich in einer starren Abgeschlossenheit den übrigen Staaten Asiens und Europas gegenuber zu behaupten, und eine eigene Welt, „das Reich der Mitte", zu gründen. Daraus ist es erklarlich, weßhalb sie mit der übrigen Völkerschaft in so geringem Verkehr standen und weßhalb wir bis zum 19. Jahrh. nur spärliche und unzuverlässige Nachrichten über das chinesische Reich empfingen.

Die Alten schienen von den Chinesen nur wenig gewußt zu haben; Arrian spricht von den im entferntesten Winkel Asiens wohnenden Sinae oder Thinae, die über Bactria (Bokhara) westlich rohe und verarbeitete Seide ausführten; ferner soll Hoty, der siebente Kaiser der Dynastie Han im J. 94 n. Chr. eine Gesandtschaft nach der westlichen Welt gesandt haben; endlich veranlaßte der steigende Verbrauch von Seidenwaaren den Kaiser Marcus Antoninus, eine Gesandtschaft nach China zu schicken, die aber ihr Ziel nicht erreicht zu haben scheint.

Nach Berichten der Jesuiten, die sich um die Kenntniß dieses Reiches die größten Verdienste erworben haben, fand man in einer der Hauptstädte Schensy's eine syrische Inschrift, der zufolge im Jahr 635 das Christenthum von nestorianischen Bischöfen, die bei einer Verfolgung hierhin ge-

flüchtet waren, das Christenthum hier eingeführt wurde, eine Angabe, die durch Marco Polo bestätigt wird. Die ersten bestimmteren Nachrichten verdanken wir den Arabern, welche durch ihre ausgedehnten Eroberungen mit dem Osten in Berührung kamen und wegen ihrer vorgeschrittenen Kenntnisse zu einer Zeit, wo Europa noch in der tiefsten Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens versenkt war und die Wissenschaft nur hie und da in einer stillen Klosterzelle eine stiefmütterliche Pflege empfing, am Besten einer solchen Aufgabe gewachsen waren. Sie beschreiben eine Stadt Canfu, die sie die Thore von China nennen, wahrscheinlich Canton, zumal noch heut zu Tage eine sehr alte Moschee dort anzutreffen ist, ihren Handel, ihren Hafen mit ziemlicher Ausführlichkeit; sie erwähnen der Salzsteuer, des Theeverbrauchs, des Bambus, als eines Züchtigungsmittels der Polizei, des chinesischen Geldes, Kupfers und vieler anderer mit den heutigen Zuständen aufs Genaueste übereinstimmenden Gegenstände. Im 13. Jahrh. wurde in manchen Theilen China's der Islam eingeführt, während das Christenthum streng ausgeschlossen blieb.

Innocent IV. war der erste Pabst, der eine Mission zur Bekehrung der Chinesen aussandte. Während seines Kreuzzuges im h. Lande schickte auch Ludwig IX. (der Heilige) den Rubruquis zur Anknüpfung freundschaftlicher Verhaltnisse nach China. — Im J. 1274 reis'te Marco Polo in Begleitung seines Vaters und seines Oheims und mit Briefen Gregors X. dahin, erlangte die Gunst des Khan's, der ihn 17 Jahre lang beschäftigte und ihn nur nach vielem Bitten die Rückkehr antreten ließ. Der erste, dessen Bemühungen für die Ausbreitung des Christenthums erfolgreich genannt zu werden verdienen, war Johann de Corvino, entsandt 1288 durch Pabst Nicolas IV. In Cambalu (so hieß Peking bei den Mongolen) fand er beim Kaiser freundliche Aufnahme, baute eine Kirche mit Thurm und Glocken, taufte und unterrichtete. Er wurde von Clemens V. zum Bischofe von Cambalu ernannt, doch blieb nach seinem Tode der Bischofsstuhl unbesetzt.

Aus den chinesischen Berichten geht deutlich hervor, daß der Verkehr mit dem Auslande früher viel freier war und daß der europäische Handel erst durch die Mandschus auf Canton beschränkt wurde, wo er anfangs jedoch nicht lange,

steuerfrei blieb. Im J. 1516 erschienen zuerst die Portugiesen auf einem von Alfons Albuquerque, dem Generalcapitain von Malacca, gesandten Schiffe an der Mündung des Cantonflusses; es ließen sich alsdann ganze Familien hier nieder; allein 1545 wurden sie, wegen ihres schlechten Benehmens, von hier vertrieben. Sieben Jahre später starb auf der Insel Schan=schan oder St. Johann, der Hr. Franz Xaver, der Apostel der Indianer, dessen Grab noch zu sehen ist. — Wir haben noch der ersten portugiesischen Gesandtschaft zu erwähnen, welche sich 1520, um die Erlaubniß zur Gründung einer Factorei in Canton und in Macao nachzusuchen, nach Peking begab, die aber einen unglücklichen Erfolg hatte, indem der Anführer Jerez wahrscheinlich den Tod erlitten hat. Im Jahre 1537 suchten die Portugiesen auf der Insel Macao vorübergehenden Schutz, erlangten auch durch Bestechung die Erlaubniß, Schuppen zur Sicherung ihrer Waaren zu errichten. Nach und nach gestattete man ihnen, Häuser zu bauen. Durch Zahlung einer Grundrente von 500 Taëls (etwa 1000 Thlr.), die bis auf den heutigen Tag entrichtet wird, erkauften sie die Erlaubniß, hier sich aufhalten zu dürfen, keinesweges aber das Eigenthumsrecht der Insel, die vielmehr öfteren Untersuchungen unterworfen ist. Ein Mandarin, Tsö=tang genannt, residirt hier im Namen des Kaisers; ohne seine Einwilligung darf keine Kirche, kein Haus gebaut werden. Zudem zählt man auf Macao nur 5000 Portugiesen, dagegen 30,000 Chinesen.

Die verschiedenen Gesandtschaften übergehend, die trotz der knechtischen Unterwürfigkeit der Portugiesen erfolglos blieben, werfen wir lieber einen flüchtigen Blick auf die Bemühungen der katholischen Missionen, die anfangs schnelle und bedeutende Fortschritte machten, denen sich aber bald Hindernisse entgegenstellten, die ihre Bemühungen großentheils vereitelten. Als der Gründer der Missionen von China kann ein italienischer Jesuit, Miguel Ruggieno, betrachtet werden, der im Jahre 1579 nach Canton kam und dem einige Jahre später Matthias Ricci folgte; beide schritten mit ernstlichem Eifer auf der muthig betretenen Bahn dem ersehnten Ziele entgegen. Nach einem 17jährigen Aufenthalte im Lande, begibt sich Ricci nach Peking und fand durch Vermittlung einflußreicher Personen eine freundliche Aufnahme beim Kaiser, der ihm einen Wohnort anweisen ließ.

Andere Missionare folgten nach, ließen sich an verschiedenen Punkten auf dem Wege von Canton nach Peking nieder und wirkten in der Stille viel Gutes; der ausgezeichnetste durch Talente und Kenntnisse war der Pater Adam Schaal, von Geburt ein Deutscher, der sich am Hofe sehr beliebt machte und zu hohen Ehren gelangte. Man erlaubte sogar den Jesuiten, zwei Kirchen in Peking zu bauen. Allein nun begannen verschiedene Feindseligkeiten, von den unduldsamen Dominikanern veranlaßt, wodurch die Missionare sich die Abneigung der Herrscher zuzogen und über welche Pater Schaal sich zu Tode grämte. Später besserten sich die Verhältnisse wieder und das Christenthum wurde dem Muhamedanismus und dem Buddhismus gleich gestellt. Nach Le Compte's und anderer Jesuiten Reiseberichten fand man fast in jeder bedeutenden Stadt Kirchen mit europäischen Priestern. Nur zu bald wurde das Erlaubniß-Dekret Kanghy's vom Jahre 1692 durch seinen Nachfolger aufgehoben, der die Missionare wegen ihrer beständigen Streitigkeiten unter sich und mit den Mandarinen vertrieb. Endlich stellte ein im Jahre 1723 ausgehendes Dekret den Frieden wieder her; durch dasselbe wurden nur wenige Mönche in Peking geduldet; eine geringe Anzahl verbarg sich in den Provinzen; alle übrigen wurden nach Macao getrieben, unter der strengen Weisung, mit dem ersten Schiffe China zu verlassen. Die vernünftigeren der Jesuiten, welche jenen unangenehmen Vorfällen fremd geblieben waren, behielten ihren Einfluß am Hofe. Als Kien-lung, dessen Herrschaft durch die versteckten Missionare gefährdet worden, 1736 den Thron bestieg, entstand eine neue Verfolgung, welche die Pekinger Priester trotz aller Fürbitten und Bestechungen nicht abzuwenden vermochten. Im Jahre 1785 erschien nach einer 50jährigen Verfolgung ein Erlaß, der die gefangenen Mönche unter der Bedingung aus dem Kerker erlös'te, daß sie entweder zu ihren Brüdern nach Peking kämen, oder nach Europa zurückkehrten. Von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag blieb der Katholizismus beständig abwechselnden Anfeindungen ausgesetzt. Die Zahl der europäischen Priester betrug 1810 nur 29 und die der chinesischen Christen 200,000; seit jener Zeit ist auch der letzte Europäer aus Peking vertrieben worden und nur noch wenige halten sich in den Provinzen versteckt.

Die Spanier haben, obgleich ihnen das Recht zusteht nach Macao und Canton, wie auch nach Amoy zu handeln und ungeachtet der günstigen Lage von Manilla und den Philippinen, die es ihnen möglich macht, binnen einigen Tagen China zu erreichen, von allen Nationen aus dieser Verbindung am wenigsten Nutzen geschöpft. Die Bemühungen der Holländer zur Eröffnung eines regelmäßigen Verkehrs mit China blieben fruchtlos bis zum Jahre 1624, als sie auf der Westseite Formosa's, der chinesischen Küste gegenüber, eine Niederlassung gründeten, welche, weil sie den Spaniern so nahe war, die Eifersucht beider Nationen, wie auch der chinesischen Regierung erregte. Anfangs ward ihnen der freie Handel untersagt; die Holländer belästigten aber die Küste mit ihren Schiffen so sehr, daß man ihnen gegen Abtretung der zwischen dem Festlande und Formosa (welches ihnen verblieb) gelegenen Ladroneninseln Handelsfreiheit gestattete. Ein Fort, Fort Seeland genannt, wurde an dem Haupthafen der Insel gebaut, und Maßregeln zur Civilisirung der Ureinwohner des Landes getroffen. Mittlerweile (1644) fiel Peking in die Hände der Mandschutataren, die ihrer Herrschaft bald in den meisten Provinzen des Reiches Anerkennung zu verschaffen wußten. Viele chinesischen Familien, welche sich dazu nicht bequemen wollten, wanderten aus, und unter diesen nicht weniger als 25,000 nach Formosa. Wenn auch Anfangs diese Zuströmung wesentlich zur Verbesserung der Kultur des Landes beitrug, so ward doch die täglich steigende Zahl die Ursache der endlichen Vertreibung der Holländer. Nach einer 9monatlichen hartnäckigen Gegenwehr, bei welcher die Holländer 1600 Menschen einbüßten, wurden sie genöthigt, der Uebermacht des Kursching, oder nach portugiesischer Aussprache des Koschinga, eines Häuptlings, der sich auf Formosa eine unabhängige Herrschaft sichern wollte und sich erst nach Verlauf vieler Jahre der Mandschu-Dynastie unterwarf, zu weichen, Formosa aufzugeben, und 1662 nach Java zurückzukehren.

Früher trieb Frankreich, vom Kaiser Kang-hi besonders begünstigt, lebhaften und ergiebigen Handel, den es aber in Folge der Revolutionskriege und der Niederlage seiner Flotten nicht behaupten konnte. Bekanntlich bemüht sich Frankreich in der neuesten Zeit eine neue Verbindung mit China anzuknüpfen, und bereitet in diesem Augenblick eine Gesandtschaft

(unter dem Herrn de Langéné) vor; auch haben die französischen Kaufleute ein Verzeichniß der Waaren eingereicht, mit denen ein Handelsversuch zu machen wäre; doch möchte der Erfolg dieser Mission wohl leicht hinter den gehegten Erwartungen zurückbleiben. — Schweden und Dänen führten gleichfalls ihre Handelsschiffe nach Canton; die Namen der Franzosen- und der Dänen-Insel in der Rhede von Whampore zeugen von dem lebendigen Verkehr jener beiden Nationen in einer entfernteren Zeit.

Noch haben wir der Stellung Nordamerika's zu China zu erwähnen; seit 1802 wurde seine Flagge in Canton aufgezogen, ohne durch den Krieg Amerika's mit England im geringsten zu leiden. Keine Nation hat aus den Zeitverhältnissen einen solchen Vortheil zu ziehen gewußt, wie die Nordamerikaner, die, je nachdem sie bezahlt werden, den Engländern oder den Chinesen hülfreiche Hand bieten.

Der Verkehr der Russen mit China durch Siberien trägt, weil er sich nur auf die nördlichen Plätze bezieht und ausschließlich Landhandel ist, einen durchaus abweichenden Charakter von dem der andern Völker. Im Jahre 1806 wurde der Versuch gemacht, durch zwei Schiffe unter dem Befehl des Kapt. Krusenstern eine Seeverbindung mit Canton einzurichten, allein ein Edikt untersagte den Chinesen jeden Handel außer dem zu Lande auf der Gränzstation zu Kiachta in der Tatarei. — Die berühmtesten der ersten Gesandtschaften waren jene von Isbrand Ides (1693) und von Ismaloff, die von Peter d. Gr. 1719 entsandt wurde. Der Gesandte wurde mit einer ungewöhnlichen Achtung in Peking empfangen. Katharina I. entsandte 1727 den Grafen Wladislawitsch nach China, um einen Vertrag zu schließen, durch welchen eine russische Kirche und russische Priester in Peking geduldet wurde. Die russische Mission besteht noch gegenwärtig; sie zählt sechs Geistliche und vier Layen, welche die Mandschu- und die chinesische Sprache studiren. Sie dürfen nur zehn Jahre in Peking bleiben, nach deren Verlauf sie von andern, aus Petersburg entsandten, abgelös't werden. Daher besitzt auch die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg eine der reichsten Sammlungen von Schätzen der chinesischen Literatur.

2. Englands Stellung zu China.

Ungleich wichtiger als jene der eben genannten Nationen sind die Beziehungen, in welche England und China einander gegenüber stehen, weil sich aus ihnen ein blutiger Krieg entsponnen hat, der durch die Ereignisse des Jahres 1842 zu einem schnellen, unvermutheten Schlusse gekommen ist. Wir wollen es versuchen, einen kurzen historischen Ueberblick des Verkehrs beider Staaten von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage zu geben, wobei wir freilich nur die bedeutendsten und einflußreichsten Ereignisse hervorheben können.

Die ersten Versuche Englands zur Anknüpfung einer regelmäßigen Verbindung mit dem Reiche der Mitte scheinen bis zum Jahre 1596 hinaufzureichen, als drei Schiffe mit Briefen an den Kaiser von der Königin Elisabeth, die bekanntlich durch Förderung eines kräftigen Außenhandels den Grundstein zu der commerciellen Bedeutung legte, welche England gegenwärtig erlangt hat, entsandte; die Schiffe gingen jedoch unterwegs verloren. Seitdem wurde der Versuch von England aus zu verschiedenen Malen erneuert, ohne daß ein besonderer Erfolg erzielt wurde, wozu die eifersüchtigen Portugiesen, welche die Engländer verläumdeten, nicht wenig beitrugen. Die englische Kompagnie hatte selbst noch in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts mit den größten Hindernissen und den bedrückendsten Lasten, die ihr von Seiten der Mandarine auferlegt wurden, zu kämpfen. Die unerschwingliche Höhe der Abgaben mußte dem Handel gänzliche Vernichtung drohen, und nun wurde den Engländern noch gar der bisher gestattete Handel nach Amoy und Ningpo untersagt. Aller Vorstellungen ungeachtet, besserten sich die Verhältnisse durchaus nicht, bis die Regierung sich zuletzt entschloß, zur Feststellung eines rechtlichen Verkehrs eine Gesandtschaft nach China zu entsenden. Lord Macontney begab sich deshalb auf dem Schiff Lion (mit 64 Kanonen) begleitet von Sir George Leonard Staunton als Legations-Sekretär im September 1792 auf den Weg. Die Reise und deren Ergebnisse finden wir in des Letztern eigenem Berichte, so wie in Barrow's höchst interessanten „Reisen in China" mitgetheilt. Die Gesandtschaft hatte den Zweck, die Erlaubniß, frei nach Ningpo, Tschusan, Tien-tsin und andern Orten zu handeln, zu erwirken. Allein der Kaiser beschränkte

in seinem Schreiben den Handel ausdrücklich nur auf Canton. Was man jedoch erreichte, war, daß den Engländern bedeutende Erleichterungen im Handel an diesem Platze zugestanden wurden. Wenn auch manche der drückendsten Lasten noch fortdauerten, weil sie sowohl der Ortsbehörde als den Hong-Kaufleuten sehr einträglich waren, so behandelten doch die Mandarine die Fremden viel höflicher und es kam fast gar nicht mehr vor, daß der Verkehr, wie früher, um der mindesten Kleinigkeit willen abgebrochen wurde.

Bis zum Jahre 1816 treffen wir keine Begebenheit an, welche geeignet gewesen wäre, eine wesentliche Abänderung in den bestehenden Verhältnissen herbeizuführen. In der letzten Zeit war aber die Stimmung der chinesischen Regierung der Art, daß der Handel durch die Launenhaftigkeit und Habsucht der Beamten, deren Schritte dem Kabinette zu Peking gänzlich unbekannt blieben, auf's Höchste gefährdet wurde. Dies war die Veranlassung zu Lord Amherst's Gesandtschaft (1816), die zum Zwecke hatte, dem Handel Englands eine rechtliche Grundlage zu geben, so daß man sich in Nothfällen auf den Kaiser berufen konnte. Allein Lord Amherst wurde nicht vor den Kaiser gelassen, weil er sich weigerte, sich dem schimpflichen Ko-teu zu unterwerfen, — einer Ceremonie, die in einem dreimaligen Niederknieen besteht, wobei man mit dem Kopfe neun Mal den Boden berühren muß und welche als das Zeichen der tiefsten Unterwürfigkeit betrachtet wird. Dennoch verfehlte diese mißlungene Mission ihre Wirkung nicht ganz; vielmehr erlitt der englische Handel eine Reihe von Jahren hindurch nur eine einzige Unterbrechung (1822), bei welcher jedoch die Chinesen zuerst die Hand wieder zur Aussöhnung boten. Ein Unglück, das Engländer und Chinesen in gleichem Grade betraf, war eine furchtbare Feuersbrunst, die Canton gegen Ende des Jahres 1822 heimsuchte und gegen 50.000 Chinesen ihres Obdaches beraubte. Die englischen Faktoreien wurden gleichfalls ein Raub der Flammen. Der Handel wurde von der Kompagnie in der großartigsten Weise betrieben, ihre Beamten wußten durch ihre strenge Rechtlichkeit, die von jeder kleinlichen Gewinnsucht entfernt war und durch ihr friedliebendes Benehmen überhaupt sich die Gunst der chinesischen Behörden zu erwerben. Besonders lebhaft war der Opiumhandel, der als streng von den chinesischen Gesetzen verboten, mit eigens

dazu gebauten Schiffen als Schleichhandel betrieben werden mußte, indem der Verbrauch desselben sich, der hohen Preise ungeachtet, mit jedem Jahre steigerte.

Am 22. April 1834 endigte das Privilegium der ostindischen Compagnie, nachdem sie zwei Jahrhunderte lang den Alleinhandel in ihren Händen gehabt und durch ihre kluge und gewandte Politik sich in die mißlichsten Verhältnisse zu finden gewußt hatte. Daß dies Ereigniß die unberechenbarsten Folgen nach sich ziehen würde, war vorauszusehen und schon damals scheuten sich viele einsichtsvolle Mitglieder des Parlamentes nicht, zu behaupten, daß früher oder später ein verderblicher Krieg mit China unausbleiblich sein würde. Am 15. Juli 1834 traf der englische Bevollmachtigte, Lord Napier, in Macao ein und meldete von hier aus, seinen in England erhaltenen Instruktionen gemäß, dem Vizekönig von Canton seine Ankunft, was abermals Veranlassung zu einem Etikettenstreite wurde, indem nämlich der Vizekonig ihn nicht als Bevollmächtigten Englands anerkennen wollte, weil er ihm nicht von dort aus angemeldet sei. Lord Napier wurde deßhalb angewiesen, sich gleich den übrigen Fremden der Vermittlung der Hongs, einer bestimmten Anzahl chinesischen Kaufleute, welche die Verrichtungen von Mäklern zwischen beiden Nationen zu versehen angewiesen sind, zu bedienen. Natürlich erlaubte die ihm verliehene Würde dieses nicht und er zog sich daher, bedeutend angegriffen, nach Macao zurück, wo er am 26. September anlangte und wo seine Krankheit sich so sehr verschlimmerte, daß er nach einigen Wochen starb.

Während der Jahre 1835 und 1836 erlitt der Handel, unter der Aufsicht des Sir George Robinson, keine wesentliche Unterbrechung. Im Mai 1836 wurde Kapitain Elliot von Lord Palmerston zum Oberaufseher des Handels in China ernannt. Unterdeß hatte nun der Opiumhandel eine bedeutende Höhe erreicht; man scheute sich nicht mehr, statt, wie bisher, sich auf Bocca Tigris, auf Lintin und die Küste zu beschränken, selbst die Flüsse hinaufzufahren, ja das Schmuggeln war so allgemein geworden, daß die chinesische Regierung bald daran dachte, den Handel, wenn nicht ganz zu unterdrücken, doch bedeutend zu erschweren. Kapitain Elliot, der Alles aufbot, um eine gütliche Vermittlung herbeizuführen, berief eine Versammlung der Engländer, welcher auch viele

andere Fremde beiwohnten, zusammen, und forderte die Eigenthümer der auf dem Cantonflusse fahrenden Schmuggelboote auf, binnen dreien Tagen den Fluß zu räumen. Bald nachher lief die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft eines Kin-tschai oder besondern kaiserlichen Bevollmächtigten, Lin-tsih-seun ein, welcher die Seehäfen der Provinz Kwantung einer genauen Untersuchung unterwerfen sollte. Kurz vor seiner Ankunft wurde ein chinesischer Opiumschmuggler ergriffen und von einer beträchtlichen Truppenabtheilung beschützt, auf dem vor den fremden Faktoreien liegenden freien Platze, gleichsam zur Warnung für die Europäer, öffentlich erwurgt.

Am 10. März 1839 traf Lin in Canton ein und erließ bereits am 18. ein Edikt, worin er sagte, er sei mit unumschränkter Vollmacht zur Verhinderung der Opiumeinfuhr bekleidet, und worin er die Fremden aufforderte, alles an Bord der Schiffe befindliche Opium auszuliefern, damit es verbrannt und zerstört werde, zugleich bemerkend, daß die Uebertretenden mit dem Tode bestraft werden würden. Es wurde den Europäern ein Ausstand von drei Tagen bewilligt und ihnen zugleich durch einen Befehl des Hupo die Abreise nach Macao streng untersagt. Am 24. März begab sich der brittische Bevollmächtigte, kein Hinderniß scheuend, nach Canton, wo er die Faktoreien in der größten Bestürzung fand, indem Hr. Dent, einer der achtbarsten Kaufleute in Canton, aufgefordert war, sich in die Stadt vor den Richtstuhl des kaiserlichen Kommissars zu begeben. Kapitain Elliot erklärte sich bereit, Herrn Dent in die Stadt gehen zu lassen, doch nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß man ihm unter dem Siegel des Kommissars verspreche, ihn nie aus seinen Augen wegzuführen; zugleich ermahnte er alle Engländer, sich ruhig zu verhalten. An demselben Abend wurden alle eingeborenen Diener zurückgezogen und alle Lebensmittel abgeschnitten, weil man der Aufforderung des Kommissars nicht nachgekommen sei. Ein Bogen von Booten mit bewaffneter Mannschaft, der, rechts und links die beiden Ufer berührend, sich vor den Faktoreien erstreckte, war aufgezogen und vor dem Eingange des Marktplatzes Tag und Nacht die ganze Gemeinschaft der Hongkaufleute, verstärkt durch eine zahlreiche Wache, aufgestellt. Unter diesen Umständen beeilte sich Kapit. Elliot, eine dringende Aufforderung zur Auslieferung

von sämmtlichem an der Küste befindlichem Opium zu erlassen, um weiteren Gewaltmaßregeln vorzubeugen. Am 3. April kam man überein, der englische Aufseher solle sich in Begleitung der Mandarine und Kaufleute den Fluß hinab begeben und dem Kommissar 20,283 Kisten Opium (im Werthe von 2,500,000 Pfd. Sterling), die zu diesem Zwecke an der Bocca Tigris zusammengebracht worden, ausliefern, während die strenge Einschließung noch bis zum 4. Mai fortdauerte. Die Portugiesen hatten sich diese Umstände zu Nutzen gemacht und ihr sämmtliches Opium von Macao nach Manilla verschifft; allein Lin bestand darauf, daß ihm eine gewisse Quantität ausgeliefert werde, weil er sonst sämmtliche Forts mit chinesischen Truppen besetzen würde. Kapitain. Elliot schrieb mit erster Gelegenheit an Lord Auckland, dem Generalgouverneur von Indien, daß durch diese Maßnahme die Grundlage dieses so wichtigen Handels gänzlich zerrüttet sei und bat, man möchte ihm zum Schutze des Lebens und des Besitzthumes so viele Kriegsschiffe, als irgend in Indien zu entbehren seien, zusenden.

Von jetzt an wurden den Engländern die drückendsten Beschränkungen auferlegt; alle nicht privelegirten Kaufleute und Ladenbesitzer wurden vertrieben, Barrieren, Faktoreien umzingelt und die Fremden zu Gefangenen in ihren eigenen Wohnungen gemacht. Am 25. Mai zog sich Elliot, als er alle brittischen Unterthanen zu Macao in Sicherheit wußte, von Canton zurück. Die Chinesen forderten nun durch offne Proklamation den brittischen Handelsstand zu Unterhandlungen mit den Hongkaufleuten und Ortsvorstehern auf, was Kapt. Elliot veranlaßte, sich in einer direkt an Lin gerichteten Denkschrift bitter über die Treulosigkeit zu beklagen, welche dieser, ohne Vorwissen des Kaisers, sich hatte zu Schulden kommen lassen und die die Ursache des gänzlichen Stockens des Handels gewesen war.

In einem Zwiste zwischen englischen und amerikanischen Matrosen wurde am 7. Juli ein Chinese getödtet; Lin verlangte die Auslieferung des Schuldigen, um diesen, dem chinesischen Gesetze gemäß, mit dem Tode zu bestrafen. Elliot weigerte sich um so hartnäckiger, als eine strenge Untersuchung ergab, daß die That keinem Engländer zur Last fiel und er gemessenen Befehl hatte, in keinem Falle einen brittischen Unterthan den Chinesen auszuliefern. Lin schickte darauf

Truppen nach Macao und befahl dem portugiesischen Statthalter, die Engländer auszutreiben, welche es vorzogen, freiwillig die Stadt zu verlassen und sich im Typahafen einzuschiffen. Am 3. September hielt Lin seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Zur großen Freude der Engländer liefen wenige Tage nachher aus Indien zwei englische Schiffe ein. Von Lin beauftragt, kamen nun Hongkaufleute nach Macao, wo ihnen eine Wiedereröffnung des Handels außerhalb der Bocca Tigris gestattet wurde. Zugleich erlaubten günstigere Umstände den Familien, ihre früheren Wohnungen in Macao wieder zu beziehen. Doch gegen Ende Oktober begannen die Feindseligkeiten auf's Neue und wiederholt verlangte Lin die Auslieferung jenes Mörders. Am 2. November kam es zu einem Seegefecht, in welchem die Chinesen, unter Anführung des Admiral Kwan, sich zwar standhaft widersetzten, allein, der Uebermacht und größeren Geschicklichkeit der Engländer unterliegend, bedeutenden Schaden erlitten.

Die Verhandlungen des Jahres 1840 wurden durch ein kaiserliches Edikt (vom 5. Januar) eröffnet, welches die Engländer der Gnade des Kaisers unwürdig erklärt, und sie aus den Gewässern zu verjagen befiehlt, die übrigen Nationen aber zur Fortsetzung ihres Handels ermuntert. Eine nach Macao entsandte chinesische Schaar bewog den Hyacinth, eines der beiden eingetroffenen Schiffe, am 5. Febr. zum Schutze der brittischen Unterthanen in den Hafen einzulaufen, und es gelang ihm, die Gefahr nochmals abzuwenden. Lin sorgte inzwischen, um die Gunst des Kaisers wieder zu erlangen, nicht allein für die Verstärkung der Seemacht, indem er von den Amerikanern ein altes Schiff, den Cambridge, ankaufte, Kanonenbööte, Schooner u. s. w. bauen ließ, sondern suchte auch die Landtruppen durch Verheißung beträchtlicher Belohnungen zum Kampfe anzuspornen.

Als die Kunde von der schmachvollen Behandlung der brittischen Unterthanen nach England kam, sah das damals die Zügel der Regierung in Händen habende Ministerium Melbourne ein, daß es hier kräftig auftreten müsse. Dennoch gewann die Meinung, die Aufstellung einer bloßen Bedrohungsmacht reiche hin, die Chinesen einzuschüchtern, die Oberhand, und man begnügte sich damit, etwa 3000 Mann nebst 3 Linienschiffen, 2 Fregatten, 14 kleineren Kriegsfahrzeugen und 4 bewaffneten Dampfschiffen auszusenden. Sin-

gapore wurde zum Sammelplatz dieser Seemacht erwählt, und bereits am 21. Juni langte Sir Gordon Bremer, dem der intermistische Befehl übertragen worden, an der Rhede von Macao an, übertrug die Blokade der Stadt Canton und des Stromes dem Kapitän H. Smith, der mit einer Fregatte, 3 Corvetten und einem Dampfschiffe zurückgelassen wurde, und segelte selber am 23. mit seiner Flotte nach dem Norden, um die Insel Tschusan zu besetzen. Fünf Tage später erreichte auch der Oberbefehlshaber und Bevollmächtigte, Admiral Sir George Elliot, an Bord eines Linienschiffes und begleitet von einer Fregatte und zwei Corvetten, die Rhede von Macao, von wo er gleichfalls nach dem Norden sich richtete. Bei seiner Ankunft an der, dem Hafen von Ningpo gegenüber liegenden Insel Tschusan, hatten die Chinesen nach kurzem Widerstande bereits am 5. Juli die Hauptstadt der Insel, Ting-hai, den Engländern geräumt; Elliot verordnete daher nur eine strenge Blokade des Stromes und Hafens von Ningpo, entsandte zwei Corvetten nebst zwei Transportschiffen unter dem Befehle des Kapitän Bethune zur Untersuchung und Beobachtung des Yang-tse-kiang und begab sich selber an Bord des Wellesley, nebst seinen Begleitsschiffen nach der Mündung des Peiho, welche das Geschwader am 11. August erreichte. Bald erblickte man ein Mandarinboot, welches alle chinesischen Junken in den Strom hineinzutreiben schien. Kapitän Charles Elliot, welcher zum zweiten Bevollmächtigten ernannt war, ließ sich mit mehren Offizieren in einer Barke an's Land rudern, wo er von einigen Mandarinen empfangen wurde, die ihn versicherten, der Vizekönig Keschen erwarte seit mehren Tagen ihre Ankunft. Dieser ließ auf die Meldung von der Ankunft der Engländer sie benachrichtigen, er sei nicht ermächtigt zu unterhandeln und müsse erst nach Peking schreiben, wozu er eines Aufschubs von 6 Tagen bedürfe. Die Depesche des Lord Palmerstone wurde entgegengenommen und, um Antwort vom Kaiserhofe zu empfangen, eine neue Frist von 10 Tagen begehrt und zugestanden. Endlich am 28. traf die Nachricht ein, der Kaiser habe Keschen zu seinem Kommissar zur Unterhandlung ernannt. Am 10. Sept. wurden den Engländern, nachdem man sie so lange hingehalten hatte, mitgetheilt, der Kaiser wünsche, daß in Canton, als dem Orte, wo den Britten die zu vergütende Schmach zu Theil geworden, auch

die Untersuchung geleitet würde. Die Bevollmächtigten ließen sich überreden und stimmten dem Vorschlage bei. Wäre man, statt zurückzukehren, den Strom hinaufgefahren, so fielen die große Handelsstadt Tien-sing und mit ihr sämmtliche Getraide-Zufuhren für den Norden des Reiches in die Hände der Engländer und eben so hätte eine strenge Blokade der Flüsse Peiho, Sanho, Tschan-ton und Jang-tse-kiang den Krieg zu einem schnellen, günstigen Ausgang geführt, indem dadurch die Provinz Petscheli mit der volkreichen Hauptstadt, deren Lebensunterhalt einzig von den Zufuhren aus dem fruchtbaren Süden abhängig ist, den Engländern sich blind hätten ergeben müssen. Die Besatzung auf der Insel Tschusan begrüßte freudig die Rückkehr des Geschwaders; unter ihr hatte der Tod schreckliche Verwüstungen angestellt. Mangel an Lebensmitteln, ungesundes Wasser, sumpfiger Boden, übermäßiger Genuß geistiger Getränke hatten eine verheerende Seuche herbeigeführt, die täglich frische Opfer an sich riß. Ein Regiment von 900 Mann war in 3 Monaten auf 291 Mann herabgesunken. Am 14. Nov. verließ der Admiral die Insel, um nach dem Cantonflusse zu fahren, nachdem er vorher durch einen Erlaß, welcher die vermöge eines mit dem kaiserlichen Kommissar Elepu abgeschlossenen Vertrages festgesetzte Gränze, die von den Engländern während der Verhandlungen nicht überschritten werden durfte, bekannt gemacht hatte. Die zurückbleibenden Schiffe, mit etwa 1900 Mann, erlangten, durch Bestechung, Abschrift der geheimsten Staatspapiere und zu treffenden Maßregeln, und so erfuhr man denn auch, daß Keschen, während er in Canton friedfertige Gesinnungen heuchelte, Elepu ermunterte, Tschusan durch rechtliche oder unrechtliche Mittel an sich zu reißen, indem die Feindseligkeiten in kürzester Zeit wieder beginnen würden.

Kurz vorher war ein von seinem Morgenbade zurückkehrender Geistlicher, Herr Staunton, verhaftet und nach Canton geschleppt worden. Ungeachtet der Zusage des Bezirks-Intendanten erklärte der Vizekönig Lin, er sei durchaus nicht gesonnen, den Gefangenen auszuliefern, habe vielmehr den strengen Befehl, die Engländer mit Hülfe der Portugiesen aus Macao zu verdrängen, — eine Erklärung, welche ein Seegefecht zur Folge hatte, in welchem die Chinesen mit bedeutendem Verluste die Flucht ergreifen mußten. Der um-

sichtige Generalgouverneur von Indien sandte im Oktober eine ziemlich beträchtliche Verstärkung und nun verließ am 29. die ganze Flotte die Bay von Tung=ku, um den Strom hinaufzufahren, in der Einfahrt zu Bocca Tigris Anker zu werfen und dort die Unterhandlung mit Keschen abzuwarten. Am 4. December wurde dem Admiral der feierliche Einzug Keschens gemeldet und man zweifelte nun nicht länger mehr an der Abschließung eines ehrenvollen und vortheilhaften Vertrages. Eine immer bedenklicher werdende Herzkrankheit nöthigte den Admiral Sir George Elliot, den Oberbefehl in Sir Gordon Bremer's Hände zu übergeben und nach England zurückzukehren.

Wenn auch Keschen anfangs friedliche Gesinnungen geheuchelt, den Herrn Staunton und viele andere englische Gefangene in Freiheit gesetzt hatte, so ließen doch seine heimlichen Vorkehrungen und Maßregeln, die den Engländern nicht unbekannt blieben, nicht länger über seine böswilligen Absichten zweifeln. Zugleich befahl ein kaiserliches Edikt die Ausrottung der Barbaren und erklärte den geschlossenen Waffenstillstand für aufgehoben; ja die Zuschriften des Kapt. Charles Elliot, der nun allein Bevollmächtigter war, blieben endlich ohne alle Antwort. Am Morgen des 7. Januar 1841 wurden die beiden Forts Tschuen=pi und Ty=cockto angegriffen und nach dem hartnäckigsten Widerstande von Seiten der Chinesen, unter denen ein furchtbares Blutbad angestellt wurde, erstürmt und geschleift. Elliot verlangte nun die Insel Tschuen=pi als Eigenthumsrecht, bestand aber nicht auf seiner Forderung, sondern schloß mit Keschen einen vorläufigen Vertrag ab, durch den die Engländer die Insel und den Hafen Hong=kong, eine Entschädigung von 6 Millionen Dollars und die Wiedereröffnung des Handels in Canton zugesagt wurde, wogegen Großbrittannien die Insel Tschusan abtreten sollte. Elliot beeilte sich, 2 Schiffe mit dieser Botschaft nach der Insel zu entsenden, um die Räumung zu bewerkstelligen. Keschen begehrte nur noch 10 Tage zu genauerer Ueberlegung, bevor er dem Vertrage sein Siegel zur Bestätigung aufdrückte; gleichzeitig verlangten die Chinesen auf's Dringendste, die Schiffe möchten die Mündung der Bocca Tigris verlassen und nachdem Alles dieses ihnen zugestanden worden, fuhr die Flotte unter gegenseitigen Salutschüssen von dannen. Abermals waren die Engländer von den

schlauen Chinesen auf's Vollständigste überlistet worden. Denn nur zu bald nahmen die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang, nachdem Elliot, dessen Zutrauen auf eine friedliche Ausgleichung noch immer nicht gewichen war, den Chinesen wiederholte Fristen zugestanden hatte, während deren diese die Räumung der Insel Tschusan, die Verstärkung ihrer Befestigungen und die Ankunft neuer Truppen abwarten konnten, um dann ihre Maske abzuwerfen. Sir Gordon Bremer besetzte die Insel Nordwangtong, welche den Engländern ein sehr günstiger Landungspunkt war. Durch gut gerichtete Raketen wurde das Hupo oder Hauptzollhaus so wie das Lager der Chinesen zu ihrer größten Bestürzung in Brand gesetzt. Nach einem hitzigen und verheerenden Seegefecht fielen die starken Forts von Anunghoi in die Hände der Britten. Mit unsäglichen Beschwerden erstiegen nun die Engländer den Cantonstrom, in welchem sie bei jedem Schritte neue Hindernisse, Versperrungen oder an der Küste gutbesetzte Forts antrafen; am 15. März befand sich endlich der Strom bis zum Howquafort in ihren Händen. Am 2. März langte von Madras der Generalmajor Sir Hugh Gough an und übernahm den Oberbefehl der Landtruppen. Am 16. wurden die letzten Forts genommen, die englischen Faktoreien besetzt und der Handel wieder eröffnet. Sir Gordon Bremer begab sich nun am 31. nach Calcutta, um dem Generalgouverneur Bericht über die Stellung des Krieges abzustatten, sich mit ihm zu berathschlagen und neue Verstärkungen zuzuführen, während welcher Zeit der unerschrockene Sir H. Le Fleming Stenhouse den Oberbefehl der Seemacht übernahm. Unterdeß hatte der Kaiser auf's Entschiedenste seine Mißbilligung der Uebereinkunft Keschen's bei Tschuen-pi an den Tag gelegt, ihn seines Amtes entsetzt und zur Verantwortung gezogen; zugleich befahl er die Aushebung neuer Truppen, um die Barbaren in Canton zu vertilgen. Im Mai erschienen neue Edikte gegen die Engländer, zu ihrer Ausrottung auffordernd; gegen 50,000 Mann wurden in Canton zusammengezogen, Verstärkungen angelegt, der Handel auf's äußerste bedrückt, so daß entschiedene Maßregeln unvermeidlich waren, und Elliot die brittischen Kaufleute bewog, am 20. Mai Canton zu verlassen. Die Flotte, welche sich bei Eröffnung des Handels theils nach Hong-kong, Macao u. s. w. zurückgezogen hatte, fuhr mit den Truppen unter

Sir Hugh Gough wieder den Strom hinauf. Schon in der Nacht des 21. nahten sich die chinesischen Brander der Flotte, wurden aber unschädlich gemacht. Große Verheerungen bewirkte das Schiff „Nemesis" unter den chinesischen Kriegsjunken, welche gänzlich zerstört wurden. Am 24. nahmen die Engländer die von den Chinesen ausgeplünderten Faktoreien in Besitz. Mit großer Mühe wurde die Landung der Truppen bewirkt, welche die Umgegend von Canton recognoscirten; am 28. wurden die beiden auf steilen Hügeln gelegenen Forts im Westen der Stadt angegriffen und genommen, eben so das Lager der Chinesen, das bald in Flammen aufloderte; doch hatten die Engländer einen bedeutenden Verlust erlitten, indem sie 70 Todte und Verwundete zählten. Des andern Morgens sahen die Engländer von den Anhöhen herab die Chinesen schaarenweise die empfindlich gedemüthigte Stadt verlassen, auf deren Mauern die weiße Stillstandsflagge wehte. Man war, weil keine Unterhandlungen Statt gefunden hatten, am folgenden Morgen bereit, die Stadt mit Sturm zu nehmen, als ein Bote, welcher Abends vorher den Weg verfehlt hatte, mit einem Schreiben des Bevollmächtigten Elliot eintraf, das auf Grund einer mit den Chinesen gepflogenen Uebereinkunft die Feindseligkeiten bis Mittag auszusetzen bat. Der Vertrag kam zum Abschlusse. Es war in demselben festgesetzt, die drei kaiserlichen Kommissare sollten mit allen nicht der Provinz angehörigen Truppen binnen sechs Tagen die Stadt verlassen und sich mehr als 60 Meilen von ihr zurückziehen; den Engländern sollten binnen einer Woche 6 Millionen Dollars gezahlt werden; sie sollten ihre Stellung beibehalten, alle Feindseligkeiten aber ausgesetzt werden; nach geschehener Zahlung der Kriegsentschädigung sollten sämmtliche brittische Streitkräfte sich außerhalb der Bocca Tigris zurückziehen, Wangtong und alle befestigten Plätze im Innern des Stromes aber den Chinesen zurückgeben.

Nachdem die Chinesen dem Vertrage in allen Punkten nachgekommen, schifften sich am 1. Juni die Artillerie und die Landtruppen nach Hong=kong ein, das von Elliot zum Freihafen erklärt wurde. Waren, trotz des anstrengenden Dienstes, im Mai keine Krankheiten zum Vorschein gekommen, so zeigten sich jetzt mit einem Male Fieber und Dyssenterie, die furchtbare Verheerungen anrichteten und als erste Beute

den unerschrockenen Commodore Sir H. B. Fleming Stenhouse hinrissen. Dazu kam noch die aus den sumpfigen Gegenden aufsteigende verpestete Luft, die mit den ungünstigsten Umständen gepaart, gar Manchem ein frühes Grab bereiteten.

Als der Gesundheitszustand der Truppen sich wieder merklich gebessert hatte, hielt Sir Gordon Bremer, der am 18. Juni von Bengalen zurückgekehrt und durch den Generalgouverneur von Indien zum Mitbevollmächtigten Ihrer Majestät ernannt worden war, es an der Zeit, die schon lange projektirte Unternehmung gegen Amoy zu beginnen, und hatte deshalb Befehl gegeben, daß die Schiffe sich bei Hongkong sammelten. Ein furchtbarer Typhon, der am 21. Juli zum Ausbruch kam, hatte vielen Schiffen bedeutende Beschädigungen zugefügt und dem Kriegskutter Louise, dessen Mannschaft nur wie durch ein Wunder dem Verderben entging, den Untergang bereitet.

Inzwischen war von England her die Nachricht von der Ernennung Sir Henry Pottinger's zum alleinigen Bevollmächtigten Ihrer Majestät in China und des Rear-Admirals Sir William Parker zum Oberbefehlshaber der Truppen eingetroffen, weshalb man die beabsichtigte Expedition bis zu deren Ankunft zu verschieben beschloß. Am 9. August landeten die beiden Neuernannten in Macao. Sir W. Parker begab sich sogleich zur Beschleunigung der nöthigen Vorkehrungen nach Hong-kong, dem Sammelplatz der Flotte, indeß Sir H. Pottinger den Behörden seine Ernennung ankündete und zugleich eine Proklamation erließ, in der er seine Absicht aussprach, den Krieg einem möglichst schnellen und günstigen Ausgang entgegenzuführen, wobei er auf alle diesem Ziele entgegenstehenden Handels- oder persönlichen Interessen keine Rücksicht nehmen könne, noch werde. Seine Ankunft und sein entschiedenes Auftreten erregte allgemeine Freude unter den Britten, weil Elliot, wie achtungswerth er als Offizier, Beamter und Bürger auch immer sein mochte, seiner diplomatischen Stellung durchaus nicht gewachsen schien. Zugleich sah sich der tapfere, allgemein beliebte Sir Gordon Bremer durch seine in hohem Grade geschwächte Gesundheit genöthigt, China zu verlassen.

Um so eifriger ward nun die Rüstung der zur Expedition nach Amoy nöthigen Schiffe betrieben. Am 22. August

verließ die Flotte, unter Zurücklassung einer hinlänglichen Beschützung des Cantonstromes, den Lemmakanal, und ankerte, am Abend des 25. August, vor dem Einlaufe des Hafens von Amoy, einer Hauptstadt dritten Ranges, die durch die Vortrefflichkeit ihres Hafens zum Handel sehr geeignet ist. Die Mandarine, welche sich erkundigten, was eine solche große Flotte in den innern Gewässern suchte und welche dieselbe, wenn sie nicht des Handels wegen gekommen sey, zur augenblicklichen Rückkehr aufforderten, wurden ersucht, wegen gewisser zwischen beiden Nationen obwaltenden Mißhelligkeiten Stadt und Befestigungen von Amoy auszuliefern und zum Zeichen ihrer Einwilligung die weiße Flagge aufzuziehen. Gegen 1 Uhr wurde der Hafen, der durch eine starke aus Granit gebaute und mit Rasen überkleidete Batterie von mehr als einer Meile Länge und mit hundert Geschützen versehen, in zwei Seiten angegriffen. Die im Eingange der Hafenbucht gelegene kleine Insel Kolong-fu wurde genommen; dagegen konnte die Stadt und die Citadelle von Amoy erst am Morgen des 26. besetzt werden, weil die Landung der Truppen mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden und nur langsam zu bewirken war; man fand die Stadt von den meisten Bewohnern verlassen und nur der plünderungssüchtige Pöbel war zurückgeblieben, um sich ihre Abwesenheit zu Nutzen zu machen. Die Engländer fanden in den Batterien und Befestigungen der Stadt 650 Kanonen von verschiedener Größe, welche unbrauchbar gemacht wurden; sie zählten nur einen Todten und 16 Verwundete unter ihrer ganzen Truppenzahl.

Am 6. September ging die Flotte unter Segel, um die Wiedereroberung der Insel Tschusan, welche die Chinesen, wie wir gesehen, durch List wieder errungen hatten, zu versuchen. Am 26. wurde eine Erkennungsfahrt angestellt, wobei man sich überzeugte, daß die Chinesen die Zeit wohl benutzt hatten, indem man eine Menge neu errichteter Batterien, welche nicht ohne die äußersten Anstrengungen hervorgerufen werden konnten, antraf. Der Angriff begann am Morgen des 1. Oktobers. Die Landung der Truppen ward nicht allein durch die rasche Strömung, sondern auch durch unausgesetztes Feuern der Chinesen erschwert; dennoch stieg eine Truppenabtheilung unter dichtem Kugelregen eine steile Anhöhe empor; die Chinesen leisteten entschlossenen Wider-

stand und Mann an Mann wurde gefochten. Endlich wurde Ting-hai, die Hauptstadt der Insel erstürmt, das englische Banner auf ihren Wällen aufgepflanzt und eine Militärregierung unter hinreichendem Schutze auf der Insel zurückgelassen.

Unter günstigem Wind schifften sich am 7. Oktober die Truppen von Neuem ein, um die Einnahme von Tschin-hai und Ningpo zu versuchen. Tschin-hai ist eine von einer zweiundzwanzig Fuß hohen Mauer eingeschlossene Stadt, die am linken Ufer des Ta-hai- oder Ning-po-Stromes gelegen und durch eine starke Citadelle, welche sich auf einem steilen Hügel von 250 Fuß erhebt, vertheidigt ist; eine starke Besatzung sollte zu deren Beschützung hierhin gelegt sein. Am 9. ankerte das Geschwader im Angesichte von Tschin-hai und nach hartnäckiger Gegenwehr wurde die Stadt, welche von den Chinesen für unüberwindlich gehalten wurde, und deren Befestigung ungeheuren Geld- und Kraftaufwand erfordert hatte, in wenigen Stunden Eigenthum der siegreichen Engländer. Was dieser Eroberung um so größeren Werth verlieh, war der Umstand, daß diese Stadt das Zeughaus und die Waffenschmiede für die ganze Provinz und der Schlüssel zu der bevölkerten Stadt Ning-po war. Ungefährdet konnten nun die Britten am 12. stromaufwärts die fünfzehn Meilen höher gelegene Stadt Ning-po erreichen, deren Bewohner im blinden Vertrauen auf die Befestigung von Tschin-hai nicht an Widerstand dachten und den Siegern willig die Thore öffneten. Die aus Tschin-hai und Ning-po geflohenen chinesischen Truppen warteten einige Monate lang auf verheißene Verstärkungen und besetzten nach deren Ankunft die Städte Yuyao, Tsikih und Funghwa, welche etwa vierzig, zwanzig und dreißig englische Meilen von Ning-po aufwärts gelegen waren, in der Absicht, von hier aus den Britten die Zufuhren von Lebensmitteln abzuschneiden, doch wurden diese gegen Ende des Jahres durch zwei eiserne Dampfboote, welche stromaufwärts fuhren, ausgetrieben.

Während nun die Engländer frühzeitig in Ning-po die Winterquartiere bezogen, erließ der Kaiser fortwährend Ausrottungsedikte gegen sie, die noch immer von ihm als rebellische Unterthanen angesehen wurden. Es war vorauszusehen, daß die Chinesen alle Kräfte aufbieten würden, sich für die erlittenen bedeutenden Verluste zu entschädigen. Bereits im

Monat Februar trug man sich vielfach mit dem Gerüchte, daß die Chinesen eifrige Vorkehrungen träfen, um einen gleichzeitigen Angriff gegen die beiden Städte Tschin-hai und Ning-po zu unternehmen und daß sie zu diesem Zweck eine ansehnliche Waffenmacht bei Han-tschao zusammenzögen. Indeß hielten die Engländer diese Gerüchte für grundlos. In der Nacht vom 10. März (1842) wagten aber die Chinesen einen Angriff; gegen zehntausend Mann rückten zu den Thoren von Ning-po herein, wurden aber auf dem Markte durch ein lebhaftes Feuer der Engländer mit großem Verluste zurückgetrieben, mit noch größerer Leichtigkeit wehrten sie den Angriff von Tschin-hai ab. Zugleich wurde ein Dampfboot nach der Insel Taisam entsandt, weil, wie man sagte, hier eine große Streitmacht zusammengezogen worden sein sollte, welche man mit Leichtigkeit auseinanderjagte. Auf die Nachricht von diesem Angriff auf Ning-po und Tschin-hai begab sich Sir Hugh Gough, welcher vernommen hatte, daß eine chinesische Waffenmacht von 6—7000 Mann herannahe, am 13. März mit 600 Mann und zwei Kanonen längs dem Ufer des Ning-po-Stromes aufwärts, während ein gut bemanntes Schiff die Seite der am Lande vorrückenden Truppen deckte; als der Oberbefehlshaber jedoch nach Lisot, einem etwa 7 Meilen von Ning-po entfernten Dorfe, kam, vernahm er, daß der Feind sich jenseits der Hügel zurückgezogen hatte. Gemeinschaftlich mit dem unterdeß nebst zwei Dämpfern und einer starken Bemannung eingetroffenen Admiral Parker, beschloß er nun, weiter vorzudringen, um des Feindes feste Stellung bei Tsikih anzugreifen, der auf den, eine halbe Meile von der Stadt entlegenen Si-yao-Hügeln ein zahlreiches Heer zusammengezogen haben sollte. In Tsikih selbst hatten die Chinesen bedeutenden Kriegsvorrath gesammelt, dagegen war die Kriegskasse nach dem von sechstausend Soldaten vertheidigten und gut befestigten Tschun-ki paß gebracht worden. Die Chinesen wurden mit großem Verlust aus ihrem Lager getrieben, welches, nachdem die Engländer die zurückgelassenen Geschütze und Waffen gesammelt hatten, am 16. in Flammen gesetzt wurde. Am selben Tage fiel auch der Tschun-ki-paß in die Hände der Engländer; doch hatte der Feind noch Zeit genug mit seinem Geschütz und der Kriegskasse den Rückzug anzutreten. Am 18. traf die Expedition wieder in Ning-po ein. Bis zum Mai wurden alle offenen

Feindseligkeiten vermieden, wenn wir einen Versuch der Chinesen, die Flotte bei Tschusan durch Brander anzuzünden, ausnehmen; derselbe wurde jedoch durch die Wachsamkeit und Geistesgegenwart der Engländer vereitelt und etwa hundert dieser gefährlichen Fahrzeuge zerstört.

Sir Henry Pottinger hatte sich zu Anfang des Mai persönlich nach Hong-kong begeben, um dort verschiedene Anordnungen zu treffen. Während einer kurzen Anwesenheit in Macao machten ihm die chinesischen Behörden von Canton verschiedene Vorschläge, nur um Zeit zu gewinnen und die den Norden bedrohende Gefahr abzuwenden; sie wurden aber, da Pottinger ihren Plan vollkommen durchschaute, abgewiesen; ebensowenig kümmerte er sich um die Friedensverletzungen, welche die Chinesen durch angestellte Rüstungen auf dem Cantonstrome sich zu Schulden kommen ließen, weil er wohl einsah, daß alle hier angestellten Operationen nicht zu der ersehnten Entscheidung führen würden. Er beeilte sich daher, zu Anfang des Juli nach Tschusan zurückzukehren.

Indeß waren auch von England und Indien aus die längst erwarteten Verstärkungen der Land- und Seemacht eingetroffen, unter andern vier vollzählige Regimenter der Madras-Infanterie, so daß die brittische Flotte jetzt 56 Kriegsschiffe, worunter 17 Dämpfer und gegen 50 Transportschiffe zählte, während die Landtruppen sich auf 15,000 Mann beliefen.

Nach Zurücklassung einer starken Seemacht auf dem Cantonstrome wurden die Verstärkungen nach dem Norden entsandt. Die beiden Befehlshaber waren im Mai nicht unthätig gewesen, sondern hatten Tscha-pu, eine etwa fünfundfünfzig Meilen nordwestlich von Tschin-hai gelegene bedeutende Hafenstadt, die, wie Canton das Monopol des Handels mit Europa, jenes des Handels mit dem japanischen Reiche besitzt, in Angriff genommen. Am 18. Mai eröffneten drei Kriegsschiffe das Feuer auf die chinesischen Batterien, welches nur schwach erwidert wurde. Gleichzeitig wurde die Landung der Truppen bewirkt, welche rasch die äußern Vertheidigungswerke besetzten. Nur ein Posten von 300 Mann, meist Tataren, die keineswegs den Ruf der Feigheit verdienten, den man den Chinesen beilegt und die einen großen Tempel besetzt hielten, leistete, als ihnen der Rückweg abgeschnitten war, eine verzweifelte Gegenwehr, und fügte den Engländern mehr Schaden zu, als sie bei irgend einem andern Zusammentreffen

mit den Chinesen erlitten hatten. Man sah sich genöthigt, das Ghoshaus oder den Tempel zu zertrümmern, in welchem man 40 Tataren zu Gefangenen machte; Alle Uebrigen hatten den Tod gefunden.

Wie erbittert die Chinesen gegen ihre Todfeinde, die Engländer, waren, geht aus den unablässigen Versuchen hervor, die sie machten, ihnen zu schaden. Am 18. Mai befand sich die englische Flotte zu Tschusan plötzlich von Branderflößen umgeben, die nur durch große Wachsamkeit und Anstrengung von den Schiffen abgehalten werden konnten. Auch in Ting-hai wurde die Besatzung nicht wenig gefährdet, indem man Pulverfässer einsenkte und anzündete; vier bis fünf Häuser wurden gesprengt und die Truppen mußten die Stadt verlassen, um die vor derselben gelegenen neu erbauten Barracken zu beziehen.

Am 28. Mai verließ die Flotte Tscha-pu und legte auf der Höhe der sogenannten schroffen (rugged) Inseln bis zum 13. Juni vor Anker. Der Bevollmächtigte war von Hongkong zurückgekehrt und wenige Tage nach ihm begrüßte man auch freudig die englischen Verstärkungen. Die ganze Flotte näherte sich nun der Küste und überfuhr die Barre in dem Yang-tse-kiang, dessen Ufer mit starken Befestigungen gesichert worden waren, auf deren Zuverlässigkeit die Chinesen so sehr bauten, daß sie die Erkennungsfahrten, welche die Britten anstellten, durchaus nicht hinderten. Die Engländer fuhren den Strom hinauf, bis zu dem Punkte, wo er den Wusung-Fluß empfängt, und wo sie ungeheure Befestigungen zur Vertheidigung der Einfahrten antrafen. Am 16. bei Tagesanbruch wurde das Feuer eröffnet und zwei Stunden lang unaufhörlich mit großer Lebhaftigkeit fortgesetzt und von den Chinesen erwidert. Als Letztere endlich nachließen, wurde eilig die Landung der Truppen ausgeführt, welche den Feind aus seinen Batterien vertrieben. Zweihundert fünfunddreißig Kanonen, meist alle schweren Kalibers und eilf Fuß Länge, wurden genommen. Ungeachtet die Chinesen sich bei dieser Gelegenheit ihrer Geschütze mit großer Geschicklichkeit bedient hatten, zählten die Engländer nur 2 Todte und 25 Verwundete. Am 17. Juni fuhren einige leichte englische Schiffe den Wusungfluß empor, trafen aber nur eine vom Feinde verlassene, mit Geschütz besetzte Batterie an; einen Angriff, den die Chinesen am 19. in der Nähe der Stadt Schang-hai

aus zwei Batterien wagten, schlug man mit Leichtigkeit zurück; die Chinesen wurden verjagt, die Batterien mit sämmtlichem Geschütz genommen, die Stadt besetzt und die öffentlichen Gebäude niedergerissen. Auf der Erkennungsfahrt, die der Admiral mit zwei Eisendämpfern des folgenden Tages, noch 50 Meilen höher als Schang-hai anstellte, wurden noch mehre Feldwerke genommen, so daß bei dieser Unternehmung den Engländern im Ganzen 364 Kanonen in die Hände fielen. Von höhern chinesischen Beamten wurde keiner angetroffen; sie schienen mit ihren Truppen nach den benachbarten größern Städten Su-tschu, Hong-tschu-fu und Nanking entflohen zu sein. Schang-hai ist eine sehr beträchtliche Stadt mit einem ausgezeichneten Hafen, der durch Kanäle mit allen Strömen des Landes in Verbindung steht, wodurch sie sich zu einem der ersten Handelsplätze des Reiches aufgeschwungen hat. Nachdem die ausgedehnten Festungswerke der Stadt Wusung am Yang-tse-kiang zerstört und die Chinesen aus ihren Batterien vertrieben waren, ankerte am 20. Juli die fast 70 Segel zählende Flotte im Angesichte von Tschin-kiang-fu, einer sehr starken Stadt, von 4 Meilen Umfang und mit einer fünfundzwanzig bis dreißig Fuß hohen Mauer umgeben; hier durchbricht der große Kaiserkanal den Yang-tse-kiang. Am 21. landeten die Truppen, nahmen ohne Mühe ein von 3000 Soldaten vertheidigtes Lager und griffen jetzt die Stadtmauern an. Hier war es, wo der eigentliche Kampf sich entspann. Die tapfere tatarische Besatzung richtete auf die Angreifenden ein wohlgenährtes Feuer; jeder Zoll mußte ihr mühsam abgerungen werden. Ein irischer Lieutenant, Cuddy genannt, war der Erste, der die Stadtmauer erstieg, auf der eine Viertelstunde später das englische Banner wehte. Die Engländer erlitten einen ziemlich ansehnlichen Verlust. Die Chinesen aber überließen sich, als keine Hoffnung, sich zu retten, mehr übrig blieb, der Verzweiflung; der Kampf ward in den Straßen der eroberten Stadt noch fortgesetzt und ganze Familien stürzten sich in den Strom oder tödteten einander gegenseitig, den Tod der Schmach der Gefangenschaft vorziehend. Nachdem die Blutarbeit zu Tschin-kiang-fu vollbracht und eine hinlänglich starke Besatzung zurückgelassen war, segelte die brittische Flotte den Strom gegen zehn Meilen aufwärts nach Nanking, wo der Strom eine Tiefe von 70 Fuß und eine Breite von einer Meile hat, mithin

die ansehnlichsten Kriegsschiffe ohne alle Gefahr vor Anker gehen konnten. Am 4. August 1842 ankerte das erste europäische Schiff an den Mauern der bis dahin unzugänglichen alten Kaiserstadt Nanking. Wenn auch die Besatzung 14,000 Mann zählte, so war doch die chinesische Regierung zu besonnen, eine so volkreiche Stadt wie Nanking in Gefahr zu setzen, das nämliche Schicksal wie Tsching-kiang-fu zu erleiden. Es wurden daher Stillstandsflaggen auf den Mauern aufgepflanzt und gleich nach Landung der Truppen die Unterhandlungen begonnen. Die Feindseligkeiten wurden bis zum 15. ausgesetzt. An diesem Tage trafen die durch kaiserliches Handschreiben beglaubigten Bevollmächtigten ein. Es waren ihrer drei: Ki-Yung, Prinz der kaiserlichen Familie und Oberbefehlshaber der tatarischen Truppen, Elepu, Statthalter der Provinz Tschu-kiang und Yun, General der Provinzen Kiang-su und Kiang-si und nach mehren Konferenzen an Bord des Cornwallis wurden die Bedingungen des Traktats unterzeichnet. Die wichtigsten Bestimmungen desselben sind folgende:

1. Dauernder Friede und freundschaftliches Einverständniß zwischen den beiden Reichen.

2. China hat binnen dem gegenwärtigen und drei folgenden Jahren 21 Millionen Dollars zu entrichten.

3. Die Häfen von Canton, Amoy, Fu-tscheu-fu, Ningpo und Schang-hai sollen den brittischen Kaufleuten geöffnet sein, Consulatsbeamten, die dort ihren Wohnsitz haben, ernannt werden, und regelmäßige, gerechte Tarife für die Einfuhr- und Ausfuhr-, so wie auch für die inländischen Transit-Zölle, eingeführt und veröffentlicht werden.

4. Die Insel Hong-kong soll für immer an Ihre brittische Majestät, deren Erben und Nachfolger abgetreten werden.

5. Alle Unterthanen Ihrer brittischen Majestät, seien sie aus Europa oder Indien gebürtig, die in irgend einem Theile des chinesischen Reiches gefangen sind, sollen ohne alle Bedingung freigegeben werden.

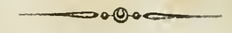
6. Von dem Kaiser soll unter Seinem kaiserlichen Handzeichen und Siegel ein Act vollkommenster Amnestie zu Gunsten aller chinesischen Unterthanen erlassen werden, welche der brittischen Regierung oder deren Beamten Dienste geleistet oder mit ihnen verkehrt, oder unter ihnen gelebt haben.

7. Die Correspondenz zwischen den Beamten beider Regierungen soll auf vollkommen gleichem Fuß geführt werden.

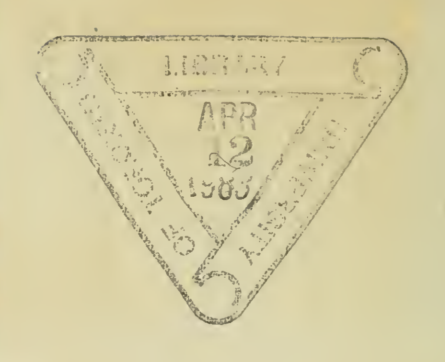
8. Sobald die Einwilligung des Kaisers in diesen Traktat erlangt und die Zahlung der ersten sechs Millionen Dollars erfolgt ist, sollen die brittischen Truppen sich von Nanking und aus dem großen Kanal zurückziehen und auch die Militairposten zu Tschin-hai sollen zurückgezogen werden, aber die Inseln Tschusan und Kulangsu sollen so lange behauptet bleiben, bis die Geldzahlungen und die Einrichtungen zur Eröffnung der Häfen vollständig erfolgt sind.

Diese Resultate übersteigen die kühnsten Erwartungen, welche die Engländer nach dem erfahrenen Widerstande und den ungeheuren, fast unerschöpflichen Kräften des Reiches der Mitte hegen durften. Die 21 Millionen Dollars sammt den für die Losgabe Canton's bereits früher entrichteten 6 Mill. verschwinden vor der unberechenbaren Zukunft, welche sich dem brittischen Handel eröffnet. Von nun an hat derselbe Zugang in fünf Häfen, die in ebensoviel verschiedenen Provinzen, deren Einwohnerzahl sich auf 70 Millionen beläuft, liegen, und von denen drei an den Kaiserkanal, die große Wasserstraße des Reiches, stoßen. Die Insel Hong-kong, die auf immer den Ennländern abgetreten worden, liegt in dem Golf, in dem sich der Cantonstrom ergießt; sie besitzt einen vortrefflichen, vor Stürmen aller Art gesicherten Hafen, der für den Handel von unberechenbarer Wichtigkeit ist.

Am 29. August wurde der Vertrag von dem Kaiser angenommen, obgleich die Ratification desselben erst im Laufe dieses Jahres (1843) erfolgt ist, weil der Kaiser darauf bestand, daß der Vertrag zuerst von der Königin Victoria unterzeichnet werde.



Druck von J. W. Dietz in Köln.


LIBRARY
APR
12

cd.

e reich. Oder China's leben, denken,
chte. In vier bänden ... Crefeld, J. H.

ed.

iG.i T. Die Chinesen wie sie sind.—2. bd. Kun
ncius.—3. bd. She king. Schi-King; oder, Chine-

